BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

stx
PT1141
A2
B5
1903
v.3

Aus der Bibliothek
von
OHIO STATE
UNIVERSITY
LIBRARIES

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die Annoncenexpedition von **August Scherl**, G. m. b. H., **Berlin SW. 12**, Zimmerstrasse 37/41, sowie in deren nachstehenden Filialen: **Breslau**, Schweidnitzerstrasse, Ecke Carlsstrasse 1; **Cassel**, Obere Königstrasse 27; **Dresden**, Seestrasse 1; **Düsseldorf**, Schadowstrasse 59; **Elberfeld**, Herzogstrasse 38; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstrasse 39; **Köln a. Rh.**, Hohestrasse 145; **Leipzig**, Petersstrasse 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaulingerstrasse 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Königstrasse 33/37; **Stuttgart**, Königstrasse 11, sowie durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlage erscheint:

Das überseeische Deutschland.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild.

Mit zahlreichen Textillustrationen und Karten.

Vollständig in 20 Lieferungen in Lexikon-Format.

Jede Lieferung 40 Pfennig.

In gleichem Maße, wie unsere Kolonien an wirtschaftlicher Bedeutung gewinnen, vertieft sich das Interesse für dieselben und dringt in immer weitere Kreise.

Ein einheitliches Werk über die gesamten Kolonien des Reiches darf daher in erster Linie als wertvoll gelten für alle durch Beziehungen politischer, kommerzieller oder wissenschaftlicher Natur an der Entwickelung unserer Kolonien Beteiligten. Es wird aber auch darüber hinaus für die große Menge der Gebildeten dem Bedürfnis dienen, in interessanter Weise sich über den kulturellen Stand unserer überseeischen Besitzungen zu informieren und über koloniale Fragen aus einem auf der Höhe der Zeit stehenden, authentischen Nachschlagewerke Auskunft zu erhalten.

Als Mitarbeiter haben wir eine Reihe von Gelehrten und Praktikern von Ruf gewonnen, welche Land und Leute aus eigener Anschauung eingehend kennen lernten. Die Illustrationen sind fast durchweg nach Originalaufnahmen hergestellt und daher von großer Naturwahrheit.

Das überseeische Deutschland wird nachstehende Abschnitte enthalten:

Kamerun. Von Hauptmann a. D. Hutter, Weilheim.
Togo. Von Dr. R. Büttner, Berlin.
Südwest-Afrika. Von Prof. Dr. Dove, Jena.
Ost-Afrika. Von A. Seidel, Generalsekretär der deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin.
Neu-Guinea. Von C. v. Beck, Direktor der Neu-Guinea-Compagnie, Berlin.
Besitzungen im Stillen Ozean. Von H. Seidel, Berlin.
Samoa. Von Dr. Reinecke, Breslau.
Kiautschou. Von Kapitänleutnant Deimling, Berlin.

Probelieferung und Abonnement in allen Buchhandlungen.

Neu eingeführt.

Allen Hotels und Restaurants empfohlen.

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine,**
verzollt
ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen
franko gegen Einsendung von **M. 2.70.**

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
verzollt
ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 Flaschen franco **M. 2. 80.**

Natur- ● ● reinheit ● garantiert.

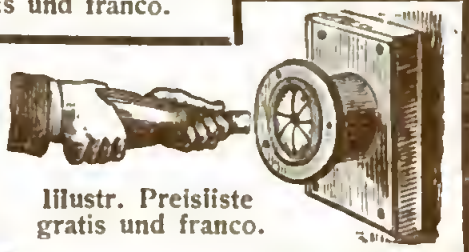
ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59, Baden, u. Kreuzlingen, Schweiz.

Proben und **Preisliste** gratis und franco.

Verbess. Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine

Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redact. bespr. in Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig.

ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59.



Illustr. Preisliste gratis und franco.

Die altbewährte

MAGGI-WÜRZE

ist und bleibt

das beste, billigste u. ausgiebigste Mittel, um schwacher Bouillon, Suppen, Saucen, Gemüsen, Fleischspeisen u. s w. augenblicklich einen äusserst feinen, kräftigen Wohlgeschmack zu geben. Wenige Tropfen — beim Anrichten zugefügt — genügen. • In Fläschchen von 35 Pfennig an in allen Kolonialwarengeschäften käuflich.

• • • **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.** • • •

Bei uns ist erschienen:

Illustrierte Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts.

Mit vielen Illustrationen, Karten im Text, sowie ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen. In elegantem Ganzleinenband. Preis 9 Mark 50 Pfennig.

Auch in 30 Heften à 25 Pfennig zu beziehen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Die Kassette“ von Friedrich Thieme. (S. 82)
Originalzeichnung von Zander & Labisch.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

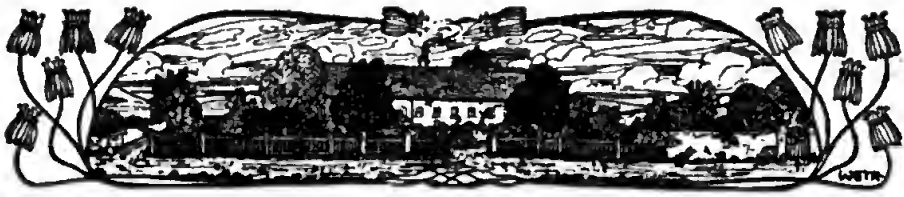
Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1903 • Dritter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Inv. Schwalbach, Österr.
Bek. - Kgl. u. Kais. Hofbuchdruckerei
Universitäts- u. Hof-Buchhandlung. 1938
№ 3.
STX
PT 1141
A2 B5
1903
v. 3

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Brot oder Tod! Sizilianischer Roman von Woldemar Urban (Fortsetzung) 7

Die Kassette. Erzählung von Friedrich Thieme . . . 78
Mit Illustrationen von Zander & Labisch.

Strassburger Gänseleberpasteten. Gastronomische Skizze von Friedrich Lange 104
Mit 8 Illustrationen.

Waldzauber. Novelle von Reinhold Ortmann 121

Hindelang und Hinterstein. Ein Streifzug ins Allgäu. Von Hans Scharwerker 174
Mit 9 Illustrationen.

Für die Katze. Humoreske von H. Abt 189

Das Rebhuhn in Nordamerika. Eine Jagdskizze von W. H. Geinborg 198
Mit 6 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die beiden Kammerjunker 212

Neue Erfindungen:

I. Einwurfkasten für Briefe und Waren 215
Mit 3 Illustrationen.

II. Ein neuer praktischer Federhalter 217
Mit Illustration.

Charles Dickens als Spieler 218

Die Tiere und der Rausch 220

Die Oudewaterer Hexenwage 223

Schloss Neuhabsburg in der Schweiz 224
Mit Illustration.

Seite

Alles schon dagewesen 226
Allerlei von Zwillingen 228
Interessante Rechenexempel 229
Wie Friedrich der Grosse über Beleidigungen dachte . 231
Ein Klapperschlangenessen 232
Mit 3 Illustrationen.
Vorschläge eines Kronprätendenten 235
Ein desertiertes Landwehrbataillon 236
Ein interessanter Trinkbecher 239
Verbrechen als Reklame 240
Treue eines Dieners 243
Büffelfähre auf den Philippinen 243
Mit Illustration.
Das gemalte Ordenskreuz 245
Wie man früher Handwerksmeister wurde 245
Eine interessante Inselgruppe 247
Eine einträgliche Schere 248

Brot oder Tod!

Sizilianischer Roman von Woldemar Urban.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Der Staatsanwalt Emanuele De Luca stammte aus einer kleinen Beamtenfamilie, die, obwohl adelig, nichts ihr eigen nannte als eben das Einkommen aus ihrem Amt. Sein Vater war Bibliothekar an einer der großen Staatsbibliotheken, und da er außer seinem Sohn Emanuele noch zwei Töchter hatte, so bedurfte es vieler Entbehrungen und pekuniärer Anstrengungen, um dem Sohne das Studium zu ermöglichen.

Vielleicht war es diese strenge Schule von Hause aus, die dem jungen Juristen eine ernste, gewissenhafte Lebensanschauung beigebracht. Wie oft war ihm von seinem Vater schon zu einer Zeit, wo andere junge Leute sich noch in allerhand Jugendeseleien gefallen, gesagt worden: „Du übernimmst durch den Aufwand, den deine Erziehung und dein Studium verursacht, die Verpflichtung, der Hort der Familie zu sein, deinen Schwestern zu helfen, wenn sie deiner Hilfe je bedürfen sollten, denn du studierst zum Teil mit auf ihre Kosten."

Herr De Luca war sich dieser Verpflichtung stets bewußt geblieben. Streng und gemessen, fleißig und strebsam, von peinlicher Rechtlichkeit, war er eigentlich in seinem innersten Wesen das Muster eines Staatsanwalts. Nichts war ihm so zuwider als Unordnung, Ungesetzlichkeit, Bosheit und versteckte oder offene Verworfenheit. Das Gesetz war ihm faktisch in Fleisch und Blut übergegangen, und das wurde ihm in Sizilien zum Märtyrertum.

Er hätte mit seinen Anschauungen überallhin besser gepaßt als nach Sizilien, wo es dem Gesetz wie vielleicht nirgends in Europa an Achtung und Ansehen mangelt, wo sich ganze Bevölkerungsklassen zum gemeinsamen Verbrechertum zusammenfinden.

So wurde ihm sein Amt zur Qual. Seine Untersuchungen gegenüber einer skrupellosen, verlogenen Bevölkerung, die einen Meineid, einen Mord unter Umständen als ihr natürliches Recht ansah, machten ihn nervös, müde und matt, manchmal bis zur Verzweiflung. Schon in dem Prozeß gegen Baron Gualtieri hatte er bemerkt, welche feindselige Macht er in der Bevölkerung von Palermo gegen sich hatte. Leute, die in der Voruntersuchung belastend ausgesagt hatten, widerriefen in der Hauptverhandlung alles und beschworen ohne Zögern das Gegenteil, und wenn er dann auf die psychologischen Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten solcher Ergebnisse hinwies, den Geschworenen den Schuldbeweis sozusagen in den Mund strich, so konnten sich diese doch nicht von der Schuld „überzeugen“ und sprachen den Angeklagten frei.

Nun lag wieder die Untersuchung gegen Salvatore Colantonio vor. Dort hatte man — nach der Überzeugung De Lucas, der er jetzt nicht einmal mehr Ausdruck geben durfte — einen Schuldigen laufen lassen,

hier lag die Gefahr vor, daß man einen Unſchuldigen verurteilte. Sah denn dieſes Volk nicht ein, wie entſetzlich es ſelbſt unter ſolchen Zuſtänden leiden mußte? War der Egoismus ſo ſtark, daß er das Rechtsgefühl und die Moral ganzer Bevölkerungsklaſſen zerfaſerte? *)

Der Procuratore ſtützte müde den Kopf in die Hand und überlas noch einmal das Protokoll, das ſein Sekretär ſoeben über die Vernehmung des Gaetano Ruſſo aufgeſetzt hatte. Gaetano hatte alſo richtig angegeben, daß er auf der Rückkehr von dem Commendatore dei Falconari mit Salvatore Colantonio in der Kapelle der Madonna del Mare zuſammengetroffen, und dieſer ihm erzählt habe, daß er die Glocke aushängen und ins

*) Ueber die Zuſtände in Sizilien und beſonders in Palermo gibt die vom Miniſterium des Innern in Rom angeordnete Unterſuchung des Commendatore Schanzer über die Verwaltung der Stadt Palermo, die kürzlich veröffentlicht worden iſt, geradezu entſetzliche Aufſchlüſſe. Ein Staatsanwalt, ſo ſtellt Schanzer durch Dokumente und Protokolle feſt, nannte das Ufficio di stato civile in Palermo (zu deutſch etwa Standesamt) in öffentlicher Sitzung in einem Prozeß, bei dem es ſich um gefälſchte Dokumente handelte, eine „associazione di malfattori“ (Verbrecherbande). Ein Beamter dieſes edlen Standesamtes, ein Herr Paresce, ſtellte einem gewiſſen Reggio Giuſeppe einen falſchen Geburtsſchein aus und wurde zu 35 Tagen Gefängnis verurteilt — ohne jeden Erfolg. Der Mann blieb ruhig im Amt. Das neuerbaute Politeama war mit 600,000 Lire veranſchlagt und koſtete 3 Millionen, das Teatro Maſſimo, mit 2,450,000 Lire veranſchlagt, koſtete 7 Millionen — alſo über zehn Millionen für zwei Theater verſchleudert. Und dies in einer Stadt, die kein auch nur einigermaßen genügendes Hoſpital hat.

Dieſe wenigen Tatſachen aus der Fülle des Materials mögen dartun, daß obige und ſpätere Schilderungen nicht auf Übertreibungen beruhen.

Meer werfen wolle, damit die Bimmelei aufhöre, wenn er mit Aſſunta hierher käme. Gaetano habe ihn davon abzubringen geſucht und ihn auch in dem Glauben, daß es Colantonio nicht zum Äußerſten kommen laſſen werde, verlaſſen.

„Und das wollen Sie beſchwören?“ fuhr der Staatsanwalt Gaetano plötzlich unvermittelt und laut an.

„Es iſt die Wahrheit,“ antwortete Gaetano, wie auswendig gelernt.

„Ich ſage, ob Sie das beſchwören wollen?“ wiederholte De Luca ernſt und drohend.

„Ja,“ erwiderte Gaetano mit einem faſt unmerklichen Zögern.

Der Staatsanwalt faßte ihn ſcharf ins Auge. Das war kein Bild der Wahrheit. So ſah ſie nicht aus. Es wäre Herrn De Luca vielleicht ſchwer oder unmöglich geweſen, in dieſem Augenblick zu ſagen, was ihn auf dieſe Idee brachte. Aber er hatte ſich im Laufe der Zeit doch ſchon einen gewiſſen pſychologiſchen Scharfblick angeeignet, mit dem er herausfühlte, was ihm vielleicht nicht immer klar und logiſch zum Bewußtſein kam. Wenn der Mann log, kalkulierte De Luca, ſo konnte er das vielleicht klarer ſehen, wenn er ihm ſein Opfer vorführte. Die Konfrontation der beiden konnte Licht in das Dunkle der Angelegenheit bringen.

Er ſchellte und befahl dem eintretenden Gefangenwärter: „Führen Sie Salvatore Colantonio vor.“

Dabei behielt er den Zeugen Gaetano Ruſſo ſcharf im Auge.

Gaetano ſchien verblüfft. Ein eigentümliches Zucken flog um die Augen, als wenn er erſchrocken wäre.

„Sie kennen natürlich den Angeklagten ſchon lange?“ fragte De Luca lauernd.

„Natürlich,“ antwortete Gaetano kurz.

„Sie werden ſich alſo freuen, ihn einmal wiederzuſehen. Wie? Er iſt doch Ihr zukünftiger Schwager.“

„Ja. Selbſtverſtändlich.“

Als Salvatore eintrat, ſah er ſich Gaetano, der ihm den Rücken zugewandt ſtand, erſt prüfend an, als ob er ſich vergewiſſern wollte, daß er ſich nicht täuſche. Dann flog ein heller Freudenſtrahl über das offene, energiſche Geſicht des jungen Arbeiters. Er ging raſch auf Gaetano zu und drückte ihm beide Hände zum Willkommen.

„Gaetano,“ rief er herzlich und erfreut aus, „du hier? Der Madonna und den Heiligen Dank, daß ich doch einmal in dieſem verwünſchten Loche ein liebes Bekanntengeſicht ſehe.“

„Ich meinerſeits hätte freilich gewünſcht, dich nicht hier zu ſehen, Salvatore,“ erwiderte Gaetano leiſe und gedrückt.

„Und Aſſunta?“ fuhr Salvatore in der Freude ſeines Herzens fort. „Du kommſt doch von Aſſunta?“

„Salvatore Colantonio,“ fiel ihm Herr De Luca trocken und geſchäftsmäßig ins Wort, „ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen die Zeugenausſage vorzuleſen, die Gaetano Ruſſo in Ihrer Angelegenheit gemacht hat.“

Salvatore drückte Gaetano nochmals die Hand, als ob er ihm danken wollte, und ſagte dann höflich zum Staatsanwalt: „Ich bin zu Ihrer Verfügung.“

De Luca ſetzte ſich ſo, daß er die beiden, über das Blatt hinwegſehend, im Auge behalten konnte, dann las er mit ruhiger, monotoner Stimme das Protokoll vor. Schon bei den erſten Sätzen, die von der angeblichen Zuſammenkunft der beiden in der Kapelle der Madonna del Mare handelten, verfärbte ſich Salvatore, und ſeine Augen nahmen einen glitzernden Ausdruck an. Aber noch verhielt er ſich ruhig, paßte ſcharf auf,

den Blick bald fragend und ſtaunend auf den Staatsanwalt, bald auf Gaetano gerichtet, als ob er ſeinen Ohren nicht traue und ſich zu täuſchen fürchte.

„Das haſt du ausgeſagt!“ ſchrie er plötzlich.

Gaetano wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ich bin noch nicht fertig, Colantonio,“ bemerkte Herr De Luca ſtreng, „und muß Sie bitten, ſich ruhig zu verhalten, ſonſt muß ich Sie feſſeln laſſen. Sie werden am Schluß noch Gelegenheit genug haben, ſich auszuſprechen.“

Dann fuhr er in ſeiner Vorleſung fort, und Salvatore hörte zu, ſich mit faſt übermenſchlicher Kraft zur Ruhe zwingend. Nur ein ſchlecht unterdrücktes Keuchen und Gurgeln hörte De Luca manchmal, und wenn er ihn verſtohlen anſah, bemerkte er, daß Salvatore mit ineinander geballten Händen und zuſammengebiſſenen Lippen daſtand, als ob er ſich ſelbſt zurückhalten und feſſeln müſſe, um nicht in maßloſes Toben auszubrechen.

Erſt als De Luca fertig mit Vorleſen war und eben fragen wollte, was er dazu zu bemerken habe, hörte er die zitternde, von Tränen erſtickte Stimme Salvatores: „Lügner! Schändlicher, verleumderiſcher Schuft, Spott von einem Menſchen! Widerrufe — — oder es iſt dein Ende!“

Im Nu warf er ſich mit einer furchtbaren Gewalt auf Gaetano, faßte ihn an der Gurgel und würgte ihn.

Die Wärter ſprangen ſofort herzu, und nur ſchwer wurde der ſtarke, in ſeiner Wut und Aufregung noch unwiderſtehlichere Salvatore überwältigt. Es war nur ein kurzer Auftritt, aber es ſprach aus der exploſiven Leidenſchaft Salvatores doch deutlich und klar, daß er durch die Ausſage Gaetanos um alle Überlegung und Selbſtbeherrſchung gebracht war. Schon als die Wärter ihn rechts und links feſthielten und eben beſchäftigt

waren, ihm die Hände auf dem Rücken zuſammenzuſchließen, riß er ſich noch einmal los und ſtürzte ſich wieder auf Gaetano.

„Widerrufe!“ gurgelte er zitternd und halb ohnmächtig vor Wut. „Widerrufe!“

Als er die Feſſel an den Händen ſpürte, ſchien ſeine Kraft endlich gebrochen. Der ſtarke Mann fiel förmlich in ſich zuſammen, ſeine Züge verzogen ſich ſchmerzlich, Tränen ſtürzten ihm aus den Augen, und mit ſchwacher, weinerlicher Stimme, mutlos und elend, brachte er die Worte hervor: „Ja, ja, jetzt bin ich verloren!“

Gaetano war bleich bis in die Lippen hinein geworden, rührte ſich aber nicht vom Fleck. Es wäre ihm ganz recht geweſen, wenn Salvatore ihn in der Wut niedergeſchlagen hätte, daß er nicht wieder aufſtand. Er machte nicht die geringſte Bewegung der Abwehr. Stumm und ſtarr wie aus Stein ſtand er da.

„Und Sie wollen das beſchwören?“ fragte De Luca nach einer kurzen feierlichen Pauſe ihn nochmals.

„Ja,“ antwortete er.

„Sie wiſſen, daß ſchwere zeitliche und ewige Strafen im Diesſeits und im Jenſeits den Meineid rächen?“

„Ich weiß es.“

„Gaetano!“ ſchrie Salvatore noch einmal mit ſeiner mächtigen Stimme auf, bittend, beſchwörend und verzweifelt zugleich.

Gaetano rührte ſich nicht. Es war ihm offenbar nicht um ſich ſelbſt zu tun. Er war nicht feige und auch nicht ſchlecht. Er hätte vielleicht jetzt noch alles widerrufen, was er zu Ungunſten Salvatores ausgeſagt, aus reiner Liebe zu dieſem und unbekümmert darum, ob es wahr oder unwahr war. Aber dann war er in Sizilien unmöglich, dann wurde er Nachts an irgend

einer Ecke niedergeſtoßen oder erhielt auch am hellen Tage eine Kugel ins Gehirn aus ſicherem Verſteck, morgen, oder nächſte Woche, oder nächſten Monat. Aber einmal kam's. Das war ſicher. Was wurde dann aus ſeinem Weib und ſeinen Kindern? Sollte er ſie wieder dem Straßenbettel, dem langſamen Hungertode überantworten? Es wäre ihm wirklich lieber geweſen, wenn ihn Salvatore jetzt niedergeſchlagen hätte. Dann war's aus, und er war die ſchreckliche Feſſel los, die ihn niederdrückte, ihn nicht nur ſeiner Sinne, ſondern auch ſeiner Gefühle beraubte, während ſeine Frau und ſeine Kinder dann im Schutz der großen Familie ſtanden. Aber widerrufen konnte er nicht.

Dann wurde Salvatore wieder abgeführt, ſtöhnend, hoffnungslos, eine Verwünſchung auf den Lippen, ein gebrochener Mann, und auch Gaetano wurde entlaſſen.

De Luca war wieder allein und ſah grübelnd zum Fenſter hinaus. Was nun? fragte er ſich. Er konnte doch Gaetano auch nicht ins Herz ſehen. Er war doch auch nur ein Menſch. Er hatte Gaetano noch nicht vereidigt — aus gutem Grund. Aber ſchließlich mußte das doch geſchehen, und wenn dann Gaetano wirklich den Eid leiſtete, ſo war Salvatore allerdings verloren. Vielleicht kam er mit einem Jahr Gefängnis davon, aber darum handelte es ſich für den Staatsanwalt nicht. Er wollte in dieſe ganze dunkle Angelegenheit der Vorgänge, die mit der Anſtellung Gaetanos als Gärtner des Herrn bei Falconari zuſammenhingen, Licht bringen. Es war hundert gegen eins zu wetten, daß Gaetano mit in dieſem Komplott war, daß er heute wiſſentlich falſch ausgeſagt hatte, um ſeine Mitſchuldigen zu decken. Aber er konnte doch Gaetano auch nicht die Wahrheit aus der Bruſt reißen. Er konnte fragen, konnte ermahnen, die Wahrheit zu ſagen, und vor den Folgen

des Meineids warnen. Das hatte er getan. Was nun? Mußte der Staatsanwalt wirklich ruhig zuſehen, daß man hier einen Unſchuldigen verurteilte, wie man dort einen Schuldigen hatte laufen laſſen? Das konnte er nicht. Das litt ſein Rechtsgefühl nicht. Er hätte ſich vielleicht getröſtet, wenn ſeine Unterſuchung erfolglos verlief. Das paſſiert manchem. Aber daß ſie zu einem Unglück führte, das verbitterte ihn, das verleidete ihm ſein Amt und ſeine Tätigkeit.

Er hatte zwei Anhaltspunkte für ſeine Anklage gegen Salvatore: den anonymen Brief und das Zeugnis Gaetanos. Aber beide waren nach ſeiner Anſicht falſch. Wäre es ihm geglückt, den Schreiber des anonymen Briefes zu entdecken, er hätte ihn ſofort eingeſteckt. Aber alle Mühe und alle Aufmerkſamkeit in dieſer Hinſicht war vergebens, und allwiſſend war De Luca doch auch nicht. Er hatte auch nur ſeine fünf geſunden Sinne, und dieſe reichten offenbar inmitten eines ſolchen Lügenvolkes, eines ſolchen korrumpierten, moralloſen Geſindels, das weder vor Gott noch dem Teufel Reſpekt zu haben ſchien, nicht aus. —

In dieſem Augenblick wurde die Aufmerkſamkeit des Herrn De Luca von einer Szene in Anſpruch genommen, die ſich unter ſeinem Fenſter vor einer auf der Straße befindlichen Polizeiwache abſpielte. Zwei Poliziſten brachten einen Mann, der entſetzlich lärmte und ſchrie. Eine Menge Neugieriger folgte, und es war ein Auflauf, der mehr geräuſchvoll als intereſſant oder ungewöhnlich war und wie er ſchließlich alle Tage vorkam. Was De Luca daran intereſſierte, war, daß er den Mann, der arretiert wurde, kannte. Es war ein Schuſter — ſein eigener Schuſter, aus der Via Villarosa, wo De Luca auch wohnte. Er kannte Don Fauſto — ſo hieß der Arreſtant — als einen ordentlichen, fleißigen

und, was bei einem Schuſter beſonders lobenswert erſcheint, ſehr pünktlichen Mann. Wenn er zu ihm ſagte: „Don Fauſto, ich brauche die Stiefel morgen früh," ſo ſtanden die Stiefel am anderen Morgen da und wenn noch ſo viel Arbeit war.

Wie kam der Mann in ſolch üble Lage?

Als De Luca einige Minuten ſpäter über den Hof ging, trat er einen Augenblick in die Polizeiwache ein, um ſich darüber zu informieren. Er kam gerade dazu, wie Don Fauſto verhört wurde.

„Wie heißen Sie?" ſchnarrte ihn ein Poliziſt an, dem es offenbar wenig paßte, in dieſer Weiſe aus ſeinem beſchaulichen Amtsdaſein geriſſen zu werden.

„Ich heiße Fauſto Calcaprina, Herr Sergente," antwortete Don Fauſto.

„So, ſo, Calcaprina. Wo wohnen Sie?"

„Hier in Palermo, Herr Sergente, in der Via Villaroſa. Jedes Kind kennt mich da, ich —"

„Schon gut. Was ſind Sie? Was haben Sie für einen Stand oder Gewerbe?"

„Ich bin Schuhmacher, Herr Sergente, und —"

„Still! Reden Sie nicht mehr, als Sie gefragt werden. Sie ſind hier auf der Polizei, verſtehen Sie?"

„Aber, Herr Sergente, ich muß doch —"

„Nichts müſſen Sie, als auf die Fragen antworten, die ich Ihnen ſtelle." Dann wendete ſich der würdige Poliziſt an den Schreiber der Wache: „Alſo ſchreibt's auf, Don Paolo, daß der Mann Calcaprina heißt und in der Via Villaroſa wohnt. Die Sache iſt wichtig. Sie haben falſches Geld ausgegeben, Herr Calcaprina."

„Der Teufel hat falſches Geld ausgegeben, aber nicht ich," erboſte ſich Don Fauſto. „Ich habe die Note, die mir der Wechſler weggenommen hat, vom Cavaliere Seraffini bekommen und darauf vierunddreißig

gute ehrliche Lire zurückbezahlt, weil der Cavaliere nur ſechzehn Lire zu bezahlen hatte. Und jetzt wollen Sie mir die Sache in die Schuhe ſchieben, als ob ich falſches Geld in Umlauf geſetzt hätte? Ah! Und warum? Etwa weil ich ein armer Teufel bin, der acht lebendige Kinder zu ernähren hat? Herr Sergente, wiſſen Sie, was das heißt? Fünfzig Lire ſind für mich ein Vermögen. Ich will meinen Schein oder mein Geld. Ich habe nichts zu verlieren. Ah!!"

Der Staatsanwalt war plötzlich ſehr aufmerkſam geworden und verfolgte die nicht gerade ſehr geiſtreichen Äußerungen ſeines Schuſters mit geſpanntem Intereſſe. Er kannte den Cavaliere Seraffini zufällig aus dem Prozeß gegen Baron Gualtieri, wobei er als einer jener Geſchworenen fungiert hatte, die ſich nicht von der Schuld des Angeklagten überzeugen konnten oder wollten. Als Herr Caleaprina ſeine Ausſage gemacht, trat der Staatsanwalt einige Schritte vor und ſagte höflich zu dem Poliziſten: „Kann ich den Schein einmal ſehen, Herr Iſtruttore?"

Er war zu einem ſolchen Eingreifen in die Verhandlung vollſtändig berechtigt. Er konnte kraft ſeines Amtes in jede dergleiche Verhandlung, von der er zufällig Kenntnis erhielt, eingreifen. Der Iſtruttore gab ihm denn auch ſofort mit einer höflichen Redensart den Schein, der die Urſache zu Don Fauſtos Arretierung gegeben.

„Ah, Herr Procuratore," fuhr Don Fauſto beim Anblick des Staatsanwalts aufgeregt fort, „Sie kennen mich. Helfen Sie einem armen ehrlichen Handwerker, der Sie immer nach beſten Kräften bedient hat und nun unter Gauner und Spitzbuben gefallen iſt."

„Herr Caleaprina!" unterbrach ihn der Iſtruttore warnend.

„Ich meine Sie nicht," fuhr Don Fausto fort, „ich meine überhaupt niemand, der einen Säbel hat. Ich will mit Leuten, die Säbel haben, nichts zu tun haben. Ich bin ein friedlicher Mensch. Der Herr Procuratore kennt mich. Geben Sie mir mein Geld und lassen Sie mich gehen."

Der Schein, den De Luca in Händen hielt und sehr aufmerksam besah, war eine Fünfziglirenote der Banca d'Italia, die in der Mitte zusammengeklebt war. Beide Hälften waren jedenfalls echt, aber sie paßten nicht zusammen, es waren die beiden Hälften von zwei verschiedenen Scheinen, und zwar trug die eine Hälfte als Serienzeichen die Bezeichnung E 6 und als Nummerzeichen die Nummer 6127, während die andere Hälfte mit E 2 Nummer 0017 bezeichnet war. Nun wußte der Staatsanwalt aus seiner Praxis wenigstens ebensogut, wie es seiner Zeit Peppo aus der seinen gewußt hatte, was es mit solchen zerschnittenen und wieder zusammengekleisterten Scheinen in Palermo für eine Bewandtnis hat oder doch haben kann. Auch der Wechsler, bei dem Don Fausto den Schein hatte wechseln wollen, wußte wohl, was er tat, wenn er den Schein mitsamt dem Inhaber der Polizei übergab. Diese mochte zusehen, was an der Sache war.

Aber so einfach wurde die Entscheidung für Herrn De Luca nicht. Er stand lange nachdenklich da, tat, als ob er den Schein besähe, und kam doch zu keinem Entschluß. War das eine Spur, auf der er in das Nest der „großen Familie" gelangen konnte, fragte er sich, oder war es keine? Jedenfalls war sie nur sehr schwer erkennbar, und es brauchte große Vorsicht und Geschicklichkeit, ihr zu folgen. Aber wenn er den beiden verschiedenen Nummern, die er da verzeichnet sah, nachging, bis er die dazu passenden fand, würde er

dann nicht vielleicht doch ans Ziel gelangen? An das große einzige Ziel, das er unverrückbar vor Augen sah, das vor ihm leuchtete und glänzte wie eine Fata Morgana, und von dem er selbst nicht zu sprechen wagte? Es lohnte der Müh'! Es galt, Ghela vom Abgrund zurückzureißen, von einem Leben an der Seite eines Mörders zu erlösen zu einem schöneren, reineren und glücklicheren Dasein! Die Gerechtigkeit war ja eine schöne Sache, auch für Herrn De Luca. Aber diese fand er schließlich auch außerhalb Siziliens. Was er aber nicht wieder fand, und was ihn immer und immer wieder in seiner schwierigen, bedrohten Stellung verharren ließ, das war das Gefühl, eine Sehnsucht, die sein ganzes Innere durchbebte, die ihn immer und immer wieder aus der Mutlosigkeit, aus der Verzweiflung emporriß, ihn gewaltsam vorwärts trieb auf dem Pfad des Schicksals — mochte es enden, wie es wollte.

„Don Fausto," sagte Herr De Luca nach einer längeren Pause, „ich will Ihnen etwas sagen. Hören Sie aber aufmerksam zu, damit Sie genau verstehen, um was es sich handelt. Verstanden?"

„Euer Gnaden, Herr Procuratore, ich bitte sehr —"

„Hören Sie zu. Es ist hier von einem Vergehen keine Rede, sondern nur von einem Versehen. Sehen Sie hier, diesen Schein? Der Schein ist gut, aber es sind nicht die zwei Hälften eines Scheines, sondern die zwei Hälften von zwei und zwar verschiedenen Scheinen, deren Nummern Sie hier sehen. Sie müssen nun die beiden Hälften suchen, zu denen diese hier passen. Verstanden? Sie müssen die beiden Hälften suchen, die ebenfalls die Bezeichnung E 2 Nummer 0017 und E 6 Nummer 6127 tragen. Dann haben Sie zwei gültige Scheine zu je fünfzig Lire, während Sie jetzt ein Ding haben, das gar nichts wert ist. Haben Sie das begriffen?"

Don Fauſto machte ein dummes Geſicht und hatte offenbar nicht begriffen.

Der Staatsanwalt wurde deutlicher und fuhr fort: „Der Mann, der dies hier zuſammengekleiſtert hat, hat ſich verſehen, und nur er kann das Verſehen wieder gut machen, denn nur er kann die richtigen Hälften, die zu dieſen beiden hier paſſen, beſitzen oder doch beſeſſen haben. Suchen Sie alſo den Mann. Gehen Sie zu ihm hin. Zuerſt zu Cavaliere Seraffini und dann zu dem, von welchem dieſer den Schein hat und ſo immer weiter, bis Sie zu demjenigen kommen, der die beiden fehlenden hat.“

Jetzt ging dem guten Don Fauſto ein Licht auf. „Ich gehe ſofort zum Cavaliere Seraffini —“ begann er eifrig.

„Und ſagen ihm,“ vollendete De Luca, „er ſolle Ihnen die richtigen Hälften geben. Dann werden Sie ja hören, was er ſagt.“

Don Fauſto war für De Luca ein ſicherer Mann. Von ihm konnte er jederzeit Erkundigungen einziehen, wie die Sache ſtand, und er glaubte beſonders ſchlau geweſen zu ſein, dem unverdächtigen, bei der Sache ſelbſt intereſſierten Schuſter die Nachforſchung zu überlaſſen, als wenn er das ſelbſt von Amts wegen hätte tun müſſen. Es ſah ſo harmloſer aus.

Schließlich trug De Luca dem Iſtruttore noch auf, ein genaues Protokoll über den Vorgang abzufaſſen, beſonders eine exakte Beſchreibung der Banknote beizufügen und ihm eine Abſchrift davon auf ſein Bureau zu ſenden. Dann ging er fort.

Als nach etwa einer halben Stunde auch Don Fauſto die Polizeiwache verließ, ſtand der Staatsanwalt auf der anderen Seite der Straße in einer Haustür mit einem Bettelmönch, mit einem Franziskaner, zuſammen.

„Das ist er," sagte De Luca zu dem Franziskaner und deutete dabei auf Don Fausto, der ihn aber nicht bemerkte.

„Gut. Also auf Wiedersehen, Herr Procuratore," antwortete der Mönch.

„Addio, Don Martino. Und seien Sie ja vorsichtig. Verstanden?"

„Haben Sie keine Sorge."

„Und wenn Sie mir etwas mitzuteilen haben, so wissen Sie, wo Sie mich finden."

Der Mönch nickte stumm und ging dann, die Hände gemächlich in den weiten Ärmeln seiner Kutte verborgen, langsam hinter Don Fausto her.

Zehntes Kapitel.

Das alte eigentliche Palermo ist durch seine zwei Hauptstraßen, die Via Vittorio Emanuele und die Via Macqueda, die sich im Mittelpunkt der Stadt kreuzen, in vier fast gleich große Viertel eingeteilt. Im Gegensatz zu dem neuen Villen- und Fremdenviertel, das man im Laufe der letzten fünfzig Jahre im Nordwesten der Stadt erbaut hat, bieten diese alten Viertel in historischer und architektonischer Hinsicht eine Fülle von interessanten Bauwerken, aus denen die Architekten heute noch eine Menge Formen und Details aus griechischer, sarazenischer und normannischer Zeit studieren können. Diese Überreste aus alten Jahrhunderten und Jahrtausenden treten in so eigenartiger, charakteristischer Weise auf, daß auch der Laie sich oft von ihnen angezogen fühlt.

Diese alten Kirchen mit ihren wunderlich verschnörkelten Kuppeln, denen man heute noch ansieht, daß sie eigentlich frühere Moscheen aus der Araberzeit sind, diese alten Klosterhöfe mit ihren stillen Kreuzgängen,

den gewundenen, mit unendlicher Phantasie verzierten Säulen, die das Auge des Malers wie das Gemüt des Dichters in gleicher Weise anregen und von deren marmornem Fußboden der Tritt gespenstisch widerhallt wie ein Echo aus den darunter befindlichen Gräbern, diese alten Paläste mit ihren reichgegliederten, verwitterten Fassaden und dem hohen gewölbten Portone — das alles atmet den Geist der Geschichte laut und vernehmlich von versunkenen Generationen und Religionen, vom Niedergang alter Herrlichkeiten und vom vielgestaltigen Schicksal der Menschen.

Auch De Luca fühlte sich, wie jeder gebildete Mensch, von diesem „Friedhof einer alten Kultur" häufig angezogen, und an schönen Abenden, wenn die Meereskühle sich in den glühheißen Straßen von Palermo bemerklich machte, oder an freien Festtagen, wenn geputztes Volk, zum Teil noch in uralten Nationaltrachten, die alten Stadtteile füllte, strich er gern durch die Gassen und Gäßchen, um sich ihre Wunder zu besehen.

Wo die beiden Hauptstraßen aufeinanderstoßen und ein Kreuz bilden, befindet sich ein kleiner Platz, den man I Quattro Canti — die vier Ecken — nennt. Von hier aus geht man die Via Vittorio Emanuele entlang und stößt nach wenigen hundert Schritten, in der Nähe des Domes, auf einen uralten Palast aus der Normannenzeit.

Hier stand De Luca eines Nachmittags und bewunderte in seiner Weise das hohe Portal des Palastes, das von einem formvollendeten, aber stark verwitterten romanischen Bogen überspannt war. Durch das Portal und den Palast hindurch sah man in den dahinter liegenden Garten des Hauses, der seinerseits wieder abgeschlossen wurde durch ein altes Freskogemälde, das mit guter Perspektive die an den Felsen gefesselte Andromeda darstellte. Vielleicht erinnerte diese sehr angenehm

und künſtleriſch wirkende, aber doch ungewöhnliche Perſpektive den Staatsanwalt an ſeine Heimat Bologna, wo man faſt in jeder Straße ähnliche Effekte, die das Auge auf ſich ziehen, ſieht. Vielleicht war es aber auch das Bild der unglücklichen, dem Meeresungeheuer des Poſeidon preisgegebenen griechiſchen Prinzeſſin, der Andromeda ſelbſt, das De Luca feſſelte. Sinnend ſtand er vor dem Bilde und dachte darüber nach, was doch in den alten griechiſchen Sagen für eine unverwüſtliche Poeſie lag, daß ſie ſich durch Jahrhunderte und Jahrtauſende mit gleicher Friſche und gleichem Reiz erhalten. Manchmal ſchien es ihm, als ob ganz Sizilien auch ſo eine an den Felſen geſchmiedete Andromeda ſei, wie dieſe preisgegeben in ſeinen reinſten, menſchlichſten Gefühlen den Ungeheuern, nicht des ſagenhaften Meergottes Poſeidon, ſondern der menſchlichen Bruſt ſelbſt, den Ungeheuern der Lüge und des Verbrechens. Wann würde der Perſeus kommen, der die Inſel von ihren Feſſeln befreit und ſie von den Ungeheuern erlöſt?

Während De Luca noch in dieſer Weiſe in ſeine mythologiſchen Träumereien verſunken vor dem Palaſt ſtand und die ſchmerzlich-ängſtlichen, rührenden Züge der an den Uferfelſen geſchmiedeten Andromeda bewunderte, entſtand hinter ihm in der Straße ein lautes Lärmen und Wagengeraſſel. Er drehte ſich um und bemerkte eine Anzahl Galawagen in vornehmſter Ausſtattung mit galonnierten Dienern auf dem Bock, die Pferde bunt mit Federſchmuck und glitzerndem Geſchirr herausgeputzt. Die Wagen fuhren nach dem Dom.

„Eine Hochzeit!“ dachte der Procuratore, und als er ſich ſchon wieder gleichgültig abwenden wollte, bemerkte er in dem erſten offenen Wagen Baron Gualtieri Buonanima mit Ghela im Brautſchmuck an ſeiner Seite. Als ob er einen Schlag erhalten hätte, taumelte er

einen Schritt zurück und wurde totenbleich. Wenn plötzlich die gefesselte Andromeda selbst an Ghelas Stelle im Wagen gesessen hätte, so konnte er nicht mehr überrascht und erschrocken sein. Er hatte ja wohl davon sprechen hören, daß zwischen Baron Gualtieri und Ghela gewisse Verständigungen stattgefunden haben sollten,*) aber er hatte keine Ahnung davon, daß die Hochzeit — die Katastrophe — schon so nahe sei. Nun traf sie ihn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel.

Gleichwohl war es ihm trotz seiner Verwirrung, als ob Ghela ihn vom Wagen aus ansähe. Hastig zog er den Hut, und sie dankte mit einer leichten Verneigung. Sie erschien ihm sehr ernst und sehr bleich.

Es war nur ein Augenblick. Die Wagen fuhren weiter, bewundert von der gaffenden Menge, die rechts und links der Straße bis zum Dom sich staute.

„Warum hast du Herrn De Luca nicht eingeladen?“ fragte Ghela ruhig.

Gualtieri sah sie überrascht an, antwortete aber nicht sogleich.

„Er hat in unserem Hause verkehrt. Papa kennt ihn wohl und ich auch,“ fuhr Ghela fort. „Es muß ihm wohl auffallen, vielleicht ihn gar verdrießen, nicht einmal eine Anzeige erhalten zu haben. Ich sah es ihm an, wie betroffen er war.“

„Was tut's?!“ erwiderte Gualtieri kurz und wegwerfend.

„Hast du vor ihm Angst?“ fragte sie wieder einfach und ruhig. Sie dachte sich gewiß nichts Schlimmes bei der Frage und spielte wohl damit nur auf seine Eifersucht an, von der er ihr ja schon kleine Proben gegeben.

---

*) Eine öffentliche Verlobung ist in Sizilien nicht Sitte.

Aber er fuhr bei der harmloſen Frage ärgerlich und nervös auf wie bei einer giftigen Beleidigung.

„Ich, Angſt?“ ſagte er heftig. „Ich bitte dich, halte mich für etwas weniger beſchränkt, wenn dir das möglich iſt. Angſt vor einem Menſchen, der noch nicht einmal fünftauſend Lire Gehalt hat? Bah!“

Ghela ſah ihn verwundert an und wollte etwas ſagen, als ſie aber ſeine finſteren Züge ſah, ſchwieg ſie. Daß Gualtieri und De Luca keine guten Freunde waren und ſein konnten, wußte ſie ja wohl, aber woher denn dieſe bittere Feindſchaft, die aus Gualtieris Worten und Weſen ſprach? Wenn ein Staatsanwalt, deſſen Geſchäft es doch iſt, die Geſetze des Staates zu vertreten, mit allen Leuten in bitterer Feindſchaft hätte leben müſſen, mit denen er dabei in Berührung kam, ſo hätte er ja keine ruhige Stunde.

Unwillkürlich und ohne daß ſie ſich ſelbſt Rechenſchaft darüber ablegte, nahm Ghela für De Luca Partei, und nur, weil ſich momentan die Ereigniſſe drängten und ſie jede Minute von anderen Eindrücken in Anſpruch genommen wurde, ging ſie ſchweigend über den Vorfall hinweg, der ſie aber doch mehr und innerlicher beſchäftigte, je mehr ſie daran dachte.

Es war eine Prunkhochzeit, die Baron Gualtieri mit ſchwerem Gelde zum Vergnügen der Gaffer und Neugierigen, aber zur geringen inneren Befriedigung der zunächſt Beteiligten arrangiert hatte. Als die Wagen am Dom hielten, klangen die Glocken von dem alten Glockenturm herunter, und die Orgeltöne brauſten durch die Kirche. Die Treppe zum Portal hinauf war mit roten Teppichen belegt, die ſelbſt wieder unter den Roſen verſchwanden, die man maſſenhaft und in verſchwenderiſcher Fülle darüber geſtreut hatte. Der ganze elegante Hochzeitszug ging im wahrſten Sinn des Wortes auf Roſen,

die ja das so glückliche Klima von Palermo das ganze Jahr hindurch bietet. Auch die Säulen des Portals waren mit rotem, goldbordiertem Tuch ausgeschlagen. Das fiel der schaulustigen Menge offenbar sehr in die Augen, sah aber nicht besonders schön aus. Der graue, ehrwürdige Dom machte einen Eindruck etwa wie ein alter Mann, der eine Narrenkappe aufsetzt. Singende Chorknaben in schmucken rot und weißen Gewändern mit brennenden Kerzen in der Hand, alte Franziskanermönche, Priester, Kirchenbedienstete, alle mit brennenden Kerzen, standen in dichten Massen vom Eingang bis in die Kapelle, wo die Trauung stattfand. Diese selbst strahlte in einem schimmernden Glanz unzähliger Kerzen. Alles war ins Auge fallend, farbig und leuchtend, aber es war hohler Prunk, und als Gualtieri daran vorüberschritt, ließ er überall seine Augen prüfend schweifen, ob man auch alles, was er bezahlt, getan hatte.

Als Ghela die Treppe zum Dom hinaufging, blieb sie an einem Nagel, mit dem man den Teppich befestigt, hängen. Sie merkte natürlich das Hindernis sofort und blieb stehen. Eine leichte Bläße überzog ihr Gesicht. War das ein Omen, schoß es ihr rasch durch den Kopf, ein warnendes Anzeichen? Merkwürdigerweise schien es niemand zu bemerken. Berenice, die mit ihrer Mutter, in einfachem weißen Wollkleid und tief verschleiert, hinter ihr ging, blieb bewegungslos stehen, als sie die Stockung bemerkte. Gualtieri selbst hatte seine Augen ganz wo anders, und Professor Talleri, der mit Lydia hinter Berenice kam, konnte nicht an dieser vorbei, um zu helfen. Der ganze Zug stockte, wenn auch nur für Sekunden, bis endlich einer der Chorknaben herzusprang und das Kleid loshakte.

„O, ich bitte um Entschuldigung, Ghela," rief Gualtieri rasch, „aber ich habe wirklich nichts bemerkt. Es

iſt eben immer wieder das faule, nachläſſige Geſindel, das nichts ordentlich machen kann und zu nichts gut iſt als zum Geldnehmen."

Auch die Kirche war voller Neugieriger, die Kopf an Kopf gedrängt den glänzenden Zug an ſich vorbeiziehen ließ. Manchmal hörte man ſogar die mehr oder weniger einfältigen Äußerungen über die auffallende, nonnenhafte Kleidung Berenices, die in all der ſeidenſtarren Pracht und dem funkelnden Geleucht der Edelſteine im einfachen weißwollenen Kleide mit weiten Ärmeln und ohne jeden Schmuck ging. Sie hatte eigentlich überhaupt nicht an der Feier teilnehmen wollen, und als ihr Bruder darauf beſtand, wählte ſie im Einverſtändnis mit der Oberin der Kamaldulenſernonnen von Cefalù dieſe Tracht.

Als Ghela zum Altar ſchritt, ließ ſie den Blick noch einmal über die dichtgedrängte Menge gleiten, als ob ſie irgend ein bekanntes Geſicht ſuche, ein freundliches, ermunterndes Lächeln, das ihr den Gang, der ihr ſo ſchwer und verhängnisvoll dünkte, erleichtere. Sie ſah aber in lauter fremde, gaffende und neugierige Züge, die ſie anſtaunten wie ein Wunder und ihre Gloſſen über den Preis der Steine machte, die ſie in den Ohren und um den Hals trug. Dann kniete ſie am Altar nieder.

Als ſie wieder aufſtand, war ſie vermählt. Durch göttliches und menſchliches Recht und Geſetz war ſie das angetraute Weib Baron Gualtieris. Ein Schauer überrieſelte ſie. Bis in den Tod und noch darüber hinaus, ſo weit der Geiſt des Menſchen reicht, unlösbar, unwiderruflich gehörte ſie dem Manne, der an ihrer Seite ging. Ihr Recht war ſein Recht, ihre Zukunft, ihre Pflicht, ihr Glück, ihr Leben — alles ihm. Nur Unglück, Kummer, Elend blieben ihr. Jetzt auf einmal

ging ihr das Verständnis der Worte auf, die ihr Berenice damals in der Abenddämmerung so geheimnisvoll und rätselhaft zugeflüstert hatte.

„Nicht die Vergangenheit — die Zukunft macht mir Grauen," hatte sie gesagt.

Wie düster und verzweifelt mußte es in dem Gemüt des jungen Mädchens ausgesehen haben, um auf solche Worte zu verfallen! Damals hatte Ghela die Worte wohl gehört, aber ihren Sinn nicht erfaßt, wie jemand, der von etwas sprechen hört, das er nicht kennt und weiß. Jetzt ging ihr diese Kenntnis allmählich auf.

„Was ist dir? Du zitterst?" hörte sie ihren Gemahl sagen.

„Nichts," stammelte sie verwirrt. „Komm! Die vielen Gaffer machen mich krank."

Wie kam es denn, fragte sich Ghela weiter, daß sie gerade an ihrem Hochzeitstage von so trüben Betrachtungen befallen wurde? Ihre Hochzeit mit Gualtieri war doch nichts Überraschendes, nichts Unüberlegtes. Und wenn Gualtieri auch in letzter Zeit die Trauung sehr beschleunigt hatte, so war sie doch schon seit Jahren in der Lage gewesen, sich darüber klar zu werden. Diese Heirat hatte schon seit ihren Mädchenjahren sozusagen in der Luft gelegen, und alle Welt hätte sich schließlich gewundert, wenn sie nicht stattgefunden hätte. Hatte sie Ghela vielleicht, gerade weil sie sie immer in der Ferne gesehen, nicht genau besehen? Weil sie sie für etwas Selbstverständliches gehalten, nicht sorgfältig geprüft? Jetzt, wo sich nun das Ereignis in unmittelbarer Nähe vor ihr abspielte, nahm alles groteske, grausige Formen und Verhältnisse an.

Was sollte es denn heißen, wenn Gualtieri auf eine einfache, harmlose Frage heftig und ärgerlich auffuhr und es lächerlich fand, vor einem Menschen Furcht zu

haben, der noch nicht einmal fünftauſend Lire Gehalt hatte?

Das geſprochene Wort — es mag wahr ſein oder es mag eine Lüge ſein — iſt doch immer ein Zeichen unſeres Geiſtes. Es kommt kein Wort über unſere Lippen, das nicht unſerem Geiſt entſpricht. Wer dieſe Zeichen richtig deutet, wird nie belogen. Was ſollten denn nun dieſe Worte Gualtieris heißen? Weshalb war ihm denn ein Mann, der noch nicht einmal fünftauſend Lire Gehalt hatte, nicht furchtbar? Wollte er ihn mit ſeinem Reichtum und mit der dominierenden Stellung eines Barons Buonanima erdrücken? Das wäre doch weder fein noch vornehm, ſondern ungerecht und brutal. Und ſelbſt wenn man es beabſichtigt, ſo ſagt man es doch nicht. Was alſo war das wahre Zeichen dieſer Worte? Welcher Geiſt ſprach daraus? Vielleicht hatte Gualtieri doch Furcht, und dieſe Worte ſollten ſie verbergen?

Ghela lehnte ſich im Wagen zurück und ſchloß die Augen.

Um ſie herum war — wie es nun einmal die ſizilianiſche Sitte mit ſich bringt — ein ohrenbetäubender Lärm. Raketen, Kanonenſchläge und ähnliche Feuerwerkskörper praſſelten auf, die ganze Straße war in Pulverdampf eingehüllt, und das Evvivageſchrei nahm kein Ende. Das Lärmmachen verſtand man, wie es ſchien, am allerbeſten.

Der Hochzeitszug war vom Hauſe des Herrn dei Falconari ausgegangen und endete in der Villa Buonanima, in welche Ghela heute zum erſten Male als neue Herrin einzog. Der Sitte entſprechend wurde ſie hier von allen Hausbewohnern perſönlich bewillkommnet, zuerſt von der alten Baronin Onone, der Mutter Gualtieris, die ſie zärtlich auf beide Wangen küßte.

„Mein liebes Kind," sagte die alte Dame lächelnd, „wie bleich und kalt Sie sind!"

„Der wahnsinnige Lärm," murmelte sie, „die Aufregungen —"

„Nun, nur Mut, Ghela," lachte die alte Dame gutmütig und neckisch, als ob sie irgend welche spaßhafte Hintergedanken hätte, „die Aufregungen gehen doch nun erst an."

Berenice wünschte ihr viel Glück und Segen im neuen Heim, Professor Talleri hielt eine lange Ansprache, fast zu lang, so gut er es auch meinte, dafür sagte Lydia gar nichts und küßte sie nur. Dann kamen die Hochzeitsgäste, die Pächter, die Angestellten, die Diener bis zum letzten Stalljungen herunter — das Glückwünschen nahm kein Ende und wurde zuletzt zur Qual für sie.

Endlich als letzter nahte sich ihr Gualtieri selbst. Wie ganz anders war das alles, als sie sich vorgestellt, wie schal und förmlich! Sie erschien sich bei der ganzen Zeremonie so fremd und unbeteiligt wie nur möglich.

„Komm!" sagte Gualtieri kurz, zog ihren Arm in den seinen und führte sie fort.

Wieder begann das tolle Lärmen, das Knallen und Knattern der Feuerwerkskörper, ganze Batterien, die man im Park vorbereitet hatte, wurden abgebrannt, und überall wirbelten die Pulverwolken durch die Baumkronen.

„Was ist dir, Ghela," sagte Gualtieri, als er mit ihr allein die Treppe hinaufstieg, „bist du nicht wohl?"

„Ich bin nur müde," erwiderte sie.

„Das ist es nicht," fuhr er ruhig, aber bestimmt und überlegt fort. „Ich habe es wohl bemerkt. Seitdem du dem Herrn De Luca begegnet bist, hast du kein frohes Wort mehr über die Lippen gebracht."

„Ich bitte dich!“ unterbrach ſie ihn raſch, ſagte aber dann nichts mehr.

„Was?“ fragte er.

„Laß mir Zeit,“ bat ſie leiſe.

Es trat eine Pauſe ein. Die Zimmer, die für ſie eingerichtet worden waren, lagen im erſten Stock, abſeits der Straße nach dem Park hinaus. Gualtieri hatte die zarte Aufmerkſamkeit gehabt, ſie in derſelben Weiſe, zum Teil ſogar mit denſelben Möbeln, Nippſachen und Gebrauchsgegenſtänden, einzurichten wie ihre Mädchenzimmer im Vaterhauſe. Sie ſtieß einen kleinen Schrei der Überraſchung aus, als ſie eintrat. Sie hätte ſich wahrhaftig daheim glauben können.

„Habe ich es recht gemacht, Ghela?“ fragte er leiſe.

„Ich danke dir,“ ſagte ſie.

Dann nahm er ſie raſch in die Arme und drückte ſie ſo heftig gegen ſeine Bruſt, daß ſie ſich nicht rühren konnte.

Sie erſchrak. Es lag in der Umarmung etwas ſo Stürmiſches, Leidenſchaftliches und — Gewaltſames, daß ſie im erſten Augenblick wie gelähmt davon war.

„Laß mich,“ bat ſie dann ängſtlich, „laß mich. Ich bin ja wie gerädert. Ich bitte dich, laß mich allein.“

„Ghela!“ rief er betroffen.

„Du biſt ſo wild, ſo — — Bitte, ſei mir nicht böſe. Ich bin ja halbtot. Ich muß ruhen. Bitte, laß mir Zeit.“

Er ſah ihr ins Geſicht. Sie ſah wirklich angegriffen, bleich und ängſtlich aus, ihr ganzes Weſen war wie verſtört, ihr Blick unruhig und unſtet.

„Ich werde dir das Mädchen ſenden, damit ſie dir beim Auskleiden hilft,“ ſagte er endlich.

„Nein, nein, laß mich allein. Ich werde mir ſchon ſelbſt helfen,“ bat ſie.

Er küßte sie nochmals auf die Stirn und sah sie zärtlich an. Es wurde ihm offenbar schwer, jetzt von ihr zu gehen, aber in ihrem Blick lag etwas, dem er nicht widerstehen konnte.

Gualtieri hatte, wie alle Sizilianer, etwas Rauhes und Hartes in seinen Sitten und Gewohnheiten, für bleichsüchtige Sentimentalitäten hatte er keinen Sinn. Und doch rührte ihn der bittende Blick Ghelas. Er liebte sie mit der ganzen stürmischen Gewalt seines Naturells, aber über das Reine, Fromme und Heilige in ihrem Blick kam er nicht hinweg, wohl gerade, weil er sie liebte.

Er ging. Kaum war sein Tritt verhallt, als sie die Tür ihres Schlafzimmers verschloß. Dann breitete sie die Arme weit aus und richtete die Augen aufwärts, als ob sie beten wollte. Im nächsten Augenblick brach sie aber schluchzend in einem Sessel zusammen und weinte bitterlich.

Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen, als plötzlich durch die offene Balkontür erregte Stimmen zu ihr ins Zimmer drangen, die sie aus ihrer Betäubung aufweckten. Es war schon finster draußen. Ghela erhob sich und ging lauschend nach dem Balkon.

„Es paßt sich nicht," hörte sie die Stimme Gualtieris hart und heftig sagen.

Gleich darauf die ebenfalls in ganz ungewöhnlicher Weise erregte Stimme Lydias: „Ich bin kein Kind und kann wohl selbst entscheiden, ob ich etwas Passendes oder Unpassendes tue. Wenn mir Enrico etwas ins Ohr sagt und mir dabei die Wange mit den Lippen streift, was ist dabei? Und wenn es mir gefällt, so halte ich ihm auch das andere Ohr hin und die andere Wange, ganz gleichgültig, ob es dir gefällt oder nicht, oder ob du es für passend findest oder nicht."

„Lydia!“ hörte Ghela wieder die Stimme Gualtieris, erstaunt und vorwurfsvoll.

„Ei was! Es ist mir ganz gleichgültig, ob ich deinen Beifall habe oder nicht,“ fuhr das junge Mädchen entrüstet fort. „Wenn du offen und ehrlich mit uns wärest, so hättest du mir schon längst sagen müssen, von wem Enrico einen Korb bekommen haben soll, wie du behauptest. Hätte ich Enrico gesagt, von wem mir das mitgeteilt worden ist, er hätte dich wahrhaftig geohrfeigt.“

„Ich werde — —“ begann Gualtieri.

Aber seine Schwester war offenbar zu erregt, als daß sie ruhig zuhören konnte, und fuhr fort: „Ich gehe nicht ins Kloster,“ rief sie außer sich, „ich werde keine Wartefrau für kranke Leute, Gualtieri. Nimm dich in acht. Wenn du glaubst, die aufrichtige und ehrliche Zuneigung zweier Herzen durch eine infame Lüge zerstören zu können, so bist du im Irrtum. Bei Gott, ich wüßte nicht, was ich täte, wenn ein anderer so etwas vorbrächte.“

„Willst du nicht so gut sein und mich noch einmal sprechen lassen?“ fragte Gualtieri.

„Es lohnt nicht der Mühe.“

„Vielleicht doch. Zunächst höre ich aus deinen Worten nicht dich, sondern nur den Professor Talleri heraus. Was dir dieser alles eingeblasen, das bringst du hier wieder zu Tage.“

„Und was ändert das?“

„Viel! Wenn das nicht der Fall wäre, so müßte ich ganz anders mit dir reden.“

„Ach was!“

„Bitte, höre mir endlich einmal zu. Ich halte alles aufrecht, was ich dir über den Professor Talleri gesagt habe, und wenn ich dir die Dame, um die es sich dabei

handelt und die du genau kennst, jetzt noch nicht nennen kann, so hat das seine besonderen Gründe. Die Dame hat inzwischen geheiratet und würde es teils deshalb, teils auch weil sie dich liebt und dir kein Herzeleid bereiten will, ableugnen, mit Talleri ein Verhältnis gehabt zu haben."

„Sage mir ihren Namen! Sage mir ihren Namen!" rief Lydia heftig.

„Nur, wenn du mir bei deiner Ehre versprichst, keinen Gebrauch davon zu machen, weder gegenüber der Dame selbst noch Talleri gegenüber, bis ich es dir ausdrücklich erlaube."

„Ich verspreche alles, was du willst, aber sage mir den Namen."

„Ghela!" sagte er leise.

„Ah! Das ist nicht wahr!" rief Lydia empört.

„Bitte. Glaubst du, daß Talleri wer weiß wie viele Monate in das Haus des Commendatore dei Faleonari gekommen ist, nur um sie Kunstgeschichte zu lehren? Sei doch nicht so naiv, Lydia. Ich weiß selber nicht, wie weit er im übrigen mit Ghela gekommen ist, und wie die Sache sich zugetragen, nur so viel weiß ich, daß ihn Ghela hat gründlich abfallen lassen."

„Woher weißt du das?"

„Von Ghela selbst."

Die Stimmen verhallten. Die Geschwister entfernten sich immer weiter und waren endlich ganz außer Hörweite, aber Ghela stand noch immer mit starrem Blick, an die Balkontür gelehnt, und sah in das Dunkel hinaus. Sie wußte ja selbst am besten, daß sie nie in dieser Weise mit Gualtieri gesprochen, aber gerade das lag wie ein Alp auf ihr. Wenn Gualtieri an der Partie zwischen Lydia und Professor Talleri etwas auszusetzen hatte, warum nicht offen und ehrlich mit seinen

Gründen herausgehen? Warum lügen? Die Möglichkeit, daß ernste Bedenken gegen diese Verbindung bei Gualtieri vorhanden waren, war ja nicht ausgeschlossen. Warum verschwieg er sie? Warum dieses Versteckspiel? Glaubte er Lydia nicht reif für die Wahrheit?

Ghela stöhnte müde und schmerzlich auf. Es kamen zu viele Zweifel auf einmal. Sie zermarterte sich das Hirn, um die Wahrheit zu wissen und — fürchtete sich doch davor. Immer wieder fiel ihr das sonderbare Wort Bereniees ein: „Nicht die Vergangenheit — die Zukunft macht mir Grauen!“

Elftes Kapitel.

Wenn im Winter, im Dezember und Januar, in Sizilien die Agrumi reifen, also die Orangen, Zitronen, Mandarinen, und in der ganzen üppigen Conca d'Oro diese herrlichen goldgelben Früchte aus dem schwarzgrünen Laub der Bäume herausleuchten, dann stellt sich auch noch ein anderer Wintergast, der im Sommer vom Staatsgesetz streng verpönt ist und ein etwas kurioses Christgeschenk darstellt, ein, nämlich das Schwein. Dann kommt die schöne Zeit der „Sanguinacei“,*) der holde Traum der kleinen und großen Leckermäuler von Palermo und ganz Süditalien. Blutdürstig, wie der Mensch nun einmal von Jugend auf ist, macht man ein Gemisch von Schweineblut und Schokolade, das dann bald in Form von kleinen Törtchen, bald aber auch als wirkliche Würste, die den deutschen Blutwürsten so ähnlich sind wie ein Finger dem anderen, das Entzücken der Kinder bilden. Wehe dem Unglücklichen, der nicht wenigstens einmal im Jahre, zu Natale, einen

*) Gesprochen: Sangwinatsch.

Sanguinaccio zu koſten bekommt! Er ſieht das ganze Jahr als ein verlorenes an. —

„Ich will gehen, Lubeddu,“ ſagte Donna Sabina zu ihrem Vater; „Gaetano hat mir ſechs Soldi gegeben, damit ich den Kindern Sanguinacci kaufen kann.“

„Sanguinacci?“ brummte der Alte. „Kaufe den Kindern ein derbes Stück Brot oder ſpare dein Geld. Die Zeiten werden wohl noch kommen, daß du's brauchen kannſt.“

„Die armen Würmer! Sollen ſie denn gar keine Lebensfreude haben? Sind wir nicht unglücklich genug?“

Die Kinder hatten kaum das Wort Sanguinacci gehört, als auch ſchon ihre Augen funkelten und leuchteten, und ſie die Mutter am Rock faßten und fortzogen.

„Beſſer einmal als nie,“ dachte Donna Sabina und ging fort.

Als Lubeddu allein war, kramte er wieder ſeine rote Fahne hervor, breitete ſie auf der Pritſche, die ihm als Bett diente, aus und ſuchte ſich mit den Fingern auf den weißen Flicken zu orientieren, die darauf feſtgenäht waren und die Worte: „O Pane o Morte“ — Brot oder Tod — darſtellen ſollten. Aber er kam damit nicht recht zu ſtande. Er konnte ſich nicht überzeugen, ob alles recht ſaß.

So ſchlich er denn leiſe und taſtend nach der Tür und rief verſtohlen: „Gaſparone! Gaſparone!“

Der Zyklop lag in der Fußgrube der Schmiede und ſchlief. Das war ſein Feiertagsvergnügen. Er hatte kein anderes.

„Biſt du's, Lubeddu? Was gibt's?“ fragte er, ſich ermunternd.

„Komm!“ ſagte Lubeddu geheimnisvoll. „Sie ſind alle fort. Ich bin allein.“

Gaſparone erhob ſich, ſchüttelte den ſchwarzen Kohlen-

ſtaub oberflächlich von ſich ab und ging mit Lubeddu in deſſen Wohnung.

„Hier iſt ſie," tuſchelte Lubeddu wieder leiſe. „Du kannſt ſehen, Gaſparone. Iſt ſie gut? Sieht ſie nobel aus? Iſt alles in Ordnung?"

Gaſparone nahm das Machwerk des alten Lubeddu in Augenſchein. „Die Fahne! Hm," murmelte er dabei, „das ſitzt ſchief. Haſt du Schere und Nadel da? Man muß die Aufſchrift von einem Ende der Stadt leſen können bis zum anderen. Brot oder Tod! Wenn wir ſie eines Tages entfalten und im Winde flattern laſſen, muß die ganze Stadt wie ein Zauberwort rufen: Brot oder Tod!"

„Ich trage ſie, Gaſparone. Und wenn es direkt in den Schlund der Hölle geht, ich trage ſie, wohin du willſt. Hier iſt die Schere."

„Wer weiß, wie bald ſich die Gelegenheit gibt!" warf der Schmied leicht drohend hin.

Aber Lubeddu nahm das Wort mit einer aufgeregten Spannung und Neugier auf. „So?" rief er eifrig. „Geht's endlich los? Weißt du was? Haben ſich die Schlafmützen endlich zuſammengefunden?"

„Die Agrumi ſind ſchlecht geraten, Lubeddu, die Pächter haben kein Geld, und nun ſollen die Bauern den Ausfall tragen. Sie werden bis aufs Blut geſchunden."

„So, ſo! Die Agrumi? Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn Lubeddu hitzig, „wenn die Agrumiernte ſchlecht ausfällt, müſſen die Bauern hungern. Das iſt in Sizilien eine alte Regel."

„Sie wollen aber nicht hungern!"

„Was? Wollen nicht hungern? Sie müſſen hungern."

„Nein, ſage ich dir, ſie müſſen nicht. Diesmal nicht.

Die ganze Insel ist im Aufstand. Sie wollen diesmal nicht hungern. In Alcamo haben sie das Municipio verbrannt wegen der Steuern auf das Mehl, in Castelvetrano, Partanna, Montevago sind sie schon mit der bewaffneten Macht zusammengestoßen, es hat blutige Köpfe gegeben, Lubeddu, überall stehen sie in großen Gruppen zusammen, um ihr Leben zu verteidigen und sich Nahrung zu verschaffen. Das machen die Fasci, weißt du? Das machen die Verbände. Nur ein Wort, und es marschieren Tausende von ausgehungerten Bauern auf Palermo, um Brot oder Tod zu suchen. Und gerade jetzt fehlt uns Salvatore! Er könnte das Wort aussprechen, Lubeddu. Aber er sitzt in der Vicaria."

Lubeddu hatte mit offenem Munde und steigender Erregung dieser Erzählung zugehört.

„Wir werden ihn befreien!" polterte er jetzt laut und unvorsichtig los. „Was? Ist es nicht eine Schande, einen Unschuldigen monatelang festzuhalten wegen einer Sache, über die jeder vernünftige Mensch in zwei Stunden klar sein kann? Fort! Wo ist die Fahne? Brot oder Tod!"

In der offenen Tür, die nach der Straße hinausführte, erschien in diesem Augenblick ein langer dunkler Schatten. Der alte Lubeddu, der das natürlich nicht bemerkte, lärmte noch einige Sekunden weiter, aber Gasparone griff rasch nach der Fahne und versteckte sie unter das Bett. „Still, still, Lubeddu, wir sind nicht allein!" flüsterte er rasch und leise.

„Friede sei mit euch!" klang jetzt die tiefe, ruhige Stimme eines Franziskanermönches, der eben in den Raum eintrat. „Habt ihr nichts für die Armut? Der Segen des Herrn, den wir für euch erflehen, wird's euch danken."

„Ihr kommt an die falſche Adreſſe, Bruder Franziskaner," erwiderte Gaſparone. „Wir haben ſelber nichts."

Das hätte ſich der Bettelmönch eigentlich auch ſelbſt ſagen können, denn obgleich er ſich in dem düſteren Raum mit den nackten, ſchwarzgerußten Wänden auffällig aufmerkſam umſah, konnte er doch nichts entdecken, was nur einigermaßen Wert gehabt hätte.

„Nun, ſo ſegne euch Gott," ſagte er dann einfach, faltete die Hände wieder in den weiten Ärmeln ſeiner Kutte zuſammen und ging langſam davon, die kleine Gaſſe entlang, bis er vor der Kirche der Santa Maria dei Miracoli auf die Piazza Marina heraustrat. Dieſe überſchritt er, um auf der anderen Seite des Platzes in den Giardino Garibaldi einzutreten, wo er einen Augenblick ſtehen blieb, um ſich umzuſehen. Es waren nur wenig Leute in dem Garten, einige Kinderwärterinnen, die mit ihren Pflegebefohlenen in der Sonne ſpielten, ein paar Poliziſten und hin und wieder einige Paſſanten, die vom Hafen oder vom Tribunalgebäude herkamen und den Garten durchquerten, um ihren Weg abzukürzen. Nach einer kurzen Pauſe ging der Mönch auf einen der Poliziſten zu, der hinter einer großblätterigen Bananengruppe ſtand und in der Aufmerkſamkeit, mit der er ein gegenüberſtehendes Haus beobachtete, nicht ſah, wie der Mönch herankam.

„Don Paolo!" rief ihn der Franziskaner leiſe und unauffällig an, indem er an ihm vorüberging.

Der Poliziſt drehte ſich etwas nach ihm um. „Ah, Sie ſind's, Don Martino!" ſagte er dann ebenſo leiſe.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören," fuhr der Mönch wieder fort, „was wir uns zu ſagen haben, kann geſchehen, auch ohne daß wir uns dabei anſehen. Haben Sie etwas bemerkt?"

„Baron Buonanima iſt bei ihm," erwiderte der Poliziſt, ſetzte ſich auf eine dicht dabei ſtehende Bank und nahm den Tſchako ab, als ob ihm warm ſei.

Der Mönch war durch dieſe Mitteilung offenbar ſehr erregt, ſuchte das aber zu verbergen, indem er ſich bückte und ſeine Sandale feſtzog, als ob ſie ſich plötzlich gelöſt hätte.

„Wie lange?" fragte er leiſe, ohne den Poliziſten dabei anzuſehen.

„Eine Viertelſtunde oder zwanzig Minuten höchſtens. Er kam zu Fuß, aber ſeine Equipage wartet drüben am Finanzpalaſt. Ich habe ſie vorhin dort geſehen."

Nun ſaß die Sandale wieder feſt, und Don Martino ging mit ſeinem eigentümlichen ſchlürfenden und ſchleppenden Schritt weiter. Er verließ am anderen Ende den Garten wieder, drehte ſich um und ging über die Straße weg an der Häuſerreihe entlang, die dem Garten gegenüberlag und die auch der Poliziſt mit ſeiner Aufmerkſamkeit bedachte. An einem dieſer Häuſer war ein Meſſingſchild angebracht, worauf zu leſen war: „Dottore Lorenzo Vitale, Avvocato." Don Lorenzo Vitale war ein renommierter Rechtsanwalt und beſonders als Verteidiger in großen Kreiſen ſehr geſchätzt. Es ſchien aber nicht, als ob der Franziskaner ihn in ſeiner Eigenſchaft als Rechtsanwalt in Anſpruch nehmen wollte. Er ging an dem Hauſe vorüber, nachdem er einen haſtigen Blick in den Hausflur geworfen, obgleich dort momentan nichts zu ſehen war, kehrte kurz darauf um, ging wieder bis zum Tribunalgebäude und dann denſelben Weg zurück. Einmal bettelte er ſogar eine Dame an, die ihm auf ſeinem Weg mit einem kleinen Mädchen begegnete. Die Dame gab ihm aber nichts, obgleich er ihr verſprach, für ihre Seele zu beten.

Plötzlich fuhr eine erregte Röte über ſein Geſicht,

und er lauſchte aufmerkſam, den Laut ſeiner Schritte möglichſt dämpfend, nach dem Hausflur des Don Lorenzo Vitale hin. Gleich darauf erſchien dieſer mit Baron Gualtieri in der Tür. Die beiden Herren gingen langſam in ihrem Geſpräch vertieft quer über die Straße, dann zwiſchen der Piazza Marina und dem Giardino Garibaldi durch nach dem Finanzpalaſt zu. Der Mönch ging unauffällig hinter ihnen her, offenbar in der Abſicht, etwas von ihrem Geſpräch zu erlauſchen. Lange Zeit blieb er aber in dieſer Hinſicht ohne Erfolg. Erſt an der Fontana del Caraffo gelang es ihm, ſo nahe an die beiden heranzukommen, daß er hin und wieder einzelne Brocken der Unterhaltung auffangen konnte.

„Sie können ſich denken, wie fatal mir das war, Herr Baron," ſagte Don Lorenzo. „Es lag eine große Gefahr darin, wenn der Schein, den Cavaliere Seraffini achtlos in den Verkehr gebracht, in unrechte Hände geriet."

„Weshalb? Wer will uns denn etwas nachweiſen?" warf Gualtieri ein.

„Ei, an ſolche Zufälligkeiten hängt manchmal ein ganzes Gewebe von Unterſuchungen und Nachforſchungen, und wir haben allen Grund, vorſichtig zu ſein. Glücklicherweiſe war die Polizei, wie gewöhnlich, dumm genug und ſah den Zuſammenhang nicht ein. So ſandte ſie den Schuſter, der ſchon verhaftet worden war, mitſamt ſeinem Schein wieder dahin, woher er gekommen war, und dieſer hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als den Schein wieder zum Cavaliere Seraffini zu bringen, der ihn auch ſofort auswechſelte. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich den Schein endlich wieder in der Hand hatte."

„Ach was! Ich halte die Sache für bedeutungslos."

„Glauben Sie das nicht, Herr Baron. Man muß

den Leuten nicht mit Gewalt die Augen öffnen. In der Hand des Procuratore De Luca wäre der Schein eine böse Waffe gewesen."

„Er wird sich hüten, uns noch einmal in die Quere zu kommen."

„Sie beurteilen den Mann falsch. Ich weiß, mit welcher Umsicht und Hartnäckigkeit er hinter die Geschäfte der Mafia zu kommen sucht — —"

„Der arme Kerl! Er soll sich wohl hüten. Ich werde ihm nicht in den Weg treten, aber ich weiche ihm auch nicht aus, wenn er mir in den Weg tritt. Das fehlte mir gerade, daß mir ein solcher Federfuchser über den Weg tölpelt."

„Er ist unser gefährlichster Feind."

„O nein! Er will sich ja versetzen lassen. Die juristischen Lorbeeren hängen ihm in Sizilien zu hoch."

„Er denkt nicht daran. Er hat sein Gesuch zurückgezogen. Ich weiß es ganz bestimmt."

„Woher?"

Don Lorenzo lachte. „Sein eigener Sekretär gehört zu uns. Von ihm weiß ich auch, daß er schon vor Wochen zwei neue Geheimpolizisten für Palermo in Rom beantragt hat, Fremde natürlich, da ihm die hiesigen nicht geheuer erscheinen."

„Was will er damit?"

„Ich — —" begann Don Lorenzo, brach aber plötzlich ab, weil seine Augen, die fortwährend unruhig umher schossen, den Mönch dicht hinter sich schleichen sahen.

„Was wollen Sie?" fuhr er diesen an.

Der Franziskaner nahm bescheiden sein Käppchen ab. „Euer Gnaden werden gütigst verzeihen," begann er demütig, „wenn die Armut einen Bruder in Christo um eine kleine Gabe bittet."

Don Lorenzo ſah ſich den Bruder in Chriſto mißtrauiſch an. Dann griff er in die Weſtentaſche und warf dem Mönch einen Soldo zu, ging aber nicht weiter, ſondern ließ den Franziskaner an ſich vorüber, ſo daß er ihn jetzt vor ſich her gehen ſah.

„Was iſt das für ein Kerl?“ fragte er dann leiſe und erſtaunt wie mit ſich ſelbſt ſprechend.

„Was wird er weiter ſein? Ein Franziskaner, ein Bettelmönch,“ antwortete Gualtieri.

„Das iſt kein Mönch!“ ſagte Don Lorenzo beſtimmt. „Haben Sie ſchon je einen Franziskaner geſehen, der ſeine Kutte auf der linken Seite ſchnürt, wie dieſer da?“

„Ich habe überhaupt einen Franziskaner noch nie ſo genau angeſehen.“

„Aber ich! Ich weiß, daß das nie vorkommt. Der Kerl ſchlich uns nach. Ich ſah ihn ſchon, wie wir aus dem Hauſe traten. Sollten wir es hier mit einem Kunſtſtückchen des Herrn De Luca zu tun haben?“

„Warum nicht gar! Was ſollte denn das heißen?“

„Das würde einfach heißen, daß man uns — uns beiden, Herr Baron — an den Kragen will.“

„Sie meinen, daß der Mönch ein Detektive iſt, vielleicht von De Luca beſtellt, uns zu beobachten?“

„Genau das meine ich. Übrigens wird das „vielleicht“ bis heute abend wegfallen. Ich werde wiſſen bis heute abend, wie die Sache ſteht.“

Sie waren jetzt vor dem Finanzpalaſt, wo die Equipage Gualtieris wartete, angekommen. Aber noch zögerte dieſer einzuſteigen, ſondern ſah den Rechtsanwalt einige Augenblicke nachdenklich an.

„Laſſen Sie mich ſofort wiſſen, was Sie erfahren, Don Lorenzo,“ ſagte er dann, „aber kommen Sie nicht perſönlich. Sie wiſſen warum. So entzückt ich unter Umſtänden von Ihrer geſchätzten Perſönlichkeit bin, ſo

wenig iſt es ratſam, unſeren Verkehr allzu offen und frei bloßzuſtellen. Sollte ſich auch nur der geringſte Verdacht ergeben, daß Ihre Befürchtung begründet iſt, daß De Luca tollkühn genug iſt, uns verſteckt oder offen anzugreifen, ſo — — laſſe ich über ihn abſtimmen."

Dieſe letzten Worte ſprach Gualtieri ſo leiſe, daß Don Lorenzo ſie kaum verſtand. Trotzdem machten ſie den Eindruck, wie wenn man etwa im Finſteren eine Dolchklinge blitzen ſieht.

Unwillkürlich trat der Rechtsanwalt einen Schritt zurück. „Herr Baron — —" warf er betroffen ein.

„Kein Wort mehr, Don Lorenzo," unterbrach ihn Gualtieri entſchloſſen. „Laſſen Sie mich wiſſen, was Sie erfahren, und das übrige wird ſich finden. Sie wiſſen, daß ich mich nicht leicht zu den ſchwerſten und letzten Mitteln entſchließe, daß ich aber auch nicht davor zurückſchrecke, wo ich ſie für nötig halte. — Auf Wiederſehen! Und ſenden Sie ſofort. Hören Sie?"

„Zweifeln Sie nicht, Herr Baron. Auf Wiederſehen!"

Damit trennten ſich die Herren. Gualtieri ſtieg in ſeinen Wagen und fuhr davon, während Don Lorenzo die Via Vittorio Emanuele hinaufſtieg, um in einem der dort befindlichen Reſtaurants zu frühſtücken.

Auch der Mönch, der nach Anſicht des Don Lorenzo keiner ſein ſollte, war, nachdem er ſeinen Soldo empfangen, die Via Vittorio Emanuele hinaufgegangen, aber nicht um in einem teuren Reſtaurant zu frühſtücken. Das wäre denn doch zu auffällig geweſen. Ein Bettelmönch kann, ohne das geringſte Aufſehen zu erregen, in alle Häuſer, in die Wohnungen, Kirchen, kurz überall hingehen, nur nicht dahin, wo es Geld koſtet, denn dann würde man an ſein Gelübde der Armut nicht mehr glauben.

Don Martino ging unbekümmert und ohne ſich auch

nur ein einziges Mal nach den beiden mildtätigen Herren umzuſehen, ſchlürfend und ſchleppend die Straße hinauf, bis nach den Quattro Canti. Hier bog er rechts ab in die Via Macqueda und kam ſo in das neue Viertel von Palermo im Norden der Stadt, wo die modernen Wohnhäuſer und Straßen ſich befinden. Der Mönch wußte hier offenbar nicht mehr recht Beſcheid. Er las die Straßennamen ſorgfältig von den Ecken ab, und wenn er in eine neue Straße einbog, ſah er ſich vorſichtig um, als ob er gefürchtet hätte, daß man ihm folge oder ihn beobachte. So gelangte er endlich in die Via Villarosa und in das Haus, wo der Procuratore De Luca wohnte.

„Friede ſei mit Euch," ſagte er zu dem Portier, der aus ſeiner Loge heraustrat und ihn eigentlich fragen wollte, zu wem er zu gehen beabſichtige. Bei dem frommen Gruß verbeugte er ſich aber höflich vor dem Mönch, ſchlug das Kreuz und ging wieder in ſeinen Käfig zurück.

Herr De Luca empfing den Mönch ſehr lebhaft und führte ihn eilfertig in ſein Arbeitszimmer.

„Haben Sie Glück gehabt, Don Martino? Haben Sie mir etwas mitzuteilen?" fragte er erregt. „Bitte, nehmen Sie Platz. Sie werden müde ſein."

Don Martino war in der Tat ermüdet. „Sind wir hier ungeſtört?" fragte er, ſich ſetzend.

„Vollſtändig. Es hört uns hier kein Menſch."

„Auch Ihr Sekretär nicht?"

Verblüfft ſchaute ihn De Luca an. „Mein Sekretär iſt gar nicht hier. Aber wenn er auch hier wäre —"

„So würde ich Sie erſuchen, ihn ſofort wegzuſchicken. Doch davon ſpäter. Nur vergeſſen Sie nie, Herr Procuratore, daß wir hier in Palermo ſind, und Sie Wichtiges keiner Seele anvertrauen dürfen. Ihr Sekretär

gehört zur großen Familie und trägt sogar Ihre Privatkorrespondenzen zum Advokaten Vitale."

„Mein Sekretär?" fuhr De Luca erschrocken auf.

„Ja. Übrigens hat sich meine Vermutung, daß dieser Don Lorenzo Vitale als eine Art Zentrum und Vermittlungsstelle für die unsauberen Geschäfte der Mafia fungiert, als wahr erwiesen. Jedenfalls ist der Schein, der Ihrem Schuster so viel Ungemach verursachte, durch seine Hände gekommen und auch wieder zurückgegangen."

„An wen?" fragte De Luca begierig.

„An den Baron Buonanima."

„Sie wissen das bestimmt? Ich habe es ja immer geargwöhnt, aber es handelt sich um die Gewißheit."

„Diese kann ich Ihnen geben," erwiderte Don Martino und erzählte nun sein Abenteuer mit dem Baron Gualtieri und dem Advokaten Vitale. Er hatte ja von der ganzen Unterhaltung zwischen diesen Herren nur Bruchstücke gehört, aber sie genügten doch, um Herrn De Luca mit dem, was er schon wußte, ein genaues Bild des Vorganges zu geben. Es stand jetzt für ihn fest, daß Cavaliere Seraffini durch die Vermittlung des Verteidigers Lorenzo Vitale eine größere Summe Bestechungsgelder vom Baron Gualtieri erhalten hatte.

Unter normalen Umständen hätte das genügt, eine Untersuchung gegen die Beteiligten zu eröffnen. Aber die Umstände waren eben, wie Herr De Luca schon während des Prozesses gegen Baron Gualtieri erfahren, nicht normal, und er würde alles verdorben haben, wenn er schon jetzt mit der ganzen Schwere der juristischen Prozedur vorgegangen wäre. Cavaliere Seraffini konnte eine harmlose Ausrede für die empfangene Zahlung finden, schon um sich selbst nicht als Bestochener zu denunzieren, und die ganze Untersuchung

würde ein Schlag ins Waſſer ſein. De Luca mußte ruhig und geduldig ſeine Minierarbeit fortſetzen, bis er greifbare Tatſachen, deren Beweiſe ihm nicht unter der Hand wieder entwiſchen konnten, vor ſich hatte.

„Wir brauchen etwas Poſitives, Don Martino, eine Tatſache, die für ſich ſelbſt ſpricht, einen Brief oder überhaupt etwas Schriftliches, und wenn es drei Zeilen ſind — eine alte Rechnung oder dergleichen, wenn es nur etwas iſt, was klar und deutlich ſpricht," ſagte Herr De Luca, als der Detektive ſeinen Bericht gemacht.

„Herr Staatsanwalt," unterbrach ihn dieſer, „ich fürchte, wir werden bald ſo viele Tatſachen in Sizilien erleben, daß uns allen der Kopf davon weh tun wird."

„Was meinen Sie?"

„Ich meine, daß die Unruhen, die ſich immer mehr um Palermo herum anhäufen, ſich ſchließlich auch auf die Stadt verpflanzen und uns alle über den Haufen rennen werden."

„Der Präfekt hat bereits um Truppen nach Rom telegraphiert. Es kommt nicht überraſchend. Aber — haben Sie etwas Beſonderes erfahren?"

„Es wühlt und gärt an allen Ecken. Ich kam auf meiner Tour in die frühere Wohnung des Gaetano Ruſſo und glaubte dort vielleicht etwas über deſſen nähere Verbindung mit der großen Familie zu erfahren. Das war nun nicht der Fall, aber ich traf den Vater ſeiner Frau, den alten Lubeddu, mit ſeiner roten Fahne, den Sie ja auch kennen —"

„Der Mann iſt verrückt, Don Martino."

„Warum ſperrt man ihn dann nicht ein? Verrückte gehören ins Irrenhaus."

„Es iſt keines da, ſoviel ich weiß."

„Ich glaube es ja gern und habe es geſehen, daß der Mann vor Kummer und Hunger, vor Elend und

Not nicht mehr recht Herr seiner fünf Sinne ist, aber er hat in seinem Wesen etwas so Explosives, Aufreizendes, Mitsichfortreißendes, daß er sehr gefährlich werden kann für sich und die anderen."

„Es muß ein Antrag an die Polizei gestellt werden."

„Glauben Sie, daß das etwas nützt?"

„Nein. Aber wir haben dann das Unsere getan."

Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick gegenseitig an. Es war, als ob ein Zug der Mutlosigkeit, des verzweifelten und hoffnungslosen Ringens mit übermächtigen Zuständen sie überraschte. Sie taten ihre Pflicht, wie man seine Pflicht tut auf einem verlorenen Posten, hoffnungslos, nur der eigenen Ruhe wegen.

In diesem Augenblick klingelte es draußen auf dem Korridor.

De Luca stand rasch auf. „Das ist mein Sekretär," sagte er flüchtig, „er bringt mir die Eingänge. Sie wollen natürlich in Ihrer Verkleidung nicht gesehen werden?"

„O, es handelt sich dabei weniger um mich. Die Kutte hat so wie so ausgedient. In meinem Handwerk nützt sich alles rasch ab. Ein zweites Mal dürfte ich wohl Herrn Lorenzo Vitale nicht als Franziskaner anbetteln. Aber Ihr Sekretär darf mich in Ihrem Interesse nicht hier sehen."

Der Staatsanwalt, der schon an der Tür stand, kam noch einmal zurück und sah den Detektive fragend an.

„Nehmen Sie sich vor ihm in acht," fuhr dieser fort, „und vergessen Sie nicht, daß er alles, was er hier sieht und hört, Herrn Vitale hinterbringt. Schicken Sie ihn fort, oder — lassen Sie ihn nur sehen und hören, was Herr Vitale sehen und hören soll."

„Gut. Ich werde ihn behalten," sagte De Luca

nach einer kurzen Pause und führte seinen Besuch in das Nebenzimmer. „Und was wollen Sie jetzt für eine Verkleidung wählen?“ fragte er hier.

„Ich weiß noch nicht. Der verwünschte Dialekt macht mir zu schaffen. Ich muß sehr vorsichtig sein.“

„O, der sizilianische Dialekt! Ich bin schon Jahr und Tag hier, und es ist mir noch nicht gelungen, hinter die Geheimnisse des sizilianischen Dialekts zu kommen. Die reine Gaunersprache, gemacht, daß sich zwei verständigen können, ohne daß der dritte etwas davon merkt. — Ich sehe Sie doch bald wieder?“

„Morgen.“

„Gut. Auf Wiedersehen! Ich lasse jetzt den Sekretär ein, und Sie gehen dann durch diese Tür davon. Ich will ihn schon so lange festhalten, daß er Sie nicht sieht.“

De Luca ließ den Mönch im Nebenzimmer allein und traf gleich darauf in seinem Arbeitszimmer mit seinem Sekretär zusammen. Das war ein junger eleganter Herr mit Lackstiefeln, langem Gehrock und hohem Stehkragen, aus dem ein blasses, zierliches, sorgfältig gestriegeltes Köpfchen herausſah — alles für fünfundsiebzig Lire pro Monat. Schon manches Mal hatte sich De Luca gefragt: Wie bringt der Mann das alles fertig für so wenig Geld? Jetzt fragte er sich nicht mehr.

„Hier ist die Mappe, Herr Procuratore,“ sagte der Sekretär mit einer devoten Höflichkeit.

„Gut, Don Rocco,“ erwiderte De Luca ausnehmend freundlich, „bitte, nehmen Sie Platz.“

Draußen ging ein schlürfender und schleppender Tritt über den Korridor, dessen Tür sich gleich darauf schloß. Aber Don Rocco hörte nichts und sah nichts davon. Er war viel zu sehr beschäftigt.

Zwölftes Kapitel.

Der Fremdenführer Peppo war gar nicht mehr mit der Welt zufrieden. Er hatte es ja eigentlich verhältnismäßig weit im Leben gebracht. Vom zerlumpten Bauernjungen in Corleone, der sich mit den Schweinen seines Vaters herumgebalgt, war er zum Fremdenführer in Palermo avanciert. Man gab ihm zu essen und auch zu trinken, reichlich sogar, man kleidete ihn wie einen Signore, und manchmal hatte er sogar Geld in der Tasche. Was wollte er denn noch? Er hätte sich wohl zufrieden geben können, wenn er hätte so freundlich sein wollen, aber er gehörte zu den unselig vielen Menschen in unserer Zeit, deren Hirn selber voller ungezügelter Wünsche steckt und deren Bedürfnisse auf jeder neuen errungenen Stufe immer weiter ausgreifen und ins Unendliche wachsen. Peppo war, wie viele seiner Landsleute, ein intelligenter Bursche, und man hätte unrecht getan, das nicht anzuerkennen; unter besseren und gesünderen Verhältnissen wäre aus ihm wohl ein tüchtiger, leistungsfähiger Mensch geworden. Aber die nichtsnutzerische, herumlungernde Art seiner Existenz, die Umgebung, in der er aufwuchs, die Unmoral und die Verbrechen, die er in der heimlichen Gesellschaft der großen Familie sah, mußten seine Intelligenz schließlich zu einer unglücklichen, ihn selbst zu einer Schattenpflanze machen.

Er hatte es satt, den Fremdenführer zu spielen, wie er schließlich jede Beschäftigung satt bekommen haben würde. Da er nun aber einmal Fremdenführer war, so langweilte er sich dabei, alle Tage dieselben Redensarten zu machen, alle Tage dieselben Einfaltspinsel, die aus aller Herren Länder hierher kamen, und alles anstaunten, wo nichts zu sehen war, herumzuführen, die-

selben Steine, dieselben Bilder, Häuser und Höhlen zu zeigen, die ihm alle miteinander schon zum Halse heraushingen. Er hätte lieber etwas Neues, etwas Großes, ihm Würdiges unternommen, was ihn rascher vorwärts brachte, oder noch besser, ihn mit einem Schlage zum gemachten Manne erhob. Denn wenn Peppo auch ein intelligenter Mensch war, so war er doch auch ein Faulpelz, der am liebsten gar nichts mehr getan hätte.

In dieser Stimmung lief er eines Morgens von seinem gewöhnlichen Standort am Dom fort und wollte nach dem Mercato Nuovo gehen, wo er hoffte, mit Assunta Russo zusammenzutreffen, die Fische dorthin zum Verkauf brachte. Er wollte endlich Klarheit in diese Geschichte bringen und Assunta fragen, ob sie seine Frau werden wollte oder nicht. Er glaubte den Boden lange genug und gut genug vorbereitet zu haben, um eine günstige Antwort zu erhalten. Das Weitere würde sich dann schon finden.

Aber noch ehe er dahin gelangte, sah er in einer Straße vor einem Seidenwarenladen eine Equipage stehen, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Es war die Equipage mit dem Wappen des Barons Buonanima, und neben dem Wagen stand, als ob sie gerade aus dem Laden herausgekommen wäre, Baronin Ghela mit dem Staatsanwalt De Luca im Gespräch.

Was mochten die beiden zu verhandeln haben? fragte sich der intelligente Peppo. War ihr Zusammentreffen eine abgekartete Geschichte, oder war es ein Zufall? Peppo hätte seinen kleinen Finger drum gegeben, wenn er gewußt hätte, von was die beiden so erregt, so in fliegender Hast sprachen. Instinktiv ahnte er, daß sich Baron Gualtieri dafür sehr interessieren würde. Vorsichtig birschte er sich an den Wagen heran, um zu horchen. Die beiden kannten ihn ja nicht und waren

außerdem so erregt, daß sie wohl kaum Augen dafür haben würden, wenn sich Peppo auch die bunten Taschentücher im Ladenfenster ansah, die ja nicht bloß für Staatsanwälte und Baroninnen dort hingen.

„Sie tun sehr unrecht, Herr De Luca," hörte er Baronin Ghela sagen, „Sie waren sonst viel freundlicher zu mir und zu Papa. Ich hoffe, keine Sünde zu begehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie vermisse und daß es mich überrascht hat, weder zu meiner Verheiratung noch nach derselben irgend ein freundliches Wort oder auch nur ein stummes Zeichen der Erinnerung von Ihnen erhalten zu haben."

„Frau Baronin — —!" rief De Luca verstört.

„Lassen Sie das nur," fuhr Ghela fort. „Ich begreife sehr wohl, daß der gesellschaftliche Verkehr zwischen Ihnen und meinem Mann seine Schwierigkeiten hat. Aber warum soll nicht einmal der Versuch gemacht werden, jetzt nach so langer Zeit sie zu überwinden? Es liegt darin mehr, als ich zu sagen wage. Lassen Sie mich den ersten Schritt tun, und tun Sie den zweiten."

„Unmöglich!" warf De Luca heftig ein.

„Aber Papa können Sie doch einen Besuch machen. Ich glaube sogar, daß —"

Peppo fluchte leise. Ein Wagen fuhr vorüber, und sein Rasseln auf dem harten Pflaster verschlang die Worte, die gerade jetzt anfingen, interessant zu werden. Aber seine Intelligenz ließ ihn auch hier nicht im Stich und ergänzte ihm, was er nicht hörte. Als er gleich darauf sich umdrehte, um wenigstens zu sehen, wo er nichts mehr hören konnte, bemerkte er, wie Baronin Ghela den Handschuh von der rechten Hand abstreifte und die Hand dann Herrn De Luca hinreichte. Wie fein — und wie vielsagend! dachte der intelligente

Peppo. Vielleicht glaubte Baronin Ghela, daß Herr De Luca die Hand küſſen würde? Peppo glaubte es ſicher.

Aber der Staatsanwalt begnügte ſich, die Hand zu erfaſſen und eine ſteife Verbeugung zu machen.

„A rivederci,"!*) hörte er dann Baronin Ghela ſagen.

„A rivederla,"!**) erwiderte Herr De Luca förmlich.

Auch das gab Peppo zu denken. Dieſe vertrauliche Form Ghelas und der ganze Ausdruck ließen darauf ſchließen, oder wenigſtens ſchloß Peppo daraus, daß die beiden eine Zuſammenkunft verabredet hatten und noch dazu im Hauſe ihres Vaters. Die moraliſche Entrüſtung Peppos machte ſich in einem leiſen Pfeifen Luft. Reiche Leute, dachte er dann, können ſich alles erlauben, und ging weiter.

Am Mercato Nuovo ſchlenderte er ewig hin und her und rauchte eine Zigarette nach der anderen, ehe er Aſſunta fand. Endlich traf er ſie, wie ſie aus einer Reſtaurantküche kam, wo ſie ihre Fiſche verkauft zu haben ſchien. Sie hatte nur noch zwei leere Körbe, die ſie auf dem Kopfe trug und an denen noch die ſilberglänzenden Fiſchſchuppen hingen. Es war ein ſchönes Bild, wie das kräftige junge Mädchen mit den dunkelblitzenden Augen hoch aufgerichtet — um die Körbe in der Balance zu halten — dahinſchritt, und nicht nur Peppo ließ die Augen ſtaunend und bewundernd an ihr hängen.

„Aſſunta!" rief er ſie an.

Sie drehte ſich langſam und gemeſſen um. Der Umſtand, daß ſie immer achtgeben mußte, daß ihr die Körbe nicht vom Kopfe rutſchten, gaben ihrer Haltung

*) Auf Wiederſehen.

**) Die ehrerbietigere, höflichere Form für denſelben Wunſch.

und ihren Bewegungen eine gewisse langsame Grandezza, die ihrer schönen Figur außerordentlich zum Vorteil ausschlug.

„Was willst du?“ fragte sie sehr von oben herab und zwar in doppelter Bedeutung des Wortes, denn Peppo war ein ganzes Stück kleiner als sie.

Peppo sah nach den Körben in die Höhe und wurde etwas nachdenklich. Es war ihm, als ob er sehr vorsichtig sein müsse, damit ihm die Körbe nicht etwa unversehens auf den Kopf flogen.

„Ich habe mit dir zu reden,“ sagte er.

„Wovon?“ fragte sie kurz.

„Von — — von Salvatore. Komm, lehne deine Körbe einstweilen dort an die Mauer und setze dich mit mir hierher. Wir können wohl auch einmal ein Glas Wein zusammen trinken.“

Sie standen nicht weit von einer kleinen schmierigen Weinkneipe. Ein paar Tische und Stühle standen vor dem Lokale auf der Straße.

„Hast du mit ihm gesprochen?“ fragte sie hastig.

„Ja,“ sagte er zögernd und ging langsam nach einem der Blechtischchen, wo er sich niedersetzte und ein halbes Liter Rotwein bestellte. Sie folgte ihm, warf mit einem Ruck ihre Körbe in die Ecke und setzte sich zu ihm.

„Wann kommt er wieder zurück?“ fragte sie in ihrer hitzigen, bestimmten, wie fordernden Art. „Himmlischer Vater, was für dumme Leute müssen in den Gerichtsstuben sitzen, daß sie sich noch immer nicht von seiner Unschuld überzeugt haben.“

Peppo machte eine bedenkliche Miene und wiegte sein Haupt hin und her.

„Warte nicht darauf, Assunta,“ sagte er bedeutsam und wichtig, als ob er Gott weiß welche Geheimnisse verberge.

„Was ſagſt du? Auf was ſoll ich denn warten?“

„Dabei iſt ſchon mancher alt und grau geworden. Du haſt doch auch von dem großen Prozeß gehört, der jetzt in Bologna verhandelt wird und der vor neun Jahren hier angefangen hat.“

„Was geht mich der Prozeß an?“

„Er ſoll dir zeigen, was es mit der ſizilianiſchen Gerechtigkeit auf ſich hat.“

„Aber Salvatore iſt unſchuldig. Er hat nichts Unrechtes getan.“

„So ſagſt du, und andere ſagen anders.“

„Wer?“ ſchrie ſie laut und kampfbereit.

„Dein Bruder!“ antwortete er prompt.

„Gaetano?“ rief ſie erſtaunt und erſchrocken.

Ein kleiner buckliger Kellner in Hemdärmeln brachte den Wein und ſetzte ihn mit den Gläſern auf den Tiſch. Langſam goß Peppo davon ein, zuerſt, um die Gläſer auszuſpülen, ganz wenig, das er dann auf die Erde goß. Dann ſchenkte er beide Gläſer voll bis zum Rand. Aſſunta ſah ihm mit angehaltenem Atem und mit zitternder Ungeduld eine Antwort erwartend zu.

„Wenn du mich belügſt, Peppo,“ rief ſie halblaut und leidenſchaftlich, „ſo wäre dir beſſer, du hätteſt dieſen Tag nie geſehen!“

„Ich habe das Protokoll ſelbſt geleſen,“ ſagte er feſt und beſtimmt. „Soll ich dich etwa belügen, Aſſunta, weil dir nicht paßt, was dein Bruder ausgeſagt hat?“

„Was hat er geſagt?“

„Daß Salvatore die Glocke von der Kapelle der Madonna del Mare geſtohlen hat.“

Sie ſagte kein Wort, aber ſie wurde bleich bis in die Lippen und ſah Peppo ſo durchdringend an, als ob ſie in ſeinem Inneren leſen wollte.

„Trink, Aſſunta!“ ſagte dieſer eigentümlich monoton.

„Das ist nicht wahr!“ preßte sie endlich hervor.

Peppo zuckte geduldig mit den Schultern, als ob er das eben ruhig über sich ergehen lassen müsse, und sagte: „Frage deinen Bruder selbst, und wenn er etwas anderes sagt, so ist er ein Lump, Assunta.“

Noch immer hing ihr Blick starr und drohend an ihm, als ob sie nicht fassen, nicht glauben könne, was sie doch so deutlich, so schreiend deutlich hörte.

„Ich sage dir, es wird mancher alt und grau, wenn er auf solche Geschichten wartet,“ fuhr er, da sie noch immer nichts sagte, fort, „und es ist schade darum, auf jemand zu warten, der sein Glück so wenig in acht nimmt. Und dann — was hast du denn, wenn du, wer weiß wie viele Jahre, auf Salvatore warteſt? Einen Mann, der gesessen hat und von dem kein Mensch mehr etwas wissen will. Du kannst mit ihm hungern, aber ich würde dir doch raten, dir das zweimal zu überlegen. Hunger tut weh, Assunta. Solange du jung bist, da geht das wohl alles noch an, aber es kommen Jahre, wo bleiche, hungernde Kinder um dich herumstehen und du dich vergebens nach einer festen Stütze umsiehst. — Ich meine es gut, Assunta. Denke wohl daran.“

Ihr Blick war leer in die Ferne gerichtet, wie auf eine wüste, öde Steppe, ihre Lippen blutlos und trocken, halboffen, als ob sie etwas sagen wolle und doch nichts herausbringe.

„Höre mir zu,“ fuhr er nach einer kleinen Pause leiser fort. „Ich bin freilich nicht so groß und stark wie Salvatore, aber es kommt im Leben nicht immer darauf an, und wenn es das Schicksal einmal so fügen sollte, so würde ich für dich immer Rat schaffen können — besser als Salvatore.“

„Ah!“ machte sie plötzlich und richtete die Augen

wieder finſter und wild auf ihn. Der eine Laut hatte ſie verwandelt. Es ſtrömte wieder warmes Blut und Leben durch ihren Körper, ihre Hand ballte ſich, und einen Augenblick ſah es aus, als ob ſie ihn zu Boden ſchlagen oder ihm das gefüllte Weinglas, das vor ihr ſtand, ins Geſicht ſchleudern wolle. Dann aber beherrſchte ſie ſich mit einer außerordentlichen Anſtrengung, biß ſich mit rückſichtsloſer Heftigkeit in den Finger, um ſich ſo gewaltſam ſowohl am Sprechen, wie an unüberlegten Bewegungen der Hand zu hindern.

„Gib dich nur zufrieden, Aſſunta, das macht ſich mit der Zeit alles, und wenn es auf den erſten Blick noch ſo unmöglich ausſieht,“ fuhr er, nicht ganz klar über ihre plötzliche Erregung, zuredend fort. „Ich habe viele und mächtige Freunde, die nicht nur mir ſelbſt gern helfen, ſondern auch denen, an welchen ich vielleicht Intereſſe haben werde. Was nützt denn das nun alles? Man muß praktiſch im Leben werden. Dann kommt man vorwärts. Sieh, ich ſtehe nicht ſchlecht. Das ſiehſt du mir wohl an. Ich leide keine Not, und wenn ich mich einmal verheirate, ſo iſt mir ein feſtes Einkommen von hundert oder hundertzwanzig Lire im Monat vollſtändig ſicher. Damit können wir doch ſehr gut leben, und du brauchſt dich um nichts zu ſorgen. Meinſt du nicht, Aſſunta?“

Das Verhalten Aſſuntas war während dieſer Redensarten höchſt eigentümlich. Ihre Augen lagen ſo feſt und durchdringend auf ſeinem Munde, als ob ſie ihm die Worte durch ihren Blick hervorziehen könnte, keine ſeiner Bewegungen entging ihr. Aber noch immer biß ſie ſich mit aller Heftigkeit auf den gekrümmten Zeigefinger, ſo daß man jeden Zahn in dem Fleiſche ſah, und auf die direkte Frage hatte ſie nur einen dumpfen, unartikulierten Laut und ein mehrfaches Nicken mit

dem Kopfe zur Antwort, das ſowohl eine Zuſtimmung wie auch eine Aufmunterung zum Weiterſprechen für Peppo ſein konnte.

„Es kommt alles darauf an, wie man's macht," begann Peppo von neuem altklug und überredend. „Warum ſollte man denn gerade Salvatore nicht helfen können, wenn dir oder jemand anders ſo beſonders viel daran liegt? Es gibt ſchon Mittel und Wege, ihn entwiſchen zu laſſen. Er geht eine Zeitlang von Palermo fort, bis Gras über die Geſchichte gewachſen iſt. Ein tüchtiger Arbeiter wie er kommt überall fort. Und nach einem Jahr oder zweien kräht kein Hahn mehr nach ihm, und er kann machen, was er will."

„Und du kannſt es machen, daß er freikommt?" fragte ſie eigentümlich lauernd und forſchend.

Er ſah ſie ſchlau an. „Natürlich kann ich das," ſagte er dann, „aber ich wäre ſehr töricht, wenn ich es tun wollte, um ihn dir in die Arme zu führen. So dumm, wie du vielleicht denkſt, bin ich nicht, Aſſunta. Wenn du mir aber verſprichſt, ehrlich und brav, meine Frau zu werden, ſo verſpreche ich dir, daß Salvatore frei ſein wird."

„Wie willſt du das machen?"

„Auch das werde ich dir ſagen, wenn ich weiß, ob ich dir trauen darf. Vertrauen gegen Vertrauen, Liebe gegen Liebe. Ich habe dich ſo lieb," fuhr er plötzlich flüſternd und ſich leidenſchaftlich zu ihr hinüberbeugend fort, indem er ihre Hand feſt umſpannte, „daß ich für dich alles hingebe. Was liegt mir denn an all dem Gelichter, mögen ſie ſich Baron oder Cavaliere oder Avvocato nennen, oder mögen ſie in der Nacht herumſchleichen wie Mörder, ich drehe ihnen allen eine Naſe, wenn ich dich dafür erringen kann. Ich ſehe ſchon den Tag kommen, wo ich einmal abrechne, wo ich, das Geld in

der Taſche, meiner Wege gehe nach Neapel, nach Rom oder wohin es mir gefällt, aber mit dir — nicht allein. Und dann werde ich dir zeigen, wie man lebt in der Welt. Du weißt und kennſt das nicht. Du denkſt, Sizilien iſt die Welt. Laß mich nur machen und vertraue mir, Aſſunta. Ich ſage dir, in Palermo würde mancher zittern, wenn ich reden wollte. Und es wird die Zeit kommen, wo ich reden will und kann, und man wird mich nobel bezahlen, damit ich den Mund halte. Sei mir nur gut, Aſſunta, und halte zu mir, und du wirſt leben wie eine große Dame, wirſt mit dem Hut auf dem Kopfe*) ſpazieren gehen und in der Carrozzella fahren. Iſt es nicht eine Schande, daß ein Mädchen wie du in Aquaſanta verkommt?“

Er erzählte noch viel von den Herrlichkeiten, die ihrer warteten, wenn ſie ſeine Frau werden wolle. Leiſe, aber mit leidenſchaftlichem heißen Flüſterton malte er ihr klar und überzeugend ein neues, ſchönes Leben aus, das ſie an ſeiner Seite führen würde, wenn ſie ihn liebte.

Aſſunta hörte, den Blick nachdenklich zu Boden geſenkt, ſtill zu. Sie hatte da eine Partie begonnen, die ſehr weit und ſehr ins Ungewiſſe führte und auch ſehr gefährlich war. Was mochte ſich hinter den halben Worten und Redensarten, mit denen Peppo in Bezug auf ſeine Verbindungen um ſich warf, alles verbergen? Vielleicht konnte es ihr nützen, wenn ſie alles erfuhr, was der Mann wußte. Sie hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn ſie nicht hätte ſehen ſollen, daß er bis zur Sinnloſigkeit in ſie oder in das Leben, das er — da draußen — mit ihr zu führen beabſichtigte und

*) Gewöhnliche Frauen und Mädchen aus dem Volke tragen keine Hüte in Sizilien.

träumte, verliebt war. Sie hätte ihn vollſtändig in ihre Gewalt bekommen können, wenn ſie nur ein wenig nachgab, ein wenig Komödie mit ihm ſpielte. Aber ſo leicht, wie ſie ſich das anfänglich gedacht, war das nicht. Peppo war ſchlau und auf ſeiner Hut, und bei dem geringſten Mißtrauen, das er ſchöpfte, war es um ſie geſchehen. Aber was wagte Aſſunta nicht um Salvatores willen? Weſſen war ſie nicht fähig, wenn es ſeine Rettung galt? Sie wußte nichts, was ſie nicht getan hätte zu dieſem Zweck, und wenn es um ihr Leben gegangen wäre.

Sie ließ ihm ihre Hand willig.

„Wann willſt du mich heiraten, Peppo?“ fragte ſie mit niedergeſchlagenem Blick.

„Wann du willſt,“ erwiderte dieſer raſch. „Du haſt nur zu beſtimmen.“

„Gut. Höre mir genau zu, Peppo. Ich heirate dich am ſelben Tage, an dem Salvatore frei wird, und wenn du ihn befreit haſt. — Nein, ſage noch nichts. Ich geſtehe dir offen und ehrlich, daß ich es um des armen Salvatore willen tue —“

„Weshalb du es tuſt, iſt mir gleichgültig, wenn du es nur tuſt,“ jubelte Peppo.

„Ehrlich und treu werde ich mein Wort erfüllen, wie ich von dir erwarte, daß du mich nicht betrügſt.“

„Kein Wort mehr davon, Aſſunta. — Aſſunta, mein Herz, meine Welt, mein Alles! Du ſollſt mit mir zufrieden ſein.“

Aſſunta ſtand auf. „Ich muß jetzt gehen,“ ſagte ſie. „Wir ſprechen noch weiter davon. Komm heute abend, wenn es finſter iſt, nach Aquaſanta. Hörſt du?“

„Ich komme, ich komme.“

„Es muß alles klar ſein zwiſchen uns, und ich will alles wiſſen, was dich und alſo auch mich angeht. Du

wirst das wohl begreifen. Du mußt mir alles sagen, rückhaltlos, die reine Wahrheit, wenn ich dir vertrauen soll. Laß mich nur jetzt los. Hier ist kein Ort zu so etwas. Komm nur heute abend."

Sie sprach in einem etwas tieferen Ton als sonst, war aber im übrigen freundlich und fast vertraulich zu ihm, blitzte ihn sogar verheißungsvoll mit ihren dunklen Glutaugen an, so daß Peppo vor lauter Wonne nach Luft schnappte. Er wollte noch etwas sagen, brachte aber nur die Worte: „Heute abend! Heute abend!" heraus. Endlich entschlüpfte sie ihm mit einer gewandten Bewegung, lächelte ihm von weitem noch einmal neckisch zu und verschwand.

Peppo blieb noch eine Weile sitzen und trank seinen Wein aus. Die Liebe, dieses Wunderding des menschlichen Lebens, verwandelte natürlich auch ihn, aber — gescheiter wurde er davon nicht, wenn er es auch selbst nicht merkte. Er war ganz der Mann mit dem heißen Herzen, der unfehlbar unter den Pantoffel geriet, wenn er nur die Rechte traf. Assunta war jetzt die Sonne seiner Existenz, die seine Gedanken und seinen Willen beherrschte, seine Taten beeinflußte, soweit ihr das beliebte. „Heute abend! Heute abend!" murmelte er mehrmals in einem sanften Delirium, und er wünschte, daß die Sonne, die noch hoch im Mittag stand, mit einem Male heruntergefallen wäre ins Meer, damit es nur Abend würde.

Da das aber nicht geschah, so stand er endlich auf und schlenderte in seiner gewöhnlichen Art, mit dem Spazierstöckchen spielend, langsam denselben Weg zurück, den er gekommen war. Assunta gab jetzt auch in ihrer Abwesenheit seinen Gedanken eine bestimmtere, ausgeprägtere Richtung. Was ihm vorher nur dunkel und unklar vorgeschwebt, nahm jetzt greifbarere Form und

Geſtalt an. Geld machen, auf welche Weiſe es auch immer ſei, nur möglichſt viel, dann mit Aſſunta auf und davon, in Rom oder Neapel ein luſtiges Leben führen und von dort aus ſeinen mächtigen Brüdern in der großen Familie die Daumſchrauben anſetzen, um weitere Mittel für ein flottes Leben zu ſchaffen — darauf ging in der Hauptſache ſein Plan hinaus. Was waren für Baron Gualtieri zwanzig- oder dreißigtauſend Lire, wenn er ſich dafür einen Plauderer vom Halſe ſchaffen konnte? Peppo wußte genug, um ſehr gefährlich werden zu können, und wenn er ſich erſt in Sicherheit wußte, ſo konnte er in aller Ruhe mit ſeinen Kenntniſſen Handel treiben. Der oder jener würde ſie ihm ſchon anſtändig bezahlen. Er war nicht wähleriſch darin.

Bezüglich Salvatores, deſſen Freilaſſung der Preis für alle dieſe Herrlichkeiten war, kam er gar nicht in Unruhe. Er brauchte ja nur den Hergang der Entwendung der Glocke in der Kapelle der Madonna del Mare klarzuſtellen, was er jederzeit konnte — beſſer als irgend ein Menſch in ganz Sizilien, dann mußte Salvatore freigelaſſen werden. Freilich konnte er das der eigenen Sicherheit halber erſt tun, wenn er ſelbſt geborgen war.

Aber darüber würde er ſich mit Aſſunta ſchon einigen in dieſer oder jener Weiſe. Das war ſein geringſter Kummer.

Dreizehntes Kapitel.

Die Herrſchaft Buonanima brachte in guten Zeiten vier- bis fünfmalhunderttauſend Lire ein, das heißt, ſo viel hatte ſie eingebracht, als Gualtieris Vater noch lebte. Seitdem war das Erträgnis etwas zurückgegangen, trotzdem Gualtieri im großen ganzen und faſt

zu genauer Wirtschafter war. Er ließ keinen Soldo Pacht nach, aber — wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren, und wenn seine Pächter nichts hatten, so konnte er nichts nehmen. Die guten Ernten fehlten. Die Gießerei brachte fast gar nichts mehr, denn die Verwaltungsspesen und Arbeitslöhne fraßen das auf, was die Konkurrenz übrig ließ, gute, profitable Regierungsaufträge fehlten fast ganz.

Dazu kam eine Menge anderer unangenehmer Dinge, um den Baron Gualtieri nervös zu machen und ihm die Laune zu verderben. Sein Prozeß hatte viel Geld gekostet, die Verwüstungen, die die aufrührerischen Feldarbeiter in der Campagna angerichtet hatten, stellten sich immer größer heraus, so daß es vieler Jahre bedurfte, um sie wieder wettzumachen, und dann — — — Ghela! Dieses eine Wort barg für ihn eine Welt von Bitterkeit und Enttäuschung und Tragik des Schicksals. Die schönste Blume seines Lebens war für ihn eine Giftblume.

Baron Gualtieri hatte Ghela ohne nennenswerte Mitgift geheiratet. Er hatte sie geliebt, wie man einen schönen Traum liebt, eine Erlösung aus allen irdischen Dissonanzen und Unvollkommenheiten, und deshalb waren die kontraktlichen Abmachungen für ihn um so mehr Nebensache gewesen, als ja nach dem natürlichen Verlauf der Dinge nach dem Tode von Ghelas Vater ihm das alles, was dieser besaß, zufallen mußte. Ohne ein Wort zu sagen, hatte Gualtieri den Ehekontrakt so, wie er ihm vorgelegt wurde, unterschrieben. Der Besitz Ghelas an sich war der leuchtende Stern, die Verheißung gewesen, die ihm alles andere wesenlos machte, die ihn entschädigen sollte für all die Widerwärtigkeiten des Lebens, für die geheime Zerrissenheit seines Inneren.

Und dann kam die Enttäuschung. Wenn er sich Ghela näherte, zitterte sie, bei jedem Kuß füllten sich ihre Augen mit Tränen und blickten ihn in unsäglicher Angst an, wenn er seine Hand um ihre Taille legte, schüttelte sie der Frost, als ob — — eine Mörderhand sie berührt. Was bedeutete das? War sie krank? Ghela behauptete es, aber ihm wurde dabei zu Mut wie einem Verdammten. Offenbar, meinte Gualtieri, trug an diesem Zustand Ghelas Berenice die Hauptschuld. Seine Schwester mit ihrem schon vom Klosterleben umfangenen düsteren Pessimismus hatte Ghela, die, wie sich Gualtieri zu überreden suchte, nur zu empfänglich für dergleichen war, angesteckt. Oder lag noch etwas anderes zu Grunde? Hatte die eisige Zurückhaltung, die schreckhafte Furcht Ghelas vor ihm noch einen anderen Grund? Eine geheime Ahnung, ein Verdacht — — oder mehr?

Baron Gualtieri stand in seinem Arbeitszimmer hinter der Gardine am Fenster und schaute gespannt über die Terrasse hinweg in den Garten. Am Tor stand die Equipage, die Berenice nach dem Bahnhof bringen sollte. Der Tag ihrer Abreise zu den Kamaldulenserinnen nach Cefalù war da. Diener trugen Gepäckstücke hinaus, und dem Baron Gualtieri war zu Mut, als ob damit eine persönliche Gefahr für ihn aus dem Hause entfernt würde. Er war froh, daß die Angelegenheit Bereniees nun endlich so weit gediehen war, und paßte genau auf den Vorgang auf, als ob er gefürchtet hätte, daß sich noch im letzten Moment ein Hindernis einstellen könne. Die Klosterleute waren ihm außerordentlich bescheiden und leicht zufriedengestellt entgegengekommen. Berenice zahlte einen kaum nennenswerten Betrag für Einkleidung, Unterhalt und Ausbildung in der Krankenpflege, alles

übrige blieb dem Ermessen der Familie anheimgestellt. Nichts konnte ihm also erwünschter sein als die Entfernung, das Verschwinden Bereniees aus seinem Hause und — wie er annahm — aus der Welt. Immer mehr und mehr beschlich ihn in letzter Zeit eine geheime Furcht vor seiner Schwester, nicht nur bezüglich ihres Einflusses auf Ghela, sondern auch wegen der verdächtigen Grübeleien, denen sich Berenice über den Tod Cesare Lombis noch immer hingab. Was konnte da nicht alles zum Vorschein kommen? Der Tag, an dem sich die Klostermauern hinter seiner Schwester — hoffentlich auf immer — schlossen, war für Baron Gualtieri eine Erlösung.

Er hörte einen leichten Tritt hinter sich, und als er sich umwandte, stand Berenice im Zimmer. Sie war, wie in letzter Zeit immer, vollständig in Weiß gekleidet; einfach und schlicht, aber faltig und weit und feierlich umgaben die weichen Wollgewänder ihre schlanke, vornehme Gestalt.

„Lebe wohl, Gualtieri!“ sagte sie ernst. „Möge Gott dir gnädig sein.“

Der lauernde Triumph und die zufriedene Berechnung verschwanden beim Anblick der Schwester sofort aus den Zügen Gualtieris und machten einem herzlichen Bedauern und zärtlicher Besorgnis Platz.

„So soll also doch geschieden sein, Berenice?“ rief er mit schmerzlicher, weinerlicher Stimme und streckte ihr lebhaft beide Hände entgegen. „Du weißt, daß dich niemand hier forttreibt. Es ist dein freiwilliger Entschluß, und es bleibt mir nichts übrig, als ihn zu respektieren, wie weh mir das auch tut.“

Sie richtete das durchgeistigte, bleiche Gesicht mit den brennenden Fieberaugen auf ihn. „Glaubst du, es täte mir nicht weh? Ein Abschied von der Welt im einundzwanzigsten Jahr!“ hauchte sie leise.

„Du haſt es ſelbſt nicht anders gewollt.“

„Weil es nicht anders ging,“ antwortete ſie monoton, mit einer müden, hoffnungsloſen Ruhe. „Oder willſt du, daß ich hier bleibe, Tag um Tag, Stunde um Stunde bei dir bin, um immer und immer zu deinen Füßen die Leiche zu ſehen, die ich nicht vergeſſen kann?“

Er zuckte erſchrocken auf und ſah ſie feſt an. „Und warum plagſt du dich — und andere mit ſolchen wahnſinnigen Halluzinationen?“ rief er laut.

Unbeirrt, als ob er gar nichts geſagt, fuhr ſie fort: „Oder willſt du — denn ich kann nicht anders, wenn ich hier bleiben muß — daß ich Giuſeppe Montalti, der beſchworen hat, dich an jenem Abend im Theater geſehen zu haben, frage, wieviel er für ſeinen Schwur bekommen hat?“

„Berenice!“ ſchrie er drohend auf und faßte ſie ungeſtüm bei der Hand.

Sie rührte ſich nicht. Leiſe und ruhig erwiderte ſie: „Sei ſtill, Gualtieri, und beruhige dich. Ich gehe ja. Ich muß gehen. Selbſt wider meinen Willen und mit blutendem Herzen muß ich gehen, denn — — — — du biſt mein Bruder! Darum — — lebe wohl, Gualtieri, Gott ſei dir gnädig!“

Das klang ſo ruhig, ſo fromm wie ein Gebet. Unwillkürlich ließ Gualtieri ſie los.

Sie ſah ihn nochmals an, nur kurz und flüchtig, kaum ſekundenlang — — — es war ihr Bruder, und ſie ging.

Als er ſich wieder allein ſah, atmete Gualtieri tief auf und murmelte leiſe: „Es war hohe Zeit.“ Aber das Schwerſte war nach ſeiner Meinung nun getan, war vorbei. Nun glaubte er in ſeinem Hauſe ſchon Herr zu werden und alles nach ſeinem Willen zu lenken, ſowohl in Bezug auf Ghela, als auch in Bezug auf

Lydia und Talleri. Was besonders den letzteren anlangte, so dachte Gualtieri nur mit einer verächtlichen Geringschätzung an ihn. Dieser junge Mann hatte offenbar keine Ahnung, was er tat und wem er gegenüberstand. Und doch hatte er sehr nötig, sich in acht zu nehmen, denn er schwebte in großer Gefahr. —

Kurze Zeit darauf schritt Berenice zur Villa Buonanima hinaus. Unter der Tür stand Lydia mit ihrer Mutter. Sie weinten beide, und Lydia schlang ihre Arme um den Hals ihrer Mutter, laut aufschluchzend, als ihre Schwester die Stufen hinabstieg. Das war nicht wie bei einer Abreise, sondern wie bei einem Begräbnis. Nur Ghela begleitete sie. Wie sie durch den Garten zum Tor gingen, lief ein schöner schneeweißer und zottiger schwedischer Windhund herzu, Berenices Liebling, ihre einzige Weltfreude — ihre letzte. Es war ein schönes Tier mit schmalem, edlen Rassekopf und klugen, treuen Augen. Ehe sie in den Wagen stieg, beugte sie sich noch einmal zu dem Hund herab und legte ihre Wange zärtlich an seine glatte, weiche Stirn. Dann stieg sie rasch ein und fuhr mit Ghela davon.

Der Hund sah ihnen verwundert nach. Unzweifelhaft hatte er das Gefühl, daß hier etwas Besonderes vorging, wenn es auch schwierig wäre, zu sagen, wie weit ihm sein Gefühl dem Verständnis der wunderlichen Aufregungen und Ereignissen im menschlichen Leben näher brachte.

„Weine nicht, Ghela," sagte Berenice im Wagen ruhig, fast heiter, „woher denn nur der Schreck vor Klostermauern, als ob sie ein Grab wären? Was ist denn nun schließlich unser ganzes Leben anders als ein — Marsch nach dem Grabe? Und noch dazu ein streng geregelter Marsch. Wir werden geboren, wachsen, werden alt und sterben, wie alles in der Natur. Wie

der Weinstock, der Baum oder der Hund, so trägt auch der Mensch sein Lebensgesetz in sich. So frei er sich dünkt, so sklavisch ist er ihm unterworfen. Seine freieste Lebensbetätigung, seine glühendsten Hoffnungen, seine größten Taten sind nichts als die schrittweise Erfüllung seines Geschicks innerhalb seiner festgelegten und vorherbestimmten Eigenart. Das Saatkorn, man kann es säen, wo man will, produziert doch immer wieder nur sich selbst, seine Art. Aus einer Kirsche wird nie eine Pflaume. Ebenso der Mensch, wie sehr ihm auch Eitelkeit, Ehrsucht, Geiz und andere Leidenschaften etwas vorspiegeln mögen — er bleibt, was er ist, was er zufolge Abstammung und gesetzmäßiger Entwicklung seiner Art nur sein kann und sein muß. Wie das Saatkorn dreißigfältig, einiges sechzigfältig und einiges hundertfältig trägt, so wird sich auch der Mensch je nach der Entwicklung seiner Fähigkeiten im Leben betätigen, die Grenzen dieser seiner eigenen Entwicklungsfähigkeit aber, so eisern und unabänderlich sie ihm gezogen sind, kennt er selbst nicht, und niemand weiß, wo er landet — das ist das Tragische in unserem Geschick! Der Mensch sieht und fühlt jede Stunde seines Lebens das geheimnisvolle Gesetz des Werdens und Vergehens, das urewige Rätsel seiner Existenz, welches Wohl und Wehe, Sein und Nichtsein bestimmt, ihn jeden Augenblick mit Furcht und Zittern, Hoffen und Wünschen erfüllt — und er kann dieses Gesetz nicht erforschen, die Tätigkeit seiner eigenen Seele nicht erklären, Fürchten und Wünschen, Freude und Leid nicht stillen."

„Bereniee!" unterbrach sie Ghela.

Diese lächelte wehmütig und fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Du hast mich nicht verstanden, Ghela? Es ist auch nicht nötig. Weshalb mit grüblerischem Geist hinuntertauchen in die Tiefen unserer Existenz,

um doch nichts anderes heraufzuholen als die elegische Gewißheit unseres tragischen Geschicks und endlichen Untergangs? Freue dich deines jungen Lebens, so gut du kannst, Ghela. Wer weiß, ob dir nicht noch vieles, holdes Glück auf der Welt erblüht. Mich aber laß meine Straße ziehen, die mir bestimmt ist. Ich war einmal glücklich und soll es nicht mehr sein, kann es nicht mehr sein. Was soll ich also noch bei euch?"

Am Bahnhof trennten sie sich. Berenice fuhr mit dem Zug nach Cefalù, und Ghela in ihrem Wagen wieder nach Hause. Beim Abschiednehmen hatte es Ghela geschienen, als ob ein leises, bitteres Zucken um die Lippen Berenices ging, als sie von Mutter und Geschwistern, Fremden und Freuden des Lebens Abschied nahm, immer einsamer und stiller mit ihrem todkalten Grübeln hinaustrat in eine fremde, abgeschlossene Welt. Ghela bewunderte sie. Es gehörte dazu doch ein gewaltiger Entschluß. Ghela wäre dazu nicht fähig gewesen. Wie viele Nächte mochte sie schlaflos und grübelnd gerungen haben, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß es nur so und nicht anders ging? Das bittere Zucken um die Lippen Berenices war vielleicht das letzte Echo der Welt in ihrem Herzen, bevor es hinter Klostermauern erkaltete und erstarb.

Als Ghela wieder in der Villa Buonanima ankam, sah sie im Park ihren Gatten mit einem anderen Herrn hin und her gehen, den sie schon öfters in der Gesellschaft oder doch bei ihrem Mann gesehen hatte. Es war ein Gentleman zweiten oder dritten Ranges. Ghela konnte den Mann nicht leiden. Was hatte Gualtieri mit solchen Leuten zu tun? Es war ihr schon bei einer anderen Gelegenheit aufgefallen, daß Gualtieri oft in befremdender Weise vertraulich mit Leuten verkehrte, die man sonst nicht kennt oder doch nur aus respekt-

voller Entfernung behandelt. Sie hatte gesehen, wie ein Gemüsehändler auf dem Mercato ihren Mann, als er mit ihr vorüberfuhr, ganz vertraulich zugenickt und mit der Hand gegrüßt, und Gualtieri hatte dem Manne wieder zugeblinzelt und seinen Gruß erwidert, verstohlen, aber doch ebenfalls vertraulich, wie einem alten Freund, mit dem man auf du und du steht. Ghela hatte solchen Beobachtungen nie Folge gegeben, weil sie sich sagte, daß ein Mann im Leben wohl die mannigfachsten Beziehungen haben kann. Sie hielt sich auch jetzt nicht mit langen Betrachtungen auf, sondern war froh, daß sie unbemerkt in das Haus und in ihr Zimmer schlüpfen konnte.

Gualtieri und Peppo waren viel zu sehr von sich in Anspruch genommen, als daß sie Ghela bemerkt hätten. Sie gingen im lebhaften Gespräch die lange Allee, die zum Meere führte, hinunter und waren darauf bedacht, selbst unbelauscht zu bleiben.

„Du hast sie selbst gesehen?“ fragte Gualtieri eifrig.

„Mit meinen Augen, wie ich Sie jetzt vor mir sehe,“ erwiderte Peppo.

„Mit dem Staatsanwalt im Gespräch?“

„Ja, natürlich. Sie waren sehr höflich und nett miteinander, und die Frau Baronin zog den Handschuh aus und —“

„Wie? Sie verabredeten ein Rendezvous?“

„Im Hause ihres Vaters, wie ich Euer Gnaden schon sagte.“

„Für wann?“

„Das weiß ich nicht. Herr Baron wollen gütigst bedenken, daß das Gespräch auf der Straße, vor dem Laden von Gozzi geführt wurde, wo alle Augenblicke Fuhrwerk vorbeirasselt und immer ein Mordsspektakel herrscht. Da kann man nicht jedes Wort hören. Und

dann — — gibt es doch auch Worte, die man eben nicht jedermann hören lassen will. Ich sah ja doch, wie sie sich gegenseitig zuneigten und leise flüsterten — —"

„Zuneigten? Gegenseitig? Wie?"

„Natürlich ist dann nicht mehr viel zu hören."

„Was flüsterten sie, Bursche?" fuhr ihn Gualtieri außer sich vor Wut an.

„Eh . . . wer das wüßte, Herr Baron!" entgegnete Peppo achselzuckend. „Wenn Sie die Frau Baronin fragen, so wird sie vielleicht — — ich sage vielleicht, die Wahrheit sagen. Wenn sie es aber nicht tut — ich erlaube mir nur ganz untertänigst die Möglichkeit zu erwähnen, Herr Baron — so ist das nicht meine Schuld. Sie mag dann schon wissen, warum sie es nicht tut."

Baron Gualtieri war plötzlich in eine Aufregung geraten, daß man nicht ohne weiteres behaupten konnte, daß er die Worte Peppos hörte oder ihrem Sinne zu folgen vermochte. Die Lippen fest zusammengepreßt, die Augen wild funkelnd vor sich auf den Boden geheftet, von erdfahler Bläße, stieß er nur von Zeit zu Zeit ein sonderbares Stöhnen aus, das fast wie ein Grunzen klang. Man hatte den Eindruck, daß er sich innerlich mit jemand beschäftigte, der gar nicht zugegen war, und darüber den vergaß, der zu ihm sprach.

Aber so rasch diese Erregung gekommen und ihn vollkommen bemeistert, so rasch verschwand oder beherrschte er sie auch wieder.

„Gut, gut," sagte er dann gepreßt und in einem Tone, dem man anhörte, daß es offenbar nicht gut war, „du gehst jetzt sogleich zu Don Lorenzo. Verstanden?"

„Wie Euer Gnaden befehlen."

„Sofort! Hörst du?"

„Ja, Herr Baron."

„Und sagst ihm, daß unbedingt und so bald wie möglich abgestimmt werden müsse. Er soll alles für die Abstimmung vorbereiten. Hast du begriffen?"

Peppo war nicht taub und auch nicht blind. Er begriff besser, um was es sich handelte, als Baron Gualtieri ahnte. Er sah einen Menschen vor sich, der in leidenschaftlicher Wut kaum wußte, was er tat, und die stärksten Mittel für die besten hielt. Peppo wußte wohl, was es mit solchen Abstimmungen auf sich hatte. Die große Familie trat nur bei ganz besonderen Anlässen zur Abstimmung zusammen, wenn es sich um Tod und Leben handelte. Nur zu! dachte Peppo. Bei den kleinen Lumpereien kam so wie so nicht viel heraus. Vielleicht bot sich für ihn bei einer großen Sache Gelegenheit zu einem guten Fischzug.

„Geh!" stieß Gualtieri heraus. „Du wirst ja von Don Lorenzo hören, um was es sich handelt."

Peppo wußte es schon.

Als Gualtieri allein war, ging er langsam und tief versunken in seine Gedanken nach dem Hause zurück. War es möglich? fragte er sich immer wieder. Dieser Mann, der noch nicht einmal fünftausend Lire Gehalt hatte, wagte es, die Augen bis zu seiner Frau emporzuheben. Liebte er sie? Oder hatte Don Lorenzo richtig gesehen, und war De Luca auf neuer Fährte? Glaubte er von seiner Frau zu erfahren, was er von seinen Zeugen und Geschworenen nicht herausbekommen hatte? Es war beides möglich. Aber noch mehr beschäftigte ihn die Frage, wie Ghela zu der Sache stand. Liebte Ghela den Staatsanwalt? Das war wohl möglich. Die Enttäuschung, die offenbar auch Ghela in ihrer Verheiratung gefunden, wies sogar auf etwas Ähnliches hin. Daß Ghela ihn — Gualtieri — nicht sonderlich liebte, das war ihm ja klar geworden, und

die Abneigung, die Furcht, die sie vor ihrem eigenen Mann hatte, konnte sehr wohl aus einer — allerdings etwas spät erwachten Neigung zu einem anderen hervorgehen. Ging aber nun diese Abneigung so weit, daß sich Ghela von dem Staatsanwalt zur Spionin, zur Verräterin an ihrem eigenen Gatten brauchen ließ? Das war es, was Gualtieri momentan am meisten beschäftigte. Ob sie das nun aus Liebe zu De Luca oder aus Abneigung gegen ihn — gegen Gualtieri — tat, änderte an der Sache nicht viel. Verrat lag allerdings nicht in Ghelas Charakter, aber Gualtieri war nicht der Mann, der sich auf den Charakter einer Frau verläßt. Nach ihm war der Charakter der Frauen so, daß es nur darauf ankam, wie sich eine Sache präsentierte, nicht was sie war. Würde man Ghela anfreden, daß sie sich ein Verdienst dadurch erwürbe, so würde sie auch Verrat begehen. Und wie leicht man einer Frau, die liebt, etwas anfreden konnte, das wußte Gualtieri aus eigener Erfahrung sehr wohl. Er konnte und wollte sich also auf solche Sachen nicht verlassen, und deshalb — — — mußte abgestimmt werden.

Als Gualtieri das Haus betrat, stand Ghela im Vestibül vor einem Spiegel und band sich einen langen Spitzenschleier um, wie ihn die Sizilianerinnen als leichten Umhang gern und mit unnachahmlicher Grazie tragen.

„Wohin willst du?“ fragte er sie.

„Ich will Papa einen Besuch machen,“ antwortete sie ahnungslos.

„Deinem Vater oder Herrn De Luca?“ fragte er wieder.

Erschrocken wandte sie sich nach ihm um. Nicht nur die Frage, sondern auch der Ton, in dem sie getan wurde, fuhr ihr in die Glieder. Da sah sie in ein

zornentstelltes, grünliches Gesicht mit schillernden Augen — sie schrie leicht auf. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Wie ein Blitz fuhr ihr der Gedanke durch das Hirn: Das war der Mann, der in sinnloser Leidenschaft auch vor dem Leben seines Nächsten keinen Einhalt weiß. Sie zitterte vor ihm. Sie wußte nichts von allem, was geschehen war, aber in diesem Augenblick sah sie ihn an und fühlte, was geschehen sein konnte. Ghela wurde sich jetzt plötzlich darüber klar, warum Berenice das Haus verlassen mußte.

„Geh auf dein Zimmer!“ befahl er kurz.

Ohne auch nur ein Wort zu sagen, drehte sie sich um und ging die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer. Wäre sie weniger verschüchtert und verängstigt gewesen, wäre ihr vielleicht eingefallen, daß doch in seinen Worten ein gemeiner Verdacht, eine unerhörte Beleidigung für sie enthalten sei, und daß sie sich dagegen verteidigen müsse. Ihr schweigender Gehorsam mußte ihm ja wie eine Bestätigung seines Verdachtes erscheinen. Aber all diese Erwägungen fielen ihr nicht ein. Sie war geistig und körperlich wie gelähmt oder wie betäubt.

Gleichwohl hörte sie, wie er hinter ihr her kam. Ein eigentümliches Gruseln, ein Gefühl der Furcht, als ob sie vor einer unmittelbaren Todesgefahr stünde, überlief sie. Sie eilte immer rascher und rascher vor ihm her, wie auf der Flucht.

Endlich kam sie in ihrem Zimmer an und blieb keuchend und lauschend stehen. Was würde nun geschehen? Was würde er nun tun? Sie hörte seinen Tritt näher und näher kommen, bis an die Tür, aber er trat nicht ein. Sie hörte, wie er die Tür von draußen zuschloß. Sie war eine Gefangene, eingesperrt wie ein unartiges Kind oder — wie eine Verbrecherin.

Die Schamröte stieg ihr jählings in die Wangen.

Ihr weiblicher Stolz empörte ſich. Das hatte ſie nicht verdient. Niemand, auch ihr Vater nicht, würde ſie ſo würdelos, ſo erniedrigend und ſchmachvoll behandelt haben, und ſie ſollte es von einem anderen Mann, und wenn es auch ihr eigener Mann war, dulden?

Mit einem Schlage hatte ſie Furcht und Angſt überwunden, und die Empörung über eine ſolche Roheit ſiegte in ihr. Sie ballte die kleinen Fäuſte, lärmte und ſchrie und hämmerte, ohne der Schmerzen zu achten, die ihr das verurſachte, gegen die Tür.

„Auf," ſchrie ſie, „auf, oder ich verlaſſe in dieſer Minute das Haus, tot oder lebendig! Auf! Auf!"

Die Tür nach der Terraſſe war offen, aber ſie war auf der Terraſſe nicht weniger gefangen als in ihrem Zimmer. Sie hätte ſich denn herunter in den Garten ſtürzen müſſen, eine Verzweiflungstat, vor der ſie aber in ihrem Zuſtand nicht zurückſchreckte.

Vielleicht dachte auch Gualtieri daran, als er ſie lärmen hörte, denn gleich darauf ſchloß er die Tür auf und trat ins Zimmer.

Einen Augenblick ſtanden ſich die beiden Gatten wortlos gegenüber, ſie außer ſich, voller Verachtung, als ob ſie ihn nicht einmal eines Wortes wert hielte, er ruhig und kalt, aber entſchloſſen.

„Elender!" rief ſie ihm dann verächtlich zu und wandte ihm den Rücken.

„Ich will dir etwas ſagen, Ghela," begann er mit feſter Stimme. „Für meine Ehre und für deine werde ich noch immer zu ſorgen wiſſen, ſo ſehr du auch lärmſt und ſchreiſt."

„Was habe ich denn getan?" rief ſie. „Womit kannſt du auch nur im entfernteſten eine ſolche Rohheit mir gegenüber entſchuldigen?"

„Du willſt doch nicht etwa leugnen, daß du Herrn

De Luca insgeheim gesprochen und mit ihm Verabredungen getroffen hast?"

„Ah — und deshalb werde ich wie eine Verlorene, wie eine Verbrecherin behandelt? Das wäre ein Verbrechen?"

„Vielleicht noch nicht. Wenn es eines wäre, Ghela, dann wehe dir! Aber damit es keines wird, laß mich nur sorgen."

Damit schritt er plötzlich auf sie zu und nahm sie trotz ihres Sträubens gewaltsam bei der Hand.

„Du versprichst mir bei deiner Ehre, Ghela, nicht allein zu deinem Vater zu gehen, sondern nur in meiner Begleitung, Herrn De Luca weder offen noch insgeheim zu sprechen oder gar Verabredungen mit ihm zu treffen, weder schriftlich noch mündlich mit ihm zu verkehren," sagte er in hartem Ton.

Keuchend stand sie einen Augenblick stumm da und blickte zu Boden. Das Versprechen, das er ihr abverlangte, war schimpflich. Man bringt einer Frau ein solches beschämendes Mißtrauen nicht entgegen. Aber Ghela schien das nicht klar zu empfinden. Vielleicht regte sich in ihr etwas, was diesem Mißtrauen Grund gab, und sie sah das Versprechen wie eine Art Sühne an für eine Schuld, die, wenn sie auch nur in ihren Gedanken bestand, doch der Sühne, des Schutzes ihrer eigenen Ehre bedurfte.

„Und wenn ich das Versprechen nicht gebe?" hauchte sie tonlos.

„Dann sperre ich dich ein!" erwiderte er fest und energisch.

„Es ist gut," antwortete sie endlich mühsam, „ich verspreche es dir unter der Bedingung, daß du mich sofort verläßt."

Er zuckte zusammen, als wenn er einen Schlag be-

kommen habe, und warf ihr einen haſtigen Blick zu. Dann aber verließ er raſch das Zimmer, ohne ihr auch nur ein Wort zu erwidern.

Als Ghela allein war, ſtrich ſie ſich die vollen, leicht gelockten Haare, die ſich während dieſer Szene gelöſt hatten, zurecht, ließ ſich langſam in einen Seſſel fallen und ſah eine Weile ſtumm und ſtarr vor ſich nieder, als ob ſie ſich ſammeln müſſe oder ſelbſt nicht an die Szene glauben könne, die ſie eben erlebt. War denn das möglich? Konnte ſich ſo etwas unter gebildeten und vernünftigen Menſchen zutragen? Stand ſie nicht vielmehr einem Wilden gegenüber, der ſich von ſeinen maßloſen Leidenſchaften hinreißen ließ zu einer brutalen, durch nichts gezügelten Gewalt?

Sie beneidete Berenice, die dieſes Haus verlaſſen durfte, um hinter ſtillen Kloſtermauern ihren grübleriſchen, wenn auch melancholiſchen Betrachtungen nachzuhängen. Und wie recht hatte ſie! Der Menſch war und blieb, was er war, und ſein Marſch nach dem Grab war nach feſten, urewigen Geſetzen geregelt. Es mußte alles ſo kommen, wie es kam, wenn es auch die Menſchen in ihrer Leidenſchaftlichkeit, in ihrem Wahn und in ihrer Verblendung nicht einſehen. Auch aus Gualtieri mußte eben das werden, was ſie ſoeben mit Furcht und Zittern geſehen. Es war ſeine Art.

Und was wurde denn nun aus ihr ſelbſt? fragte ſich Ghela. War ſie mitleidslos verdammt, ihr ganzes Leben an der Seite eines ſolchen Mannes zu verbringen? Ohne Hilfe — ohne Rettung und Erlöſung? Sie ſah nur eine einzige Erlöſung auf dieſem traurigen Marſch nach dem Grab, und das war das Ziel, das Grab ſelbſt.

(Fortſetzung folgt)

Die Kassette.

Erzählung von Friedrich Thieme.

Mit Illustrationen von Zander & Labisch.

(Nachdruck verboten.)

1.

„Sie wünschen, mein Herr?“ wandte sich der Chef des Bankhauses Griesbach & Firnau an einen elegant gekleideten Fremden, der kurz vorher in Begleitung einer auffallend schönen jungen Dame in das Kontor eingetreten war.

Der Herr trat dicht an die Tafel heran. Es war ein noch junger Mann, höchstens siebenundzwanzig Jahre alt, aber mit jenem scharfen, sicheren Blicke, worin sich Selbstbewußtsein und frühe Erfahrung aussprechen. Sein Aussehen vornehm, seine Bewegungen gewandt und glatt; ein schmales, blasses Gesicht mit energischen Linien.

„Verzeihen Sie die Frage: Sie nehmen doch Wertsachen in Verwahrung?“ antwortete er mit einer Gegenfrage, indem er auf ein kleines Paket deutete, das er, in schwarzes Glanzpapier gepackt, unter dem Arme trug.

„Gewiß, mein Herr, unter den üblichen Bedingungen.“

„Ich beabsichtige nämlich, sechs bis acht Wochen zu verreisen — in die Alpen,“ erklärte der Fremde nachlässig. „Nun könnten wir zwar die Sachen auch mit

uns nehmen, aber man weiß nicht, was einem passieren kann. Sicher ist sicher."

„Sehr wohl," versetzte der Bankier geschäftsmäßig. „Handelt es sich um Wertpapiere?"

„Um ein paar Konsols und einige wertvolle Schmucksachen. Aber ich sehe," fuhr der Besucher mit einem Blicke auf die zahlreichen Personen, welche der Abfertigung harrten, fort, „ich habe eine ungünstige Zeit gewählt. Vielleicht komme ich besser heute nachmittag wieder."

Griesbach ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Heute iſt Ultimo, und Sie werden es am Nachmittag ganz ebenſo lebhaft hier finden, mein Herr. Geben Sie nur her.“

Der Fremde zögerte noch ein wenig. „Mein Name iſt Gotting — Freiherr v. Gotting. Habe ich die Ehre, mit dem Herrn Chef ſelbſt —“

Dieſer verbeugte ſich leicht, während er gleichzeitig einen neugierigen Blick auf den Sprecher warf. Der Name des Freiherrn v. Gotting war in den letzten Wochen in der Stadt viel genannt worden. Sein Träger war, wie es hieß, der Abkömmling eines angeſehenen und reichen öſterreichiſchen Adelsgeſchlechtes, logierte in einem der erſten Hotels und verkehrte in den beſten Kreiſen. Noch mehr als er ſelbſt rief ſeine junge Frau ihrer ſeltenen Schönheit wegen Aufſehen hervor, man erzählte ſich, ſie ſei vorher Schauſpielerin geweſen, und der Freiherr habe um die Genehmigung zu dieſer Verbindung mit ſeinen adelſtolzen Eltern einen erbitterten Kampf beſtehen müſſen, aus dem er jedoch endlich ſiegreich hervorgegangen ſei. Kein Wunder, daß Bankier Griesbach ſeinem erſten Blicke raſch einen zweiten folgen ließ, deſſen Ziel die Gattin des Fremden war; und wenn der ernſte Geſchäftsmann auch äußerlich ſeine Empfindungen durch keinerlei Kundgebung verriet, ſo geſtand er ſich doch, die Fama habe diesmal nicht übertrieben.

Der junge Freiherr entfernte darauf den Umſchlag des Pakets und brachte eine kleine ſtählerne Kaſſette zum Vorſchein, deren zwei Schlöſſer er mit einem Schlüſſel öffnete.

„Wollen Sie ſo freundlich ſein, den Inhalt entgegenzunehmen?“

„Bitte.“

„Ich möchte nicht verhehlen, Sie beſonders darauf

aufmerksam zu machen, daß sich unter den Schmucksachen ein Brillantenkollier befindet, welches ich meiner Frau erst vor acht Tagen bei dem hiesigen Juwelier Stolze gekauft habe, und das einen Wert von zwanzigtausend Mark repräsentiert. Sie übernehmen doch die Garantie für die bei Ihnen niedergelegten Depots?"

„Selbstverständlich, Herr Baron. Während der Reisezeit liegen in meinem Tresor oft Wertsachen im Betrag von vielen hunderttausend Mark aufgestapelt."

„Verzeihen Sie; ich beabsichtige nicht, Sie zu kränken, ich bin nur in Geschäftssachen ziemlich unerfahren."

„Sie dürfen ganz ruhig sein; zu dem Schrank hat niemand Zugang als ich und mein Prokurist. — Also, wenn es beliebt, Herr Baron, nehmen wir nun das Verzeichnis der Sachen auf."

Der Freiherr öffnete die Kassette und überreichte die einzelnen Stücke dem Bankier, welcher dieselben einer kurzen Prüfung unterzog und sodann jeden Gegenstand auf dem hierzu vorhandenen Schema verzeichnete. Das Kollier betrachtete er etwas länger, denn es war in der Tat ein prachtvolles Schmuckstück, das während seiner Auslegung im Schaufenster des Juweliers allgemeine Bewunderung geerntet hatte. Von dem Ankauf durch den reichen Ausländer war vielfach gesprochen worden, und auch der Bankier hatte davon gehört.

„So, hier ist das Verzeichnis, sehen Sie es gefälligst nach: fünftausend Mark in preußischen Konsols, zwei Stücke zu fünfhundert Mark, ein Stück österreichischer Goldrente zu fünfhundert Mark, zwei Broschen, eine Busennadel, ein goldenes Armband, eine goldene Erbskette und das Brillantenkollier — stimmt es?"

„Ganz genau."

Mit einer Verbeugung gab Freiherr v. Gotting das Verzeichnis zurück, worauf es Griesbach einem Schreiber

zum Zwecke der Anfertigung eines Duplikats überlieferte.

„Wollen Sie ſich überzeugen, daß ich nichts einzupacken vergeſſe?“ wandte ſich der Bankier nun an den Fremden.

„O bitte, ich bin überzeugt —“

„In Geſchäftsſachen iſt Peinlichkeit die Hauptſache,“ fiel der Bankier dem Freiherrn lächelnd ins Wort. „Haben Sie noch beſondere Wünſche bezüglich der Packung?“

„Nein — hm — vielleicht legen Sie das wertvollſte Stück zu unterſt.“

„Sehr gern, obgleich es für die Sicherheit der Gegenſtände belanglos iſt. Wenn wirklich jemand einbricht, ſo ſtiehlt er die ganze Kaſſette.“ Und Griesbach ergriff das zierliche Etui mit dem Kollier, überzeugte ſich noch einmal von der Anweſenheit des Schmuckſtücks, wickelte dann das Ganze in ein Stück Zeitungspapier und legte es ſorgfältig auf den Boden der Kaſſette. Dann kamen die übrigen Gegenſtände an die Reihe, oben darauf legte er die Wertpapiere.

„Wo haben Sie den Schlüſſel?“

„Hier.“

Der Bankier empfing den Schlüſſel und verſchloß mit geſchäftsmäßiger Promptheit die Kaſſette. Dann legte er über jedes der beiden Schlüſſellöcher einen Streifen ſtarkes Papier und befeſtigte denſelben mittels zweier Siegel, auf welche er ſein Petſchaft drückte.

„Sind Sie befriedigt, Herr Baron?“

„Gewiß, Herr Griesbach. — Melanie,“ wandte ſich der Freiherr dann an ſeine junge Frau, „ſieh einmal, beſſer können deine kleinen Schätze wohl kaum verwahrt werden.“ *)

*) Siehe das Titelbild.

Er nahm die Kassette aus des Bankiers Hand und zeigte sie seiner reizenden Begleiterin, während der Bankier mit raschem Blick noch einmal den Empfangschein mit dem Verzeichnis überflog und mit seiner Unterschrift versah. Der Schein wanderte nebst dem Schlüssel in die Hände des Barons, die Kassette barg der Inhaber des Bankgeschäftes sorgfältig in einem der Fächer seines Tresors.

Vier Wochen später erschien Freiherr v. Gotting kurz vor dem Kontorschluß wieder in dem Bureau des Bankiers.

„Sie wünschen Ihr Eigentum zurück, Herr Baron?"

„Wenn ich nicht zu spät komme, Herr Griesbach — ich sehe, daß Sie eben schließen wollen."

„O bitte, unser Geschäft wird rasch erledigt sein. Sie sind früher zurückgekehrt, als Sie beabsichtigten?"

„Leider zwang mich ein Familienereignis, meine Erholungsreise plötzlich zu unterbrechen. Ich bin gezwungen, morgen, spätestens übermorgen von hier abzureisen."

„Das bedaure ich," erwiderte der Bankier mit geschäftsmäßiger Höflichkeit, indem er den bereits abgeschlossenen Tresor nochmals öffnete, um die darin verwahrte Kassette herauszunehmen. „Hier ist Ihr Depot, Herr Baron. Wollen Sie sich überzeugen, daß die Siegel noch unberührt sind?"

„Ich muß mich wohl dem Geschäftsgebrauch fügen," erklärte der Freiherr mit dem Lächeln eines Menschen, der etwas zu tun veranlaßt wird, was er für vollständig überflüssig hält.

„Nicht wahr, die Siegel sind unversehrt?"

„Vollkommen, Herr Griesbach."

„So bitte ich Sie um den Schlüſſel.“

Der Bankier empfing den Schlüſſel und machte die Kaſſette auf. „Bitte im Empfangsſchein die einzelnen Stücke nachzuſehen.“

Stück für Stück nahm Griesbach die ihm anvertrauten Gegenſtände aus ihrem Behälter, ſie dem Freiherrn übergebend, welcher ſie mit einem kurzen „Richtig“ oder auch nur einem einfachen Nicken in Empfang nahm.

Plötzlich erbleichte der Geſchäftsmann. Nervös fuhr er mit der Hand auf dem Boden der Kaſſette umher. „Das Brillantenkollier,“ murmelte er, „wo iſt denn das Kollier?“

„Sie hatten es zu unterſt gelegt,“ erinnerte ihn der Auftraggeber.

„Ja, ja, ich weiß wohl, aber — zum Kuckuck, das Kollier iſt fort!“

„Unmöglich!“ rief der Freiherr. „Die Kaſſette war ja noch vollkommen ſo verwahrt, wie ich ſie in Ihren Händen zurückließ.“

„Das war ſie,“ ſtöhnte der Bankier, „und eben das iſt das Befremdliche. Sollte ich das Päckchen verſehentlich mit den anderen Sachen —“ Er durchwühlte noch einmal haſtig die Papierumſchläge der übrigen Wertſachen, unterwarf dieſe ſelbſt einer aufmerkſamen Prüfung, ſah in der Kaſſette, auf dem Tiſche, im Schranke nach, endlich kehrte er mit verzweiflungsvoller Miene zu ſeinem Kunden zurück.

„Kein Zweifel, das Kollier iſt fort,“ geſtand er kleinlaut. „So rätſelhaft mir der ganze Vorgang erſcheint, ſo kann ich doch nicht umhin, die Tatſache zu konſtatieren, Herr Baron.“

Der Freiherr blickte ihm beſtürzt ins Geſicht. „Aber Sie ſagten mir doch, Ihr Schrank ſei ganz ſicher?“

„Das ist er auch, es ist das erste Mal seit Begründung unseres Geschäfts, daß ein uns anvertrauter Gegenstand verloren gegangen ist. Auf welche Weise es geschehen sein kann, ist mir unerfindlich. Ich bitte Sie, Verschwiegenheit zu bewahren, die Ehre meines Geschäfts könnte sonst leiden. Selbstverständlich ersetze ich Ihnen den Verlust."

„Mir ist weniger an dem Gelde als an dem Kollier gelegen, Herr Griesbach. Meine Frau wird untröstlich sein, ihr ganzes Herz hing an dem Schmuck," versetzte der Freiherr mit mühsam verhaltenem Ärger.

Aufgeregt schritt der Bankier auf und ab. „Kann ich es ändern?" gab er zur Antwort. „Und bin ich nicht noch schlechter daran als Sie? Ich verliere zwanzigtausend Mark, Sie nicht einen Heller."

„Sie haben recht, und ich bedaure Sie aufrichtig," sprach etwas ruhiger Freiherr v. Gotting. „Aber noch brauchen wir vielleicht nicht alle Hoffnung aufzugeben. Das Kollier muß sich doch wieder finden. Ich begreife überhaupt nicht, wie es hat verloren gehen können. Sie versicherten mir, außer Ihnen und Ihrem Prokuristen habe niemand Zugang zu dem Schranke."

„So ist es."

„Auch ist es wunderbar, daß gerade das Kollier fehlt. Warum hat denn der Dieb, falls ein Diebstahl vorliegt, den anderen Inhalt, der doch ebenfalls von nicht unbedeutendem Werte ist, völlig unberücksichtigt gelassen?"

Der Bankier zuckte die Achseln. „Ich kann es mir nicht erklären."

„Möglich allerdings, daß jemand das Kollier gesehen hat und durch den Anblick in Versuchung geführt worden ist. Wir waren ja nicht allein, als ich es Ihnen übergab."

„Das ist nicht möglich," murmelte Griesbach verstört. „Keiner meiner Leute —"

„Am besten, Sie machen unverzüglich der Polizei Anzeige."

Der Bankier schüttelte heftig den Kopf. „Ich bat Sie schon, über das Vorkommnis zu schweigen, und wiederhole hiermit meine Bitte auf das dringendste," nahm er in fast beschwörendem Tone das Wort. „Wir Bankiers tragen lieber einen Verlust, als daß wir den Ruf unseres Geschäftes dem Publikum gegenüber gefährden. Ja, wäre der Dieb bekannt, dann — solange aber der Verdacht sich gegen meine eigenen Leute richtet, ist es am besten, die Öffentlichkeit erfährt nichts davon. Im stillen will ich sofort Schritte tun, vielleicht gelingt es mir, Ihnen das Kollier wieder zu schaffen; bis morgen mittag gebe ich Ihnen Bescheid. Nehmen Sie Ihren Empfangsschein zurück und die übrigen Sachen an sich, Herr Baron; die Kassette bitte ich Sie bis morgen mittag hier zu lassen, für den Fall ich derselben zur Überführung des Täters bedarf."

Der Freiherr überlegte einen Augenblick. „Einverstanden," erwiderte er nach kurzem Nachdenken. „Behalten Sie die Kassette bis morgen mittag hier, doch nicht ohne, sondern mit dem Inhalt. Ich werde bis dahin meiner Frau den ärgerlichen Vorfall gar nicht mitteilen. Finden Sie das Kollier wider Erwarten nicht, so ist es immer noch Zeit, ihr alles zu erzählen."

„Ich danke Ihnen. Und nicht wahr, Herr Baron, ich darf mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen?"

„Mein Wort darauf." —

Sobald der Freiherr sich entfernt hatte, machte Griesbach seinen Prokuristen mit dem befremdlichen Ereignis bekannt. Auch dieser war wie aus den Wolken gefallen. Beide Männer berieten darauf über ihre

weiteren Maßregeln. Es erschien unzweckmäßig, das Personal ohne Not zu beunruhigen oder den Täter, für den Fall, daß sich derselbe unter den Angestellten befand, dadurch zu warnen. Zum Glück hatte die Konferenz zwischen dem Bankier und dem Freiherrn außer einem alten Schreiber, der im selben Zimmer arbeitete, niemand mit angehört, und dieser, ein über jeden Verdacht erhabener Diener der Firma, würde sich, wie er versicherte, lieber die Zunge abbeißen, als über eine Geschäftsangelegenheit sprechen, deren Mitteilung seinem Prinzipal nicht wünschenswert schien.

2.

Nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht begab sich Griesbach zeitig am nächsten Morgen zu seinem Rechtsbeistand, dem Justizrat Kroner. Mehr noch als der drohende Verlust beunruhigte den wackeren Mann das Unerklärliche des ganzen Vorganges und die beinahe zur Wahrscheinlichkeit erhobene Möglichkeit, unter seinem eigenen Personal einen Dieb vermuten zu müssen.

„Mein lieber Herr Griesbach, Sie sind es?“ rief der Justizrat überrascht beim Anblicke des ihm befreundeten Bankiers. „Und so früh am Morgen. Jedenfalls führt Sie etwas Unangenehmes her. Ja, ich sehe es Ihnen an — ein Kassendefekt, wie?“

„Schlimmer,“ entgegnete Griesbach ernst und berichtete dem Freunde das rätselhafte Verschwinden des Kolliers.

Justizrat Kroner hörte ihm schweigend zu. „Ist das die Kassette?“ fragte er, auf ein Paket deutend, das der Bankier neben sich auf den Tisch gelegt hatte.

„Ja.“

„Lassen Sie sehen, Herr Griesbach.“

Aufmerksam betrachtete der Jurist das stählerne

Kästchen von allen Seiten, beklopfte und befühlte es wie ein Arzt, der einen Kranken untersucht, besichtigte und probierte die Schlösser, prüfte die noch zum Teil erhaltenen Siegel.

„Allerdings sonderbar," sagte er dann nachdenklich.

„Die Kassette selbst ist von solidester Arbeit und keinesfalls erbrochen worden. Der Dieb muß sich unbedingt eines Nachschlüssels bedient haben. Vorausgesetzt —" er hielt plötzlich inne und blickte den Bankier forschend an.

„Was vorausgesetzt?"

„Daß Sie das Kollier überhaupt hineingetan haben, oder vielmehr, daß es sich überhaupt darin befunden hat."

„Wie meinen Sie das?“

„Das Kollier kann schon während des Einpackens von jemand entwendet worden sein, ohne daß Sie es bemerkten.“

Griesbach schüttelte heftig den Kopf. „Unmöglich! Ich selbst habe die Gegenstände verpackt und das Kollier, dem ich besondere Aufmerksamkeit schenkte, zu unterst gelegt, weil es das wertvollste Stück der deponierten Sachen war. Außerdem stand ich, als ich die Kassette besorgte, etwas abseits sowohl von meinen Beamten als vom Publikum, nur Freiherr v. Gotting selbst war in meiner unmittelbaren Nähe.“

„Und könnte nicht der Freiherr selbst —“

„Er hätte es nicht gekonnt, selbst wenn er gewollt hätte. Ich versichere Ihnen, die Möglichkeit kommt gar nicht in Betracht. Ich weiß, daß ich das Kollier eingepackt habe, und daß es sich, was noch wichtiger ist, in der Kassette befunden hat, als sie zugeschlossen wurde. Das Kollier kann nur abhanden gekommen sein, nachdem die Kassette bereits abgeschlossen und versiegelt war.“

„Hm, hm,“ machte der Justizrat kopfschüttelnd. „So sind nur zwei Fälle möglich. Entweder haben wir den Schuldigen unter Ihren Beamten zu suchen —“

„Außer meinem Prokuristen vermag niemand den Geldschrank zu öffnen.“

„Und Ihres Prokuristen sind Sie ganz sicher?“

„Wie meiner selbst.“

„Ein glitzernder Schmuck reizt unser Verlangen gar oft mehr als selbst eine Million in barem Gelde.“

„Ihn nicht — daran ist nicht zu denken, Herr Justizrat. Aber sie sprachen von zwei Fällen. Der andere?“

„Es kann sich dann nur noch um einen Betrug

ſeitens des Beſitzers des Kolliers ſelbſt handeln. Kennen Sie dieſen Freiherrn v. Gotting näher?"

„Nein. Ich habe aber viel von ihm reden hören. Er hat in den beſten Kreiſen der hieſigen Geſellſchaft Eingang gefunden und gilt für ſehr reich."

„Ich weiß wohl. Kennen Sie ſeine Familie?"

„Sie nimmt unter dem Adel Wiens eine hervorragende Stellung ein."

„Wiſſen Sie, ob das Kollier wirklich den von dem Freiherrn angegebenen Wert beſitzt?"

„Ich habe mich heute früh ſchon bei dem Juwelier erkundigt, bei dem es Gotting gekauft hat. Er hat mir die Angaben beſtätigt. Der Freiherr hat ihm ſeinerzeit das Kollier bar bezahlt."

Der Juſtizrat erhob ſich und ſchritt mit grübelnder Miene auf und ab.

„Das ſieht nicht nach Betrug aus," ſagte er mit einem Anflug von Mißmut. „Indeſſen, mir ſind in meiner Praxis ſchon die merkwürdigſten Dinge paſſiert. Haben Sie etwa die Kaſſette nach der Einpackung des Inhalts noch einmal aus der Hand gelaſſen? Beſinnen Sie ſich genau, Herr Griesbach."

Der Bankier überlegte. Plötzlich rief er: „Allerdings habe ich das, aber nur einen Augenblick. Der Freiherr nahm mir das Käſtchen ab und zeigte es ſeiner Frau, ich weiß nicht mehr genau, was er dabei ſagte."

„Da haben wir es ja," rief der Juſtizrat erfreut. „Kein Zweifel, dieſen Augenblick hat der Freiherr benutzt, das Kollier aus der Kaſſette zu entfernen. Der Menſch iſt ein Betrüger, ich wette darauf."

„Aber das iſt unmöglich, Herr Juſtizrat," erklärte der Bankier lebhaft.

„Daß er ein Betrüger iſt?"

„Nein, daß er das Kollier aus der Kaſſette genommen

hat. Denn erstens lag dasselbe zu unterst, so daß er vorher die Papiere und den sonstigen Inhalt hätte herausnehmen müssen, und dann war auch die Kassette in dem Augenblicke, als er sie seiner Frau vorzeigte, bereits verschlossen und versiegelt."

„Dann ist freilich auch daran nicht zu denken," meinte der Jurist resigniert. „Bester Herr Griesbach, es wird Ihnen also wohl nichts übrig bleiben, als zu bezahlen. Ich bin der festen Überzeugung, daß dieser angebliche Freiherr in irgend einer Art einen schlauen Betrug ausgeführt hat, aber so raffiniert, daß uns der Nachweis nicht gelingen wird."

Der Bankier seufzte.

„Wann zahlen Sie ihm das Geld aus?" fuhr Kroner nach einer Verlegenheitspause fort.

„Heute mittag."

„Heute mittag schon? Ich würde Ihnen raten, den Zahlungstermin etwas hinauszuschieben, wenn auch nur um drei oder vier Tage."

„Es geht nicht, der Freiherr will morgen unsere Stadt verlassen."

„Aha, dachte es mir. So verzögern Sie die Zahlung wenigstens bis morgen mittag, erklären Sie ihm, Sie hätten mit Ihrem Anwalt Rücksprache genommen und wollten erst noch versuchen, den Dieb, der nur unter Ihren Leuten zu suchen sein könne, ausfindig zu machen. Und vor allem: die Kassette halten Sie bis dahin fest, geben Sie sie nicht aus der Hand. Sie sei zur Überführung notwendig, sagen Sie."

„Warum legen Sie darauf Wert?"

„Ich weiß nicht warum, aber mir schwant, es muß mit dem Dinge etwas nicht in Ordnung sein. Hat der Baron die Kassette wieder in der Hand, so vertauscht er sie womöglich mit einer anderen von gleichem Aus-

ſehen. Alſo auf keinen Fall liefern Sie ihm vor der Zeit die Kaſſette aus. Erwarten Sie erſt Beſcheid von mir, ehe Sie die zwanzigtauſend Mark bezahlen. Ich will noch einmal überlegen, vielleicht kommt mir irgend ein guter Gedanke."

Der Bankier ging und ließ den Juſtizrat in tiefem Nachdenken zurück. Er erwog alles Für und Wider des rätſelhaften Vorfalls, er rief ſich alle ihm bekannten Gaunerkniffe ins Gedächtnis, umſonſt! Verdrießlich trat er ſeinen gewohnten Gang nach dem Gerichtsgebäude an, um ſeine Prozeſſe wahrzunehmen; er war heute ſo zerſtreut, daß ihn ſeine Kollegen einigemal erſtaunt fragten, ob ihm etwas fehle. Mittags ſchmeckte ihm kaum das Eſſen, das Mittagſchläfchen blieb ein fruchtloſer Verſuch. Mürriſch rauchte der Juſtizrat eine Zigarre nach der anderen, lief in ſeinem Bureau auf und ab, ſchlug Bücher nach, ſchüttelte den Kopf, alles vergeblich! Der Fall blieb doch ſo dunkel wie vorher.

Halb vier Uhr klopfte es an ſeine Tür.

„Herein!" rief er unwirſch.

Ein blonder Lockenkopf drängte ſich durch die Spalte, leuchtende Kinderaugen ſtrahlten ihm entgegen.

„Papa!"

„Was willſt du?" herrſchte der Juriſt ärgerlich den kleinen Störenfried an. Erſchrocken wollte ſich dieſer zurückziehen, da reute den Juſtizrat ſeine Heftigkeit, und in freundlicherem Tone fügte er hinzu: „Komm nur herein, Fränzchen, was willſt du denn von mir?"

Nun kam der Knabe zutraulich näher.

„Papa, du hatteſt mir verſprochen, heute nachmittag mit mir in die Zaubervorſtellung zu gehen."

Der Juſtizrat lachte laut auf. Er und in die Zaubervorſtellung? Da war er gerade in der rechten

Stimmung. „Mach, daß du hinauskommſt," zürnte er, „was fällt dir ein, dummer Junge!"

„Du haſt es mir aber verſprochen," beharrte Fränzchen, der zwar, wie alle Kinder, eigene Verſprechungen

leicht vergaß, an ihm gemachten dagegen mit zäher Hartnäckigkeit feſthielt.

„So, habe ich das getan? Hm." Der Juſtizrat ſtieß in dicken Wolken den Rauch ſeiner Zigarre hervor. „Na, dann will ich Wort halten. Alſo mach dich fertig, Fränzchen!"

Eine Stunde ſpäter ſaßen Vater und Sohn im Zaubertheater, oder wohnten vielmehr, um mit dem

Zettel zu ſprechen, einer „Soiree des weltberühmten Preſtidigitateurs, Phantasmagoriſten, Eskamoteurs, Illuſioniſten und Hofzauberers Seiner Majeſtät des Schah von Perſien, Profeſſors Antonio Möllini“ bei, welche er beſonders für die Jugend der Stadt veranſtaltet hatte.

Der Juſtizrat hatte für die ziemlich harmloſen Gaukeleien des Taſchenſpielers nur ein halbes Ohr und Auge, während ſein Sohn mit weitaufgeriſſenen Augen und ſtaunenden Blicken der Darſtellung folgte. Auf einmal aber hob Kroner den geſenkten Kopf und ſandte einen ſeiner ſcharfen, aufmerkſamen Juriſtenblicke nach der Bühne.

„Sie ſehen, meine Herrſchaften, dieſe Kaſſette,“ ſprach eben der Künſtler. „Aus dieſer Kaſſette werde ich, obwohl ſie vorher feſt verſchloſſen worden iſt, einen ſilbernen Löffel verſchwinden laſſen. Paſſen Sie auf, meine Herrſchaften.“

Nachdem er die Kaſſette innen und außen vorgezeigt, ließ er für jedermann ſichtbar den Löffel hineinfallen, dann verſchloß er den Behälter ſorgfältig, gab den Schlüſſel dem zunächſt ſitzenden Erwachſenen — die meiſten Kinder waren in Begleitung ihrer Eltern erſchienen — in Verwahrung, ſtellte die Kaſſette auf einen Tiſch, deckte ein Tuch darüber, murmelte einige beſchwörende Worte, entfernte das Tuch und reichte ſodann das Käſtchen dem Herrn, welcher den Schlüſſel beſaß, mit den Worten: „Bitte, machen Sie auf und überzeugen Sie ſich, daß der Löffel verſchwunden iſt.“

Der Herr, ein bekannter Bürger der Stadt, ſchloß lächelnd die Kaſſette auf. In der Tat, ſie war leer.

Das jugendliche Publikum klatſchte Beifall.

Der Zauberkünſtler verbeugte ſich geſchmeichelt und fuhr fort: „Die von mir jetzt beliebte Ausführung des

Kunststücks mit der Kassette läßt immer noch Zweifel zurück, ob der Löffel in derselben meiner Berührung auch vollständig unzugänglich war. Daher werde ich mir erlauben, Ihnen das Kunststück unter erschwerten Umständen noch einmal vorzuführen. Will vielleicht einer der Herren so gut sein, heraufzukommen und die Kassette genau untersuchen?"

Einige von den im Vordergrund sitzenden Vätern machten sich bereit, der Einladung Folge zu leisten, ihnen allen zuvor aber kam der Justizrat. Mit einem Sprunge war er auf der niedrigen Bühne und nahm die Kassette aus der Hand Möllinis entgegen.

Gespannt betrachtete er sie. Sie glich fast genau der des Freiherrn v. Gotting und wies auch an den unteren und oberen Rändern ähnliche Verzierungen auf; die geringere Größe bildete fast den ganzen Unterschied. Der Justizrat befühlte die einzelnen Seiten, die Wände waren von starkem Stahl, der Verschluß tadellos.

Nachdem er diese Versicherung mit lauter Stimme abgegeben hatte, reichte ihm der Taschenspieler Löffel und Schlüssel, ihn ersuchend, den Löffel selbst in das Kästchen hineinzulegen und einzuschließen, während er, um jeden Verdacht einer Täuschung zu beseitigen, auf der anderen Seite der Bühne Aufstellung nahm.

„Den Schlüssel behalten Sie bei sich, mein Herr," fügte der Zauberer hinzu, „und zum Überfluß empfangen Sie hier Siegellack und Petschaft. Versiegeln Sie das Schloß."

Der Justizrat handelte genau nach den Anweisungen des Taschenspielers. Er verschloß die Kassette, heftete einen Papierstreifen über das Schlüsselloch und siegelte denselben an beiden Enden an, bediente sich aber nicht des Petschaftes des Taschenspielers, sondern drückte seinen eigenen Siegelring auf die Masse. Der Künstler

ſtand während der Manipulation an der entgegengeſetzten Seite der Bühne und ſah dem Beginnen des Juſtizrats lächelnd zu.

„Haben Sie alles nach meiner Vorſchrift vollzogen, mein Herr?“ fragte er dann.

„Jawohl, und das Schloß mit meinem eigenen Siegelring verſiegelt.“

„Stellen Sie die Kaſſette auf den Tiſch.“

Der Juſtizrat tat es, nachdem er ſich überzeugt, daß er einen ganz harmloſen Tiſch ohne jede Vorrichtung vor ſich ſehe.

„Prüfen Sie, bitte, dieſes Tuch, und wickeln Sie das Käſtchen hinein.“

Es geſchah, das Tuch war eine ganz gewöhnliche Serviette.

„Nun paſſen Sie auf, meine Herrſchaften!“ Der Taſchenſpieler trat an den Tiſch heran, nahm das Tuch mit der Schatulle in die Hand, ſchwang ſeinen Zauberſtab und ſprach einige Formeln, worauf er die Kaſſette ihrer Verhüllung entkleidete und in die Hände des Juſtizrats zurücklieferte.

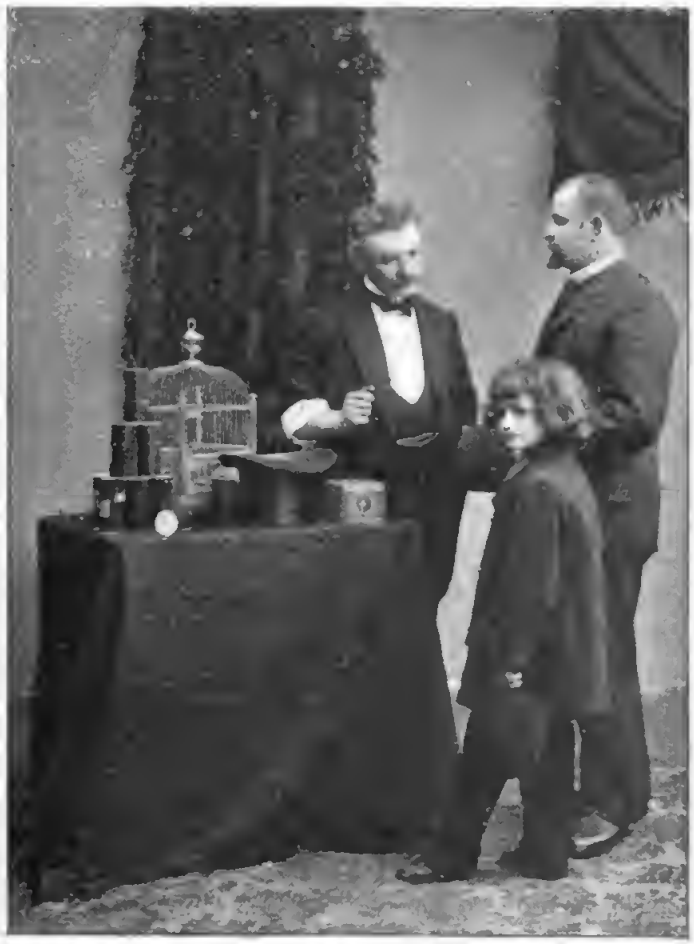
„Bitte, ſchließen Sie auf, und nehmen Sie den Löffel heraus.“

Kroner beeilte ſich, es zu tun, indem er gleichzeitig etwa zehn Schritte von dem Taſchenſpieler zurücktrat. Die Siegel waren noch unverletzt, die Kaſſette feſt verſchloſſen. Den Schlüſſel trug er in der Taſche. Er öffnete und ſtieß einen Ausruf des Erſtaunens aus: der Löffel war verſchwunden.

„Wahrhaftig, er iſt fort!“

„Das glaube ich wohl, mein Herr, denn ich trage ihn in meiner Taſche,“ verſetzte der Künſtler triumphierend, indem er den verſchwundenen Gegenſtand hervorzog und emporhielt. Verwundert und verwirrt

zugleich kehrte der Justizrat auf seinen Platz zurück. Mit Spannung erwartete er das Ende der Vorstellung. Sobald sich der Vorhang zum letzten Male senkte, eilte er mit seinem Sohne hinter die Kulissen.



„Herr Möllini, auf ein Wort. Können Sie mir nicht sagen, auf welche Weise Sie das Verschwinden des Löffels aus der Kassette bewirkt haben?“

Der Künstler zuckte lächelnd die Achseln. „Das sind Berufsgeheimnisse, mein Herr, die ich nicht verraten darf.“

„Ich verspreche Ihnen, die Auskunft gewissenhaft für mich zu behalten.“

„Wenn auch.“

„Ich bin der Juſtizrat Kroner. Es handelt ſich um einen amtlichen Fall,“ rief der Juſtizrat, dringlicher werdend, und erzählte dem Taſchenſpieler ſo viel, als er für gut erachtete. „Es ſoll Ihr Schade nicht ſein, wenn Sie uns helfen, das Rätſel zu löſen.“

„Kann ich die Kaſſette ſehen?“ fragte Möllini nach kurzem Zaudern.

„Sofort. Bitte, begleiten Sie mich zu meinem Freunde.“

„Um Acht beginnt meine Abendvorſtellung —“

„Bis dahin ſind Sie längſt zurück. Kommen Sie nur, es iſt nicht weit.“

Es gelang dem Anwalt, den Taſchenſpieler zu überreden, ihn auf der Stelle zu begleiten. Der Bankier war zu Hauſe und ſah verwundert den fremden Herrn in der Geſellſchaft ſeines Rechtsbeiſtandes.

„Die Kaſſette,“ rief ihm der Juſtizrat aufgeregt entgegen, „haben Sie ſie noch?“

„Jawohl, ich habe mich ganz Ihren Anweiſungen gemäß verhalten.“

„Gott ſei Dank. Geben Sie ſie einmal her, Herr Griesbach.“ Der Bankier gehorchte erſtaunt. Mehrere Augenblicke ruhten die Augen des Taſchenſpielers forſchend auf dem ſtählernen Käſtchen.

„Nun?“ fragte der Juſtizrat ungeduldig.

Möllini lächelte. „Wollen Sie ſo gut ſein, irgend einen Gegenſtand in die Kaſſe einzuſchließen? Vielleicht Ihre Uhr?“

Im nächſten Augenblicke befand ſich die Uhr des Juſtizrats in der Kaſſette. Der Bankier ſah geſpannt der Entwicklung des ihm unverſtändlichen Vorganges zu.

„Nun verſchließen und verſiegeln Sie das Käſtchen genau ſo, wie Sie es ſeinerzeit getan haben.“

Der Bankier tat es.

„Jetzt lassen Sie mich die Kassette nur einen Augenblick in die Hand nehmen.“

Der Taschenspieler nahm die Kassette in die Hand. Die beiden Männer beobachteten ihn mit Argusaugen, vermochten aber keinerlei Manipulation wahrzunehmen, die ihnen über das Geheimnis Aufschluß erteilt hätte. Sie waren vielmehr der Meinung, die Demonstration solle jetzt erst beginnen, aber der Künstler zeigte ihnen lächelnd die Uhr des Justizrats und fragte bedeutungsvoll: „Ist sie das, Herr Justizrat?“

Wie vom Donner gerührt standen die Freunde. Doch nur einen Augenblick, dann sprang der Anwalt wie elektrisiert auf und rief: „Hurra, lieber Griesbach — wir haben gewonnen! Ich wußte es doch, daß hier ein Gaunerstreich verübt worden war!“

3.

Am nächsten Vormittag kurz nach elf Uhr erschien Freiherr v. Gotting in den Geschäftsräumen der Firma Griesbach & Firnau und wurde unverzüglich in das Privatkontor des Chefs geführt.

„Sie haben mich hierher gebeten, Herr Griesbach.“

„Um unsere Angelegenheit endgültig zu regeln, da Sie ja heute noch abzureisen gedenken. Sie reisen doch, Herr Baron?“

„Jawohl, heute abend.“

„Sehr wohl. Haben Sie den Empfangsschein mitgebracht?“

„Hier ist er.“

Der Bankier klingelte, ein Herr trat ein, die Kassette in der Hand.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Justizrat Kroner, vorstelle, Herr Baron v. Gotting.

Der Herr Juſtizrat hat die Nachforſchungen in der rätſelhaften Affäre übernommen.“

„Haben Sie eine Spur entdeckt?“ erkundigte ſich der Freiherr.

„Eine Spur? O ja,“ antwortete der Juſtizrat.

„Wirklich?“ Der Freiherr horchte auf. „Das iſt ja recht erfreulich.“

„Allerdings,“ erwiderte der Bankier. „Von Ihnen, Herr Baron, kann ich natürlich nicht verlangen, daß Sie ſich mit der Befriedigung Ihrer Anſprüche gedulden, bis die heikle Sache erledigt iſt und unſere Unterſuchung zu einem befriedigenden Ergebnis geführt hat. Allerdings kann ich Ihnen vorläufig das verlorene Kollier nicht wieder verſchaffen, aber ich zahle Ihnen den Wert desſelben in Gold aus. Sie ſind doch einverſtanden?“

„Ich muß wohl,“ antwortete Gotting zögernd.

„Sehr wohl, ſo nehmen Sie Ihre Kaſſette zurück. Die Summe ſowohl als Ihr ganzes übriges Eigentum befinden ſich darin.“

„Ich danke Ihnen, indeſſen — Sie werden mir erlauben —“

„Den Inhalt nachzuſehen? Das iſt ſelbſtverſtändlich, Herr Baron, ich muß in meinem eigenen Intereſſe darauf beſtehen.“

„Wo haben Sie den Schlüſſel zur Kaſſette?“

„Den Schlüſſel?“ Der Bankier lächelte. „Wozu bedarf es denn eines Schlüſſels? Wir können ja die Sache auf dieſelbe Weiſe herausnehmen, auf welche das Kollier aus der Schatulle geſtohlen worden iſt.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Gotting, unwillkürlich erblaſſend.

„Merken Sie auf, Herr Baron!“ Der Bankier hielt die Kaſſette mit der linken Hand vor ſich in die Höhe,

drückte mit der Rechten auf eine der vielen kleinen Erhabenheiten der unteren Verzierung, und geräuschlos schnellte der Boden nach unten zurück, so daß der Bankier jetzt in das Innere des Behälters hineinlangen und die einzelnen Schmuckstücke und Wertpapiere herausholen konnte.

„Das — das ist ja erstaunlich!“ rief der Freiherr mit schlecht verhehlter Bestürzung, während er mißtrauische Blicke auf seine Umgebung warf. „Und Sie meinen, auf diese Weise — ja, ja, es kann wohl sein — aber wer, glauben Sie, hat das Kollier auf diese Weise aus der Kassette entwendet?“

„Wer? Nun, doch wohl der, dem allein das Geheimnis der Kassette bekannt und ihre sonderbare Mechanik vertraut war,“ erklärte der Justizrat laut und mit Nachdruck. „Der, welcher das Kollier zu unterst gelegt und mit dem Geschäftssiegel des Herrn Griesbach versehen haben wollte, um die Möglichkeit einer Eröffnung und Wiederversieglung der Kassette wahrscheinlich zu machen!“

„Mein Herr, Sie — Sie beleidigen mich!“ brauste der Gauner, der sich entlarvt sah, auf und erhob sich rasch. „Mir das zu bieten, mir, einem Freiherrn v. Gotting! Ich verzichte auf jede weitere Verhandlung mit Ihnen und werde polizeiliche Hilfe“ — weiter und weiter zog er sich bei diesen Worten nach der Tür, der einzigen des Zimmers, zurück — „in Anspruch nehmen.“

„Ihr Verlangen ist bereits erfüllt,“ antwortete ihm eine Männerstimme. Gleichzeitig wurde die nur angelehnte Tür aufgerissen, das Gesicht eines bärtigen Kriminalkommissars, hinter welchem zwei handfeste Polizeibeamte standen, wurde sichtbar.

„Julius Behring, alias Freiherr v. Gotting, ich ver-

haſte Sie hiermit! Auf unſere Depeſche nach Wien iſt die Nachricht eingegangen, daß der echte Freiherr v. Gotting ſich zur Zeit gar nicht auf Reiſen, ſondern im elterlichen Hauſe befindet. Vermutlich haben wir einen internationalen Hochſtapler vor uns, dem wir das Handwerk wohl auf einige Jahre legen werden."

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß dieſe Überrumpelung des Gauners von Griesbach und ſeinem Freunde vorbereitet und mit der Polizei verabredet worden war. Nachdem der Taſchenſpieler den Männern das Geheimnis der Kaſſette gelöſt hatte, unterlag die betrügeriſche Abſicht des angeblichen Freiherrn keinem Zweifel mehr; der Juſtizrat ſetzte ungeſäumt die Behörden von allem in Kenntnis, eine telegraphiſche Anfrage ging nach Wien und lieferte das erwartete Ergebnis. Der Kommiſſar und ſeine Leute harrten ſchon ſeit einer Stunde in einem Nebenzimmer; ſobald ſich die Tür des Privatkontors hinter dem Pſeudofreiherrn geſchloſſen hatte, faßten ſie hinter derſelben Poſto.

Der völlig überraſchte und faſſungsloſe Gauner machte keinen Verſuch, ſich zu widerſetzen. Wütend die Zähne zuſammenbeißend und wilde Blicke auf den Bankier und den Juſtizrat ſchießend, folgte er mit gefeſſelten Händen den Polizeibeamten nach dem inzwiſchen herbeigeholten Wagen.

Noch in derſelben Stunde verhaftete man auch ſeine Frau und nahm eine ſorgfältige Hausſuchung in den von ihm im Hotel bewohnten Zimmern vor. Dabei fand ſich auch in einer Wandvertiefung das verſchwundene Kollier, worauf der Betrüger ſich zu dem Geſtändnis herbeiließ, daß er in der Tat auf die bezeichnete Weiſe während der wenigen Augenblicke, in denen er die Kaſſette an ſich genommen, um ſie ſeiner Frau vorzuweiſen, den Schmuck daraus eskamotiert

hatte. Von vornherein hatte er die Ausübung dieſes Betruges im Schilde geführt und aus dieſem Grunde nicht nur das Kollier zu unterſt legen laſſen, ſondern auch einen Tag gewählt, an welchem der Bankier und ſein Perſonal vorausſichtlich ſtark in Anſpruch genommen waren. Das Kollier ſollte ihm auch ferner gute Dienſte leiſten, da er den Streich, wenn er gelang, auf einem anderen Schauplatze unverzüglich zu wiederholen beabſichtigte.

Wie ſich herausſtellte, hatte man es mit einem früheren Kellner zu tun, der ein paar Jahre bei einem Taſchenſpieler als Gehilfe mitgewirkt hatte; ſeine Frau, eine ehemalige Blumenverkäuferin, half ihm mit ihrer in der Tat außergewöhnlichen Schönheit das Vertrauen des Publikums gewinnen. Die Mittel zum Erwerb des Kolliers hatte er ſich durch einen anderen Betrug verſchafft, den er kurz vorher in Wien verübt hatte. Mit dieſem und mehreren anderen Straftaten auf dem Kerbholz mußten er ſowohl als ſeine Frau es ſich gefallen laſſen, auf eine hübſche Anzahl Jahre als rückfällige Verbrecher in deutſchen und öſterreichiſchen Zuchthäuſern Quartier zu nehmen.

Der Juſtizrat aber lachte jedesmal vergnügt, wenn von der Kaſſette die Rede war. „Mein Fränzchen,“ meinte er, „hat uns eigentlich herausgeriſſen. Da ſieht man, was das Worthalten für einen Wert hat.“

Strassburger Gänseleberpasteten.

Gastronomische Skizze von Friedrich Lange.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt," so heißt es in dem bekannten Liede. Aber nicht allein die bewegte Vergangenheit der alten Reichsstadt, nicht nur Meister Erwins gotischer Wunderbau und Alt-Straßburgs spitzgiebelige Patrizierhäuser haben die ehrwürdige Metropole Elsaß-Lothringens berühmt gemacht. Auch etwas ganz Materielles hat Straßburgs Ruhm weit über die Grenzen der engeren Heimat hinausgetragen — die Gänseleberpasteten.

Von jeher hat die Gans in der Küche der Kulturvölker eine Rolle gespielt. Schon die Römer züchteten den der Juno heiligen Vogel in besonderen Gebäuden, den Auserarien. Das Fleisch der Gans wurde aber von den römischen Feinschmeckern verschmäht, während man die Leber um so höher schätzte. Mit Feigen, Milch und Mehl wurden die Gänse gemästet, um wenigstens große Lebern zu erzielen. Nach dem Verfall des römischen Weltreichs verwandte man auf die Gänseleber

weniger Sorgfalt. Eine ausgesprochene Vorliebe für die Gänsezucht bewahrten nur noch die Juden, denen die Gans vielfach das verbotene Schwein ersetzen mußte.

Das Aussuchen der Gänseleber.

Zumal die Juden von Straßburg und Metz waren bis zum 18. Jahrhundert als Gänsemäster berühmt, aber sie übten ihre Kunst, wie Legrand d'Aussy erzählt, als Geheimnis. Aus der feinen französischen Küche des 18. Jahrhunderts war der Gänsebraten verbannt, und

nur die Gänseleber behauptete noch immer einen ehrenvollen Platz. Geſchmort und mit Trüffeln reich geſpickt war ſie ein gern geſehenes Gericht auf der Straßburger Tafel.

Von der Gänseleber bis zur Gänseleberpaſtete iſt eigentlich nur ein kleiner Schritt, ſollte man meinen. Aber es ging auch hier wie bei ſo vielen Erfindungen: ein Zufall kam den Köchen zu Hilfe, und bei dem Weltruf, deſſen ſich die Straßburger Spezialität erfreut, dürfte die Geſchichte ihrer Entſtehung für weite Kreiſe intereſſant ſein.

Als der Herzog von Broglie, der Kriegsminiſter Ludwigs XVI, einſt nach Straßburg kam, um die Feſtungswerke zu beſichtigen, hatte er ſeinen Koch mitgenommen. Eines Tages ſetzte der Küchenmeiſter ſeinem Herrn eine in Madeiraſauce geſchmorte Gänseleber vor. Ein Teil davon wurde abgetragen und in der Speiſekammer aufbewahrt. Zwei oder drei Tage ſpäter ſah der Koch dieſen Reſt Gänseleber, und da er gerade Appetit hatte, verzehrte er ihn kalt zum Frühſtück. Der feine Geſchmack der Speiſe ſetzte ihn in Erſtaunen, und kurz entſchloſſen brachte er dem Herzog eine kalte geſchmorte Gänseleber, die mit hellem Madeiragelee übergoſſen war. Der Herzog geriet ob der Feinheit des Gerichts in Entzücken und ſpendete ſeinem Koch eine anſehnliche Belohnung.

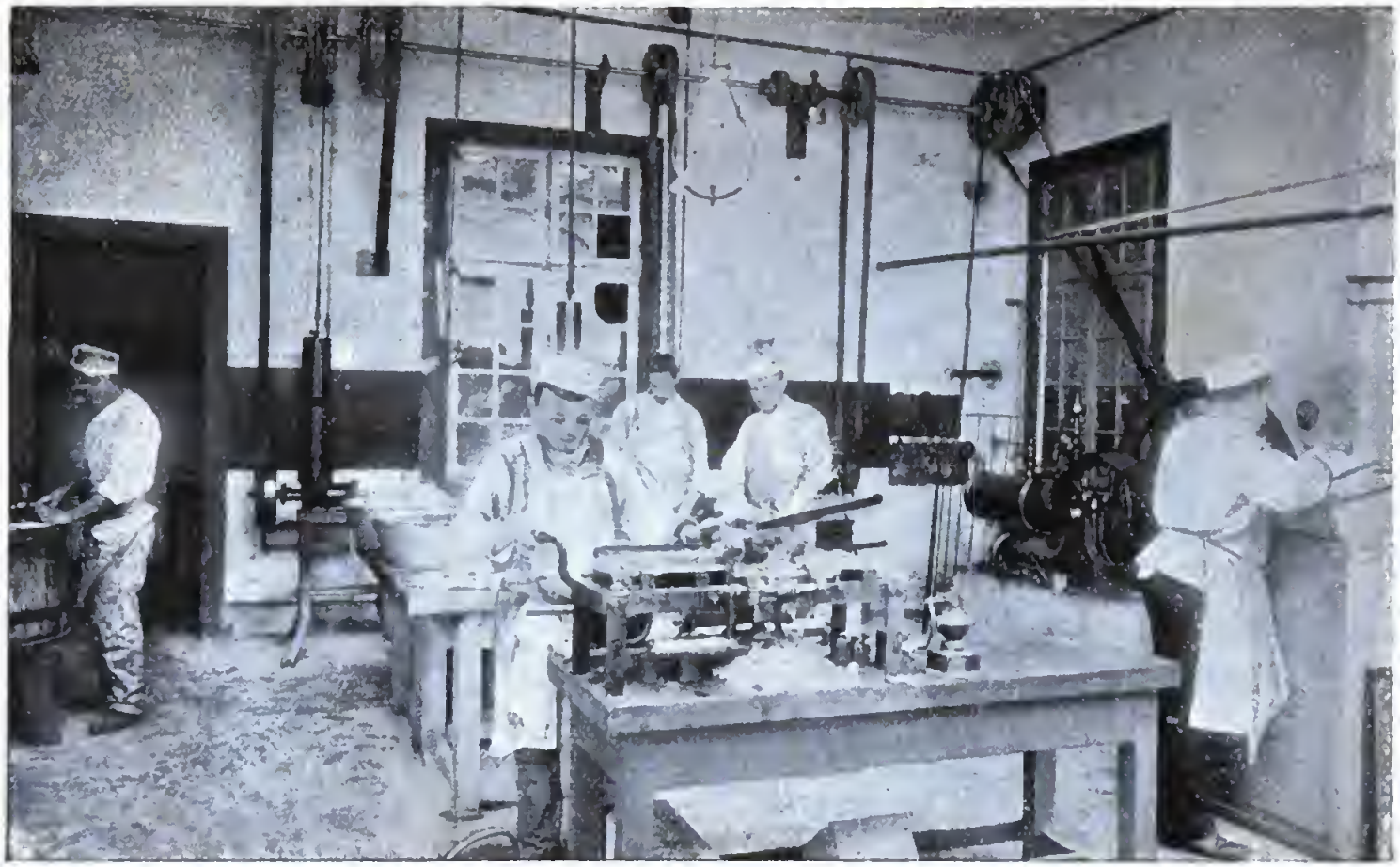
Von jetzt an ſtellten auch andere Küchenmeiſter die Gänseleber in Gelee her und ſuchten dieſe Delikateſſe noch zu verfeinern. Zu ihnen gehörte Jean Pierre Clauſe, von Geburt ein Normanne. Clauſe war Küchenchef des Marſchalls Contades, der von 1762 bis 1788 als Gouverneur der Provinz Elſaß in Straßburg lebte. Der Marſchall, als großer Feinſchmecker bekannt, hatte zu der elſäſſiſchen Küche wenig Zutrauen und

Das Entsehnen und Würzen der Lebern.

nahm deshalb bei ſeinem Weggang von Paris ſeinen Mundkoch mit. Den Erwartungen ſeines Herrn machte Clauſe denn auch alle Ehre. Er hatte bald herausgefunden, was ſich mit kunſtgerechter Hand aus den feinen Straßburger Gänſelebern machen ließe, zumal unter Verwertung der Lehren der franzöſiſchen Küche. Von den Gänſelebern, die ihm gebracht wurden, wählte er die größten aus, umgab ſie mit feiner Farce aus Kalbfleiſch und hüllte das Ganze in einen zierlichen Teigmantel. Der Körper der Paſtete war damit geſchaffen; jetzt fehlte ihr nur noch die Seele. Clauſe fand dieſe in der Perigordtrüffel, und ſo kam die erſte Straßburger Gänseleberpaſtete zu ſtande. Jahrelang blieb ihre Herſtellung ein Geheimnis. Nur auf der Tafel des Marſchalls Contades prangte ſie, von allen Feinſchmeckern bewundert, und oft genug ſandte ſie ihr Beſitzer als Geſchenk an Kaiſer und Könige.

Man ſchrieb das Jahr 1788, und Contades wurde von ſeinem Poſten abberufen. Clauſe hatte es vorgezogen, trotz der lockendſten Verſprechungen, ſeinem Herrn nicht nach Paris zu folgen. Vielleicht ſchienen ihm die Verhältniſſe dort nicht ganz geheuer zu ſein, und überdies hielten ihn zartere Bande in Straßburg feſt. Die dunklen Augen einer hübſchen Elſäſſerin hatten es ihm angetan, er wollte einen eigenen Herd gründen und heiratete deshalb die Konditorswitwe Mathieu. In einem Hauſe der Meiſengaſſe richtete er ein Geſchäft ein, und nun kamen die Paſteten, die bisher nur die ariſtokratiſchen Gäſte ſeines früheren Herrn entzückt hatten, auch auf den Tiſch der Straßburger Bürger, die ſich dieſen Luxus leiſten konnten.

Die erſte Anregung, die Feinheiten der Gänſeleber zu verwerten, hatte Clauſe gegeben, und bald folgten ihm andere nach auf der Bahn, die nach einem Jahr-



Hack-, Walz-, Sieb-, Misch-, Knet- und Speckscheibenschneidemaschinen.

hundert zu der Gänseleberpastetenfabrikation im großen geführt hat. Hervorragende Firmen in Straßburg und Schiltigheim, die sich eines Weltrufs erfreuen, üben diese Fabrikation aus und senden ihre Produkte nach allen Weltteilen.

Grundbedingung für jeden industriellen Erfolg ist das Vorhandensein zweckentsprechenden Rohmaterials. Nirgends gilt dieser Satz mehr als bei der Herstellung der Gänseleberpasteten, denn um die verwöhnten Gaumen unserer heutigen Feinschmecker zu befriedigen, müssen die zur Fabrikation der Pasteten verwandten Lebern von ganz hervorragender Feinheit sein. Wir kommen damit zu einer Industrie, die mit der Herstellung der Pasteten in engstem Zusammenhang steht, der Gänsemast, einer Industrie, die nicht viel weniger Geschick und Sachkenntnis erfordert als die Fabrikation, der sie das wesentlichste Rohmaterial liefert.

Es handelt sich bei der Gänsemast, wie sie in Straßburg betrieben wird, um einen beschleunigten Mästungsprozeß, der erfahrungsgemäß dann den besten Erfolg hat, wenn sich das betreffende Tier im Zustande körperlicher Ruhe befindet. Die Gans wird deshalb in einen kleinen Kasten gesetzt, der nach vorn und oben durch Holzstäbe teilweise nur geschlossen ist, damit das Tier jederzeit den Kopf herausstrecken kann. Zur Fütterung wird gekochter Mais verwandt, dessen Körner mit Mohnöl bestrichen werden. Vor der Reihe der einzelnen Kasten ist eine hölzerne Rinne angebracht, die täglich mit frischem Wasser gefüllt und sauber gereinigt wird. Überhaupt will die Gans mit größter Vorsicht behandelt sein, und jeder Gänsestopfer weiß, daß die Gans, wenn sie von Unerfahrenen gestopft wird, keine Leber „macht“ und leicht zu Grunde geht.

Hat das geübte Auge des Stopfers bemerkt, daß

die Leber ihre volle Ausdehnung erreicht hat, dann wird die Gans geschlachtet, und die Leber wandert in die Pastetenfabrik. Die Herstellung der Pasteten wird

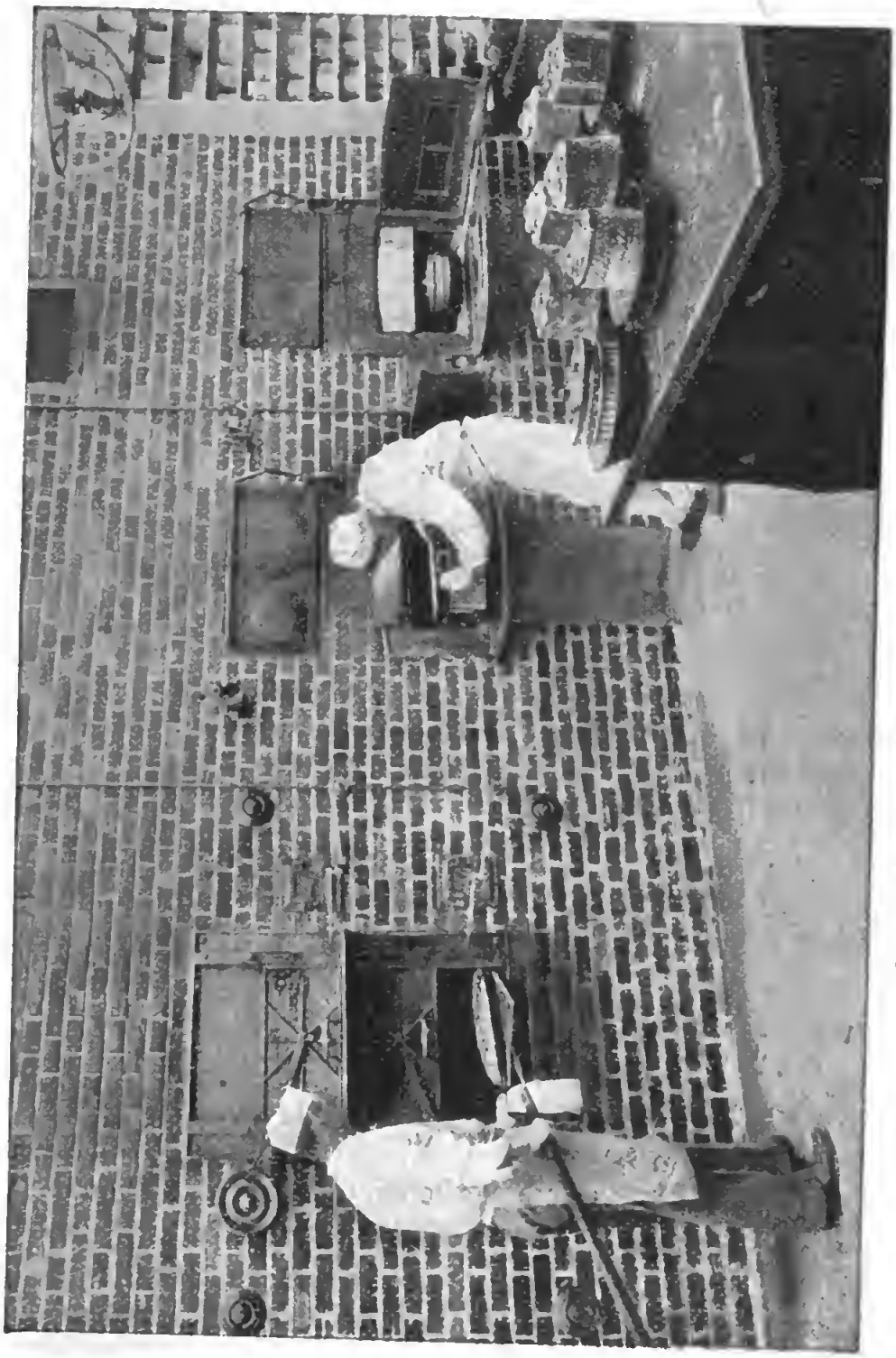
Herstellung der Krusten- oder Teigpasteten.

ihren meisten Verehrern unbekannt sein, und unsere geneigten Leserinnen werden bald einsehen, daß sich eine perfekte Pastete nicht einfach nach einem Kochbuchrezept anfertigen läßt. Eine ganze Reihe angesehener Firmen wie Artzner, Doyen, Henry, Michel, Schott

und andere beſchäftigen ſich mit der Fabrikation jener Spezialität Straßburgs. Eines der größten Häuſer und jedenfalls mit den modernſten techniſchen Einrichtungen verſehen iſt A. Michel in Schiltigheim bei Straßburg, in deſſen Etabliſſement wir unſere Leſer führen.

Was dem Beſucher gleich beim Eintritt auffällt, iſt die peinliche Sauberkeit, die in allen Teilen des Fabrikgebäudes herrſcht. Der Fußboden beſteht aus Marmormoſaik, und ſämtliche Wände ſind bis zur Decke mit Marmor und weißglaſierten Fayenceplatten belegt. Durch das breite Glasdach ergießt ſich helles Licht auf das blitzende Nickel und Kupfer der Dampfapparate, auf den Marmor der Anrichtetiſche und das blanke Getäfel der Wände. Wir befinden uns in dem großen Arbeitsſaal, einer Halle von 30 Meter Länge und 6 Meter Breite, in der etwa zwanzig Paſtetenbäcker in weißem Anzug bei der Arbeit ſind. Links liegen die Metzgerei, die Maſchinenhalle und der Kühlraum, in der Haupthalle ſtehen die Backöfen, der große Keſſel und die Dampfapparate, und rechts ſehen wir die Verpackungs- und Expeditionsräume. Geſchickt ſind die einzelnen Dienſtzweige um die Haupthalle gruppiert, wodurch die Arbeit weſentlich erleichtert wird.

Vor uns auf einem der Anrichtetiſche türmt ſich ein wahrer Berg von Gänſelebern auf, die am Morgen bei den Gänſemäſtern der Umgegend eingekauft wurden. Etwa 800 Pfund Gänſelebern werden in der Hauptſaiſon täglich verarbeitet, da in der Zeit der Weihnachts- und Neujahrsfeiertage oft bis 400 Kruſtenpaſteten fabriziert werden. Mit der Auswahl und dem Einkauf der Lebern beginnt die Arbeit. Beſonders bei Einlaufen zahlreicher Beſtellungen fällt es oft ſchwer, genügend gutes Material zu finden, denn nur ganz



Die fertigen Pasteten kommen in die grossen Backöfen.

tadelloſe Lebern werden zur Fabrikation verwandt. Gute Gänselebern müſſen von feſter Konſiſtenz ſein, dürfen ſich aber nicht zu hart und zu fett anfühlen. Die Farbe ſoll hellgelblichroſa ſein, und die Leber darf nicht das geringſte Fleckchen zeigen. Fleiſch-, Schmalz-, Gries- und Flecklebern, wie die von unkundiger Hand erzeugten Lebern heißen, ſind von der Fabrikation ausgeſchloſſen.

Die ſortierten Gänselebern werden nun von Faſern, Fett und allen Sehnen befreit. Galle und Adern ſchneidet man ſorgfältig heraus, denn wenige Tropfen Blut würden genügen, um eine Leber völlig unbrauchbar zu machen. Sind die Lebern gereinigt, dann werden ſie in großen Schüſſeln mit den nötigen Gewürzen gebeizt. Die Zuſammenſetzung dieſer Gewürze, die den durch Leber und Trüffel erzeugten Duft noch verſtärken ſollen, iſt Fabrikgeheimnis. Jahrelange Erfahrung und ſachkundige Hand ſind dazu erforderlich, und deshalb bleibt auch das Würzen der Lebern dem Fabrikinhaber ſelbſt vorbehalten.

Nachdem die Lebern ſo zubereitet ſind, wandern ſie wieder in den Hauptarbeitsſaal zurück. Hier ſtehen ſchon die Teigformen bereit, oft wahre Kunſtwerke von Verzierung und Konſtruktion. Teigformen und Terrinen, je nachdem es ſich um Kruſten- oder Terrinenpaſteten handelt, werden nun mit einer dünnen Schicht Farce von feingehacktem und durch Sieb- und Walzmaſchinen getriebenem Fleiſch und Gänſeleber verkleidet. Ausgenommen hiervon ſind Paſteten, die nur aus Gänſeleber beſtehen und mit Fleiſchgelee und Madeira vermiſcht ſind. In die Form wird zu unterſt eine Gänſeleber gelegt, dann kommen Perigordtrüffeln, dann wieder Leber und Trüffeln. Schließlich wird das Ganze mit einer Schicht Farce verſchloſſen und mit einer

dünnen Scheibe Speck belegt, um die Leber vor der Ofenhitze zu schützen.

Zu Dutzenden stehen jetzt die Terrinen und Parfaits, die Suprêmes und Aspiks, die Timbales und wie all die Arten von Pasteten heißen, bereit. „Eingeschossen!“

Die fertig gebackenen Pasteten kommen in die Kühlräume.

ertönt das Kommando des Küchenmeisters, und schnell wandern die Pasteten in die vier großen Backöfen, von denen zwei permanente Koksfeuerung haben. Jetzt heißt es aufpassen, denn eine Kleinigkeit zu viel oder zu wenig, und um die Pasteten ist es geschehen. „Hallo!“ ertönt der althergebrachte Ruf zum Austragen, wenn die Pasteten gebacken sind. Auf den Anrichtetischen reihen

ſich die goldgelben Delikateſſen aneinander und erfüllen mit ihrem Duft die weite Halle.

Früher wartete man, wenn die Paſteten aus dem Ofen kamen, bis ſie völlig erkalteten. Heute genügt dies Syſtem nicht mehr den Anforderungen einer Kundſchaft, die dem Fabrikanten zur Ausführung eines Auftrags oft knapp achtundvierzig Stunden Zeit läßt. Die Firma Michel hat deshalb, um das Erkalten der Paſteten zu beſchleunigen, einen Kühlraum eingerichtet, deſſen Anlage nach dem Prinzip der Verdampfung waſſerfreier ſchwefliger Säure arbeitet.

Die Terrinenpaſteten halten ſich unangebrochen zwei bis drei Monate. Um aber den Genuß der Gänſeleberpaſteten auch in der heißen Jahreszeit zu ermöglichen und die Ausfuhr zu erleichtern, beſchäftigt ſich die Firma Michel auch mit der Herſtellung von Paſtetenkonſerven, die in Blechdoſen verpackt und durch Sterilisierung keimfrei gemacht werden. Die ſo behandelten Paſteten halten ſich erſtaunlich lange friſch. Eine mit Konſerven gefüllte Kiſte, die 1896 von Schiltigheim abgeſchickt worden war und lange Zeit in Sydney, San Francisco und Hongkong gelagert hatte, kam 1901 wieder nach Schiltigheim zurück. Die nachweisbar 1895 angefertigten Paſtetenkonſerven zeigten ſich bei Öffnung der Doſen in tadelloſem Zuſtande. Die lange Reiſe hatte ihnen nicht im geringſten geſchadet. Erſt kürzlich beſtellte die Hamburg-Amerika-Linie 5000 Doſen dieſer Paſtetenkonſerven.

Der Export des Hauſes Michel nach Nordamerika beläuft ſich jährlich auf fünf Eiſenbahnwagen und umfaßt allein etwa die Hälfte der dortigen Geſamteinfuhr von Gänſeleberpaſteten.

Bevor wir das Etabliſſement verlaſſen, wollen wir noch ſchnell die bei der Fabrikation verwandten Ma-

Das Etikettieren der Terrinen und Dosen.

schinen besichtigen. Da sind zuerst die Hack-, Sieb- und Walzmaschinen, welche die Rohstoffe zur Herstellung der Farce in einen feinen Teig verwandeln, der schließlich wie ein dünnes Blatt über die Walzen gleitet. Auch die Speckblättchen, die kaum die Dicke eines Papiers haben und die Pastete gegen die Ofenhitze schützen sollen, werden von einer Maschine hergestellt. Endlich wären noch die Laminiermaschinen zu erwähnen, welche Teigblätter jeder Dicke liefern, aus denen dann die Krusten und Verzierungen angefertigt werden.

Aus dem Vorstehenden wird sich der Leser ein Bild dieser interessanten Industrie machen können, die alljährlich einen Goldstrom nach Straßburg führt. Daß gerade Straßburgs Gänseleberpasteten einen derartigen Ruf genießen, hat seinen Grund in dem vorzüglichen Rohmaterial, wie es in der Umgebung der elsaß-lothringischen Hauptstadt hervorgebracht wird. Das Gänsemästen ist hier zu einer Fertigkeit geworden, bei der die Erfahrungen eines Jahrhunderts, von Familie zu Familie als Tradition fortgeerbt, verwertet werden. Dazu kommt dann noch die Benutzung der modernsten technischen Hilfsmittel, ein feiner Geschmack und rastloses Studium der Küchenchefs. Denn die Fabrikation der Gänseleberpasteten hat sich heute zu einer förmlichen Wissenschaft entwickelt, wie die Kochbücher- und Menüssammlung der Firma Michel beweist, die nur wenige ihresgleichen hat und zu ihren Schätzen die seltensten gastronomischen Werke vom 14. Jahrhundert ab rechnet.

Daß unter diesen Voraussetzungen unsere Straßburger Spezialität das Entzücken aller Gourmands erregt, ist leicht begreiflich. Fast könnte man den Schlemmer Lukullus bedauern, dem dieser „Ruhm von Straßburg“ auf seiner üppigen Tafel fehlte. In Prosa und Poesie ist die Straßburger Gänseleberpastete von

ihren Freunden verherrlicht worden, und kein anderer als Brillat-Savarin, der bekannte Gastrosoph, hat sie in seiner geistreichen „Physiologie des Geschmackes“ ge-

Privatkontor und gastronomische Bibliothek.

feiert. Savarin ist der berühmte Entdecker der „gastronomischen Probierschüsseln“. Er versteht darunter Schüsseln von anerkanntem Geschmack und solcher Vortrefflichkeit, daß ihr Aufsetzen allein bei jedem Fein-

ſchmecker alle Geſchmackskräfte in Aufregung bringt. Die Macht dieſer Probierſchüſſeln iſt natürlich relativ, das heißt ſie müſſen den Fähigkeiten und Gewohnheiten der einzelnen Geſellſchaftsklaſſen angepaßt ſein. Und zu den vornehmſten Probierſchüſſeln rechnet Savarin — die Straßburger Gänseleberpaſtete.

„Wir waren zu einem Diner von Feinſchmeckern eingeladen," erzählt er. „Nach dem erſten Gange erſchien unter anderem auch ein wahres Gibraltar von einer Straßburger Gänseleberpaſtete. Der Eindruck dieſer Erſcheinung läßt ſich ſchwer beſchreiben. Plötzlich ſchwieg die Unterhaltung. Die allgemeine Aufmerkſamkeit richtete ſich auf die Vorſchneider, und als die Teller verteilt waren, ſah man nach und nach auf allen Geſichtern das Entzücken des Genuſſes und die vollkommene Ruhe der Glückſeligkeit." —

Die begeiſterte Schilderung des geiſtreichen Franzoſen erſcheint vielleicht ebenſo überſchwenglich wie die Dithyramben, welche Gérard in ſeinem Studium über „Das alte Elſaß bei Tiſch" dem zarteſten Erzeugnis ſeiner Heimat widmet. Aber nach wie vor wird die Straßburger Gänseleberpaſtete die Königin im Reiche der Gaſtronomie und die geſchmackvollſte Zierde der vornehmen Tafel bleiben.

Waldzauber.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der Junitag ging zu Ende. Die letzten glührotten Lichter waren verglommen, welche die sinkende Sonne auf den bräunlichen Waldboden gemalt, und endlich verblaßte auch der rosige Streifen fern zwischen den Stämmen. Wie ein heimliches Flüstern ging das Rauschen des Abendwindes durch die Wipfel, und die Schatten der Dämmerung breiteten ihre feinen grauen Schleier über den schweigenden Forst.

Aus der in den Garten führenden Seitentür des einfachen, hochgiebeligen Försterhauses, das wie ein rechtes Jägerheim tief eingebettet lag in die Stille des Waldes, trat ein junges Mädchen. Ihr schlicht gescheiteltes Blondhaar und ihr frisches, anmutiges Gesicht war hell beschienen vom Licht der Windlampe, die sie behutsam in beiden erhobenen Händen trug, und ihre blühende Gestalt nahm sich sehr anmutig aus, wie sie zwischen den Gemüsebeeten und Bohnenpflanzungen der grünumrankten Laube zuschritt.

Ein rotes Pünktchen glühte ihr aus dem dunklen Blätterhintergrunde entgegen. Im Schein der Lampe zeigte es sich, daß es das Feuer der Zigarre eines jungen Mannes gewesen war, der bequem in einem der eisernen Gartenstühle lehnte und der Lichtspenderin entgegenlächelte.

„'s ist eigentlich schade, Marianne, daß du für die Poesie der traulichen Dämmerstunde so wenig empfänglich bist," sagte er scherzend. „Mir ist's die liebste des ganzen Tages, vorausgesetzt natürlich, daß ich sie hier im Walde und an deiner Seite zubringen darf."

Marianne hatte die Lampe auf den Tisch gestellt, wo neben einem Arbeitskörbchen ein Haufen Wäschestücke aufgetürmt war. Während ihre Augen mit warmer Freundlichkeit über den Sprechenden hinstreiften, erwiderte sie: „Das heißt, ich gefalle dir im Dunkeln besser als bei hellem Lampenlicht?"

Gegen eine solche Vermutung aber legte er nachdrücklich Verwahrung ein, indem er das Mädchen trotz leisen Widerstrebens zu sich herüberzog und ihr Haar und ihre Wangen mit herzhaften Küssen bedeckte. Erst als sie sich energisch zur Wehr setzte, gab er sie frei. „So — das für diesmal, obwohl du eigentlich eine viel härtere Strafe verdient hättest. — Ist es denn aber wirklich ganz unerläßlich, daß du dich schon wieder mit dieser schrecklichen Nadel bewaffnest?"

Das junge Mädchen hatte das silberne Hütchen bereits auf die Fingerspitze gestreift und in den Nähkorb gegriffen. „Jawohl, mein Herr Doktor, es ist ganz unerläßlich. Der Vater würde mich schön ansehen, wenn ich mich wegen eines abgerissenen Knopfes bei ihm mit der Poesie der Dämmerstunde entschuldigen wollte."

Doktor Georg Arnhold seufzte in erheuchelter Betrübnis. „Wenn ich nur wüßte, weshalb der Himmel

gerade mir ein so prosaisches Weibchen bestimmt hat! Wie kann man nur inmitten des holdesten Waldzaubers aufwachsen und doch schon mit zwanzig Jahren ein so entsetzlich praktisches Hausmütterchen sein?"

„Einundzwanzig — bitte. Ich liebe es durchaus nicht, mich jünger zu machen, selbst auf die Gefahr hin, daß du mich eines Tages zu alt findest, um mich zu heiraten."

Sie fuhren fort, sich zu necken, obwohl es den Anschein hatte, als ginge Marianne nur dem Verlobten zuliebe auf den scherzenden Ton ein, der ihrem ruhig ernsten Wesen nicht ganz natürlich war.

Als er im Laufe der Unterhaltung wieder einmal ihre Hand eingefangen hatte, um sie zur Strafe für irgend eine angebliche Unart abzuküssen, machte sich Marianne fast erschrocken frei und flüsterte: „Sei vernünftig, Georg — ich höre den Vater kommen."

Dazu brauchte man allerdings kein sonderlich feines Ohr. Denn der markige Schritt des Försters war schon auf beträchtliche Entfernung hin zu vernehmen. Gleich darauf tauchte er vor der Laube auf, deren Öffnung seine mächtige Gestalt beinahe ganz ausfüllte. Bernhard Luthmer war ein schöner Mann vom Schlage der alten germanischen Recken. Seine sechzig Jahre hatten ihm noch nichts von der strotzenden Kraft seiner Muskeln und der soldatischen Straffheit seiner Haltung zu nehmen vermocht. Jugendlich hell blitzten die blauen Augen aus dem energischen wettergebräunten Gesicht, und es war eigentlich nur der ergraute Vollbart, der das vorgerückte Lebensalter des Försters verriet.

Ohne die kurze Weidmannspfeife aus dem Munde zu nehmen, schüttelte er dem Doktor kräftig die Hand. „Guten Abend, Georg! Deine ärztlichen Pflichten scheinen dir nicht besonders zuzusetzen, wenn du jetzt schon wieder bei dem Mädel hocken kannst."

„Leider nein," bestätigte der Angeredete. „Die Bewohner der Walddörfer hier herum sind von einer verzweifelten Gesundheit. Und ich muß meine Hoffnung auf die Besucher der nächsten Sommerfrische setzen, die zuweilen rücksichtsvoll genug sind, sich einen verdorbenen Magen oder ein Schnupfenfieber zuzuziehen."

Der Förster setzte sich an den Tisch, und die Unterhaltung bewegte sich in ruhigen Geleisen weiter. In dem Walde, der ihnen seinen würzigen Odem zuhauchte, herrschte jetzt tiefe Stille, nur ein- oder zweimal unterbrochen von dem fernher klingenden klagenden Geschrei eines Käuzchens.

Da plötzlich hob der Teckel, der vorhin seinem Herrn gefolgt war und sich unter seinen Stuhl gelagert hatte, lauschend den Kopf. Er ließ ein leises Knurren vernehmen und erhob sich dann auf die Füße, um in dem wackligen Trabe, der seinem krummbeinigen Geschlecht eigentümlich ist, dem Gartenpförtchen zuzustreben. Mit lautem Anschlag meldete er die Ankunft irgend eines menschlichen Wesens. Aber der Klang seines Gebells veränderte sich plötzlich in auffälliger Weise.

„Es muß ein guter Bekannter sein," sagte der Förster. „So freudig begrüßt der Waldl nur seine besten Freunde. Sieh doch einmal nach, Marianne."

Das junge Mädchen hatte sich schon erhoben und war vor die Laube hinausgetreten. Mit dem ersten Blick gewahrte sie jenseits des Gartengitters die Silhouette einer weiblichen Gestalt, deren Gesicht sie freilich auch bei besserer Beleuchtung nicht hätte erkennen können, da die späte Besucherin es mit beiden Händen bedeckt hatte. Aber nach wenig Schritten schon wußte Marianne, wer da Einlaß begehrte, und in fliegender Hast legte sie den letzten Teil des kurzen Weges zurück.

„Elfriede!" kam es mit dem Ausdruck höchster

Überraſchung von ihren Lippen. „Mein Gott, Elfriede, biſt du es denn wirklich?“

Ein Schluchzen nur kam ihr als Antwort zurück. Aber die ſchmalen Hände ſanken herab, und im nächſten Augenblick lag die zierliche, von heftigem Weinen geſchüttelte Mädchengeſtalt an ihrer Bruſt.

Marianne duldete die ſtürmiſche Umarmung, aber ſie erwiderte ſie nicht. „So beruhige dich doch!“ ſagte ſie leiſe. „In ſolchem Zuſtande kannſt du unmöglich vor den Vater hintreten. Du weißt, wie wenig man bei ihm mit Tränen ausrichtet.“

Nun endlich brachte die Faſſungsloſe die erſten verſtändlichen Worte heraus. „Ach, ich bin ja ſo unglücklich, Marianne, ſo grenzenlos unglücklich. Ich bin ja nur heimgekommen, weil ich hier ſterben möchte.“

„So ſollſt du nicht ſprechen. Man ſtirbt nicht gleich, wenn man unglücklich iſt. Aber es wird beſſer ſein, wenn der Vater dich jetzt nicht gleich zu Geſicht bekommt. Er iſt nicht allein, und ich möchte nicht dafür einſtehen, daß er dich freundlich empfängt.“

Jetzt erſt ſchien der anderen die kühle Zurückhaltung im Benehmen der Schweſter zum Bewußtſein zu kommen. Sie löſte die Arme von ihrem Halſe und trat einen Schritt zurück. „Du meinſt, daß er mir die Aufnahme verweigern könnte?“

„Vielleicht wäre er in der erſten zornigen Aufwallung dazu im ſtande. Du haſt ihn zu tief gekränkt, Elfriede. Und es iſt nun einmal nicht ſeine Art, auf die erſte reuige Bitte hin zu vergeben. Darum iſt es beſſer, wenn ich dich ins Haus bringe, ohne daß er dich ſieht. Ich gewinne damit Zeit, wenigſtens ſeine erſte Aufregung zu beſchwichtigen.“

Elfriede, an welcher der alte Teckel noch immer in ausgelaſſener Freude emporſprang, ſtand mit geſenktem

Kopfe in unentſchloſſenem Zaudern da. Da ſchallte die rufende Stimme des Förſters aus der Laube herüber, und die Heimgekehrte fuhr in heftigem Erſchrecken zuſammen.

„Ja, ja, ich will alles tun, was du für gut hältſt, Marianne. Ich fürchte mich, ihm unter die Augen zu treten. Ich weiß ja, daß ich ſeinen Zorn verdient habe, und er kann nicht ahnen, wie ſchwer ich meinen Ungehorſam ſchon habe büßen müſſen.“

In weitem Bogen die Laube umgehend, ſchritten ſie zwiſchen den hohen Johannisbeerſträuchern am Rande des Gartens dem Hauſe zu. Erſt im Schein der Hängelampe, die von der Decke der Diele herabhing, konnte Marianne die Schweſter genauer betrachten. Und nun kam es doch wie eine Bewegung des Mitleids über ſie. Das ſchmale feine Antlitz leuchtete ſo erbarmungswürdig weiß aus dem Rahmen wirrer ſchwarzer Löckchen, die ſich an ſeinen Schläfen krauſten. Die großen dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren vom Weinen gerötet, während die Lippen des kleinen kirſchroten Mundes ſchmerzlich verzogen waren wie die eines bekümmerten Kindes.

„Du ſiehſt angegriffen aus, Elfriede. Biſt du denn krank?“

Die Gefragte legte die Hand an die Stirn. „Ach ja, ich glaube. Der Kopf tut mir ſo weh. Auf dem letzten Stück Weges durch den Wald meinte ich bei jedem Schritt zuſammenzubrechen.“

„Du biſt zu Fuß von der Station herübergekommen?“

„Ja. Es war kein Wagen da, und ich hätte auch nicht Geld genug gehabt, ihn zu bezahlen. So ließ ich denn mein Gepäck auf dem Bahnhof zurück und bin gelaufen.“

„Das war ſehr unvernünftig,“ tadelte Marianne.

„Jedenfalls mußt du jetzt gleich ins Bett. Dann werden wir ja sehen, was weiter zu tun ist.“

Sie führte die Schwester, die sich wirklich nur mit Mühe auf den Füßen zu halten schien, die Treppe hinauf bis zu dem großen Giebelzimmer im Obergeschoß, das so viele glückliche Jahre hindurch ihr gemeinschaftliches Heim gewesen war. Elfriedes Bett stand nicht mehr darin, aber Marianne räumte ihr ohne weiteres das ihrige ein und duldete keinen Widerspruch gegen diese Abtretung. Auch ließ sie sich's nicht nehmen, der Schwester beim Entkleiden behilflich zu sein. Aber die weiche Regung verschwand dabei wieder von ihrem Gesicht. Der feine Stoff des modisch geschnittenen Kleides und die spitzenbesetzte Wäsche der Schwester schienen die Schuld daran zu tragen. Dann legte sie das alles so hastig und mit einem so unmutigen Zucken der Lippen beiseite, wie wenn ihr die bloße Berührung dieser Dinge Widerwillen eingeflößt hätte.

„Ich danke dir, Marianne,“ flüsterte die Kranke, als ihr dunkler Kopf müde auf das weiße Kissen gesunken war, „du bist so gut.“

„Es ist keine Güte, wenn ich meine Pflicht tue. Ich bin doch deine Schwester. Du mußt jetzt einen Augenblick allein bleiben, bis ich den Vater unterrichtet habe. Es trifft sich gut, daß gerade ein Arzt im Hause ist. Er soll uns sagen, was es mit deinem Unwohlsein auf sich hat.“

Sie ging hinaus und kehrte zu der Laube zurück.

„Wo steckst du denn, Mädel? Was war denn das für ein geheimnisvoller Besuch?“

Marianne war dicht an die Seite des Vaters getreten und legte die Hand auf seine Schulter. „Ein Besuch, dessen wir uns freuen sollten, Vater. Es war Elfriede.“

Bernhard Luthmer nahm die Pfeife aus dem Munde. Seine blauen Augen öffneten sich fast unnatürlich weit, und sein braunes Gesicht wurde noch um eine Schattierung dunkler. „Was — Elfriede? Sie hätte es gewagt —? Und du — was hast du mit ihr angefangen? Du hast sie doch wieder fortgeschickt?“

„Nein, Vater, so schwer habe ich mich nicht versündigt. Ich habe sie zu Bett gebracht, denn ich fürchte, sie ist krank.“

„So? Deshalb also? Nur weil sie krank und elend ist, weil wahrscheinlich alle Welt sie verlassen hat, findet sie den Weg in ihr Vaterhaus zurück! Aber ich will nichts mit der Komödiantin zu schaffen haben. Wenn du sie aufgenommen hast, ohne mich zu fragen, so hast du's auf deine Verantwortung getan. Sieh zu, daß sie mir nicht zu Gesicht kommt. Denn ich stände für nichts.“

Mit wachsendem Erstaunen war Georg Arnhold dem Gespräch zwischen Vater und Tochter gefolgt. Die Dinge, die da berührt wurden, waren ihm offenbar bis zu diesem Augenblick vollständig fremd gewesen. Es schien, daß er eine Frage auf den Lippen hatte; aber Marianne kam ihm bereits zuvor: „Ich möchte dich bitten, Georg, nach meiner Schwester zu sehen. Vielleicht ist es notwendig, sogleich eine Arznei zu besorgen, oder sonst etwas für sie zu tun.“

Der junge Arzt erhob sich willig.

Marianne aber wandte sich noch einmal an den Vater: „Sie ist gekommen, dich um Verzeihung zu bitten. Und ich werde ihr darum nicht wiederholen, was du mir soeben sagtest. Vielleicht wirst du dich morgen doch entschließen, sie anzuhören.“

„Niemals!“ brach der Förster aus, und seine nervige Faust fuhr mit dumpfem Krachen auf die Tischplatte

nieder. „Ich will sie nicht sehen; sie ist meine Tochter nicht mehr. Ich bin fertig mit ihr!“

Marianne sagte nichts weiter und winkte ihrem Verlobten, ihr zu folgen. Unter den finster zusammengezogenen buschigen Brauen hervor blickten ihnen die scharfen Augen des Försters nach. Unbeweglich wie ein Steinbild saß er da. Er hatte die Pfeife wieder zwischen den Zähnen und blies unablässig so dicke Dampfwolken vor sich hin, daß sie ihn wie ein grauer Nebel umwogten. Plötzlich aber gab es ein vernehmliches Knacken. Er hatte das dicke Hornmundstück der Pfeife durchgebissen, und nun schleuderte er sie mit einer heftigen Bewegung zu Boden, daß die Funken umherstoben. Dann stand er auf und schritt langsam dem Hause zu.

— — — — — — — — — — — —

„Der Vater hat sich zurückgezogen,“ sagte Marianne, als sie eine halbe Stunde später mit ihrem Verlobten wieder durch den Garten ging und einen Blick in die Laube geworfen hatte. „Er will jedenfalls allein sein, und darum ist es besser, wenn du gehst, ohne ihm gute Nacht zu wünschen. — Es ist also nichts Ernstliches mit meiner Schwester?“

Der junge Arzt, dessen gewöhnlich so munteres Gesicht einen auffallend ernsten und nachdenklichen Ausdruck angenommen hatte, schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht. Sie ist offenbar durch körperliche Anstrengungen und vielleicht noch mehr durch eine hochgradige seelische Erregung bis aufs äußerste erschöpft. Symptome einer eigentlichen Krankheit aber habe ich nicht wahrnehmen können. Und ich denke, bei der nötigen Ruhe und Schonung wird sie sich innerhalb einiger Tage erholt haben.“

Marianne nickte, wie wenn sie keine andere Auskunft erwartet hätte. „Es war immer so mit ihr.

Jedesmal, wenn ſie einen Ärger oder einen Kummer hätte, wurde ſie krank. Die Eltern waren in ewiger Sorge um ſie. Und ſie konnte auf ſolche Art alles durchſetzen, was ſie wollte.“

„Ihre Konſtitution iſt jedenfalls zarter, als man es bei einem Mitglied der Familie Luthmer erwarten ſollte. Nie würde es mir eingefallen ſein, ſie für deine Schweſter zu halten. Denn es iſt auch nicht die geringſte Ähnlichkeit zwiſchen dir oder deinem Vater und ihr.“

„Ja, ſie iſt nach meiner verſtorbenen Mutter geartet. Und ſie war immer bei weitem die hübſchere von uns beiden.“

„O, das möchte ich doch nicht geſagt haben,“ wandte Georg etwas zögernd ein. „Ihr ſeid eben von ganz verſchiedenem Typus, und es kann doch ſchließlich jeder ſeine beſonderen Reize haben.“

„Gib dir keine Mühe,“ wehrte ſie ruhig ab. „Ich mache mir durchaus keine Illuſionen, und ich habe meine Schweſter niemals beneidet.“

„Nun, ich glaube allerdings nicht, daß die Arme in dieſem Augenblick irgend jemandes Neid herausfordern könnte. Man brauchte ſie ja nur anzuſehen, um zu erkennen, wie Schweres ſie erlitten haben muß.“

„Wenn es ſo iſt, darf ſie jedenfalls nur ſich ſelbſt deshalb anklagen. Sie hätte ruhig im ſicheren Schutze ihres Elternhauſes bleiben können. Aber ſie hat es ja nicht gewollt.“

Der Doktor erwartete, daß ſie noch etwas hinzufügen würde, und als es nicht geſchah, ſagte er: „Du haſt es immer vermieden, von deiner Schweſter zu ſprechen, und ich hatte keine Veranlaſſung, dich nach ihr zu fragen. Jetzt aber wirſt du mir doch wenigſtens einige Andeutungen machen müſſen, damit ich nicht durch irgend eine ungeſchickte Äußerung Anſtoß errege.“

Marianne dachte einen Augenblick nach, dann erwiderte sie mit sichtlichem Widerstreben: „Es ist kein erfreuliches Thema; aber du hast wohl ein Recht darauf, es zu erfahren. Elfriede hat sich vor etwa einem Jahre von uns losgesagt, um —“ sie zögerte wieder, ehe sie es herausbrachte — „um zum Theater zu gehen.“

Mit einem fast ängstlichen Blick sah sie zu ihrem hochgewachsenen Begleiter auf, und es setzte sie unverkennbar in Erstaunen, daß so gar nichts von Entrüstung auf seinem Gesicht zu lesen war.

„Ich konnte mir's wohl denken,“ sagte er nur, „nachdem dein Vater sie vorhin eine Komödiantin genannt hatte. Wie aber ist sie dazu gekommen? Hier in der Waldeinsamkeit ihres Elternhauses ist die Versuchung doch sicherlich nicht an sie herangetreten.“

„Sie war immer sehr musikalisch, und die Leute behaupteten auch, daß sie eine ungewöhnlich schöne Stimme habe. Ich verstehe nichts davon und kann deshalb nicht beurteilen, ob sie recht hatten. Aber ich war jedenfalls sehr dagegen, als die Gräfin Leusingen vor zwei Jahren dem Vater zuredete, Elfriede zur Vervollkommnung ihrer musikalischen Fertigkeiten nach Berlin zu schicken. Sie war kaum siebzehn Jahre alt, und ich kannte sie gut genug, um zu wissen, wie wenig man sich auf ihre Widerstandskraft verlassen kann. Aber sie setzte es doch durch, und die Briefe, die sie uns schickte, waren immer voll des überschwenglichen Glückes. Sie lebte im Hause eines Musikprofessors, den die Gräfin empfohlen hatte. Und der Vater ahnte natürlich nicht, in wie schlechte Hände er sie gegeben.“

„In schlechte Hände — sagst du?“

„Ja. Denn dort hat man ihr diese unglückselige Theaterleidenschaft in den Kopf gesetzt. Eines Tages, als der Vater energisch auf ihrer Rückkehr bestand —

ſie hätte höchſtens ein Jahr fortbleiben ſollen — kam es heraus. Sie ſchrieb, daß ihr ein Engagement als Sängerin an einem kleinen Stadttheater angeboten worden ſei und es für ſie kein anderes Lebensglück gäbe als die Bühnenlaufbahn. Der Vater war natürlich außer ſich und reiſte nach Berlin, um ſie heimzuholen. Aber als er hinkam, war ſie ſchon fort. Da ſah er ſie als eine Verlorene an und überließ ſie ihrem Schickſal, das ſie ſich ſelbſt bereitet hatte. Aber es war ein furchtbarer Schlag für ihn, denn Elfriede war immer ſein Liebling geweſen. Ich habe ihn niemals ſo geſehen wie in den erſten Wochen nach ſeiner Rückkehr. Und das iſt es, was ich ihr nicht vergeben kann."

„So darfſt du nicht ſprechen, Marianne! Auch wenn deine Schweſter in jugendlicher Verblendung gefehlt haben ſollte, biſt du doch nicht zum Richter über ſie beſtellt. Und das harte Wort iſt dir ja auch gar nicht vom Herzen gekommen. Deine liebevolle Handlungsweiſe von heute abend ſtraft dich Lügen."

Die Zurechtweiſung war im freundlichſten Tone erfolgt, aber ſie ſchien Marianne doch ſchmerzlich berührt zu haben. „Nein, ich bin ihre Richterin nicht," ſagte ſie, „aber mir iſt jede Undankbarkeit in den Tod verhaßt. Und es war ein abſcheulicher Undank, daß ſie dem Vater das antun konnte. Es gibt für ihn nichts Heiligeres als die Ehre ſeines Namens. Und ich bin ſicher, daß er mit Freuden ſeine rechte Hand hergegeben hätte, wenn er es damit hätte ungeſchehen machen können."

„Nun, vielleicht habt ihr beide die Sache etwas zu tragiſch genommen. Es war gewiß ein ſehr übereilter Schritt, den deine Schweſter getan, aber wenn ſie ſonſt ein rechtſchaffenes Mädel geblieben iſt —"

Sie waren während ihres Geſpräches langſam zwi-

ſchen den Beeten auf und nieder gegangen. Bei ſeinen letzten Worten blieb Marianne plötzlich ſtehen, und es zitterte wie Entrüſtung in ihrer Stimme, als ſie ihn unterbrach: „Es würde dir alſo nichts ausmachen, wenn ich etwa morgen ebenfalls den Einfall bekäme, zum Theater zu gehen?“

Nun konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken. „Du? Was für eine Idee, liebſter Schatz! Dagegen würde ich natürlich mit aller Entſchiedenheit proteſtieren. Und zwar vornehmlich deshalb, weil ich dir zwar alle möglichen liebenswürdigen Talente zutraue, nur nicht das Talent zum Komödieſpielen.“

Im Parterregeſchoß klirrte ein Fenſter, und des Förſters dröhnende Stimme rief herüber: „Biſt du noch draußen, Marianne?“

„Ja, Vater.“

„So komm herein. Ich habe mit dir zu reden.“

Damit flog das Fenſter wieder zu.

„Gute Nacht, Georg,“ ſagte ſie haſtig. „In ſeiner augenblicklichen Stimmung darf ich den Vater nicht warten laſſen.“

Er hatte ſich ihrer Hand bemächtigt und blieb noch an ihrer Seite, während ſie eilig dem Hauſe zuſchritt. „Du wirſt bei ihm ein gutes Wort für deine Schweſter einlegen — nicht wahr? Das arme Weſen ſieht dem kommenden Gericht offenbar mit großer Angſt entgegen. Und wer weiß, ob ſie nicht ohnedies ſchon härter beſtraft worden iſt, als ſie's verdient hat.“

„Ich werde den Vater nicht gegen ſie aufreizen. Wenn er nur erſt eingewilligt hat, ſie zu ſehen, wird ſie bei ihm denſelben Fürſprecher haben, der dich ſo ſchnell zu ihrem Ritter gemacht hat.“

„Einen Fürſprecher?“ fragte er verſtändnislos.

„Nun, ihr hübſches Geſicht,“ klang es zurück, „und

ihre Augen, denen seit den Tagen ihrer Kindheit noch niemand etwas abzuschlagen vermocht hat. Du darfst ihretwegen wirklich ganz unbesorgt sein."

„Und jetzt, mein Abschiedskuß, Schatz? Als Honorar für ärztliche Bemühung hatte ich eigentlich auf ihrer mehrere gerechnet."

Er wollte seinen Arm um sie legen; aber Marianne wußte sich ihm geschickt zu entwinden. „Nicht hier, Georg! Die Mägde und die Jägerburschen im Hause können uns ja sehen."

Sie war ihm schon entschlüpft, ehe er noch hätte einen neuen Versuch machen können, sie zu halten. Es lag wie eine leichte Verstimmung auf seinem Gesicht, als er auf wohlbekanntem Wege durch den stillen Wald dem unfern gelegenen großen Dorfe zuschritt, in dem er sich auf Veranlassung des Grafen Lensingen vor einem halben Jahre als Arzt niedergelassen.

2.

Gesättigt vom balsamischen Harzduft der erwachenden Bäume strich die frische Morgenluft über den Garten des Försterhauses hin, als Bernhard Luthmer in grauer Jagdjoppe, den verschossenen Lodenhut auf dem mächtigen Haupte, heraustrat, um nach seinen Hunden zu pfeifen. Er sah nicht anders aus als gewöhnlich; aber er hatte beständig ein Büschel von seinen grauen Schnurrbarthaaren zwischen den Zähnen.

Die braune Hühnerhündin Diana tat unter solchen Umständen nicht wohl daran, sich drei- oder viermal vergeblich rufen zu lassen. Und als sie endlich im Bewußtsein ihres sträflichen Ungehorsams heranschlich, bekam sie denn auch die schwere Hand des Försters recht nachdrücklich zu fühlen. Ihr weithin schallendes

klägliches Wehegeheul trug allein die Schuld, daß das scharfe Ohr des Försters das Geräusch des langsam näher kommenden leichten Schrittes und das leise Rascheln der Frauengewänder hinter seinem Rücken überhört hatte. Plötzlich aber mußte irgend ein instinktives Empfinden ihm die Nähe eines menschlichen Wesens verraten haben, denn mit einer ungestümen Bewegung fuhr er herum.

„Du?!“

Die Adern an seinen Schläfen waren hoch aufgeschwollen. Die Hand ballte sich zur Faust. Mit einem funkelnden Blick umfaßte er die zierliche Gestalt seiner Tochter, die fertig angekleidet vor ihm stand, den grauen Reisemantel über dem Kleide und den nach hiesigen Begriffen vielleicht etwas zu verwegenen breitrandigen Hut auf dem lockigen schwarzen Haar.

„Vater!“ Das war alles, was sie unter der Wirkung dieses furchtbaren Blickes herausbrachte. Und der Förster ließ ihr nicht Zeit, ihren wankenden Mut zusammenzuraffen. Ohne der Tochter auch nur noch ein einziges weiteres Wort zu gönnen, ging er, weit ausschreitend, dem Gartenpförtchen zu. Aber noch ehe er es ganz erreicht hatte, blieb er stehen und blickte mit einer halben Drehung des Kopfes nach rückwärts. Er sah die großen dunklen Augen Elfriedes auf sich gerichtet und sah, wie sie die Hände auf die Brust gepreßt hatte, mit einer rührenden Gebärde hilflosen Kummers, die gewiß nichts Theatralisches hatte.

„Ich denke, du bist krank,“ knurrte er. „Und nun sehe ich dich da in vollem Staat. Wohin willst du denn gehen? Zu deinem Komödiantenvolk zurück?“

Elfriede schüttelte den Kopf. „Nein, Vater, das ist vorbei — ein für allemal vorbei.“

„Wirklich? Nun, mir kann's einerlei sein. Aber

wenn du nicht dahin zurück willst, wohin willst du denn sonst?"

„Ich weiß nicht — ich will nur fort. Irgendwohin in einen Winkel, wo ich ungesehen sterben kann."

„Unsinn!" polterte er. „Sterben — was ist das für ein Geschwätz! Und wer hat dich gehen heißen? Hat man dir denn die Tür gewiesen?"

„Nein. Aber ich sehe ja, daß dir mein Anblick zuwider ist. Und wenn du mir nicht verzeihen kannst, Vater, kann ich es auch nicht ertragen, unter deinem Dache zu leben."

Ganz langsam, mit zögernden Schritten, wie wenn er gegen seinen Willen irgend einem unwiderstehlichen Zwange gehorche, war der Förster ihr wieder näher gekommen. Vielleicht waren es die großen, todestraurigen Augen seines Kindes gewesen, die ihn dazu zwangen.

„Verzeihen? Du hast dir das sehr leicht gedacht, wie es scheint. Ein Frevel wie der deinige ist nicht mit einem einzigen Wort wieder ausgelöscht."

„Und doch bitte ich dich, Vater, mir zu vergeben. Ich habe ja so schwer gebüßt."

Mit ungestüm atmender Brust stand er dem zierlichen Geschöpf, dessen Kopf ihm kaum bis zur Brust reichte, gegenüber. Und plötzlich erfaßte er sie mit eisernem Griff an beiden Armen.

„Kannst du mir wirklich noch mit reinem Gewissen in die Augen sehen? Kannst du mir schwören — versteh mich recht, Mädchen: schwören, sage ich — daß du mir keine Schande gemacht hast, daß ich mein Haus nicht besudele, wenn ich dich wieder darin aufnehme?"

Der Druck seiner Finger verursachte ihr Schmerz, aber sie verzog das Gesicht nicht und sah ihm mit großem, vollem Blick in die forschenden Augen. „Ich schwöre es, Vater," sagte sie leise.

Da atmete er tief auf und ließ ihre Arme frei. „Nun denn, in Gottes Namen, so bleib! Aber es darf nichts von dem Vergangenen gesprochen werden — hörst du? — Kein Wort! Ich könnte es nicht ertragen.“

Und ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen, ging er mit starken Schritten davon.

— — — — — — — — — — — —

Doktor Georg Arnhold erschien an diesem Abend eine halbe Stunde früher als gewöhnlich im Försterhause. Und er fand zu seiner angenehmen Überraschung die ganze Familie Luthmer in der Laube beisammen. Der Förster rauchte und las anscheinend sehr eifrig in einer alten Nummer seines weidmännischen Leibblattes, die er sicherlich von der ersten bis zur letzten Zeile schon beinahe auswendig wußte. Marianne war wie gewöhnlich mit ihrer Näharbeit beschäftigt, in einem bequemen Korbstuhl aber, der noch aus der letzten Lebenszeit der von langer Krankheit heimgesuchten Försterin stammte, ruhte, von einer getigerten Reisedecke halb umhüllt, Elfriedes zarte Gestalt. Sie trug nicht mehr das elegant geschnittene Kostüm, in welchem sie gestern angekommen war, sondern ein sehr einfaches Kleid, das wohl noch aus der Zeit vor ihrer Berliner Reise stammte. Sie sah darin trotz ihrer neunzehn Jahre aus wie ein eben erst zur Jungfrau erblühendes Kind. Und da sie wegen der noch immer anhaltenden Kopfschmerzen ihr dunkles Haar ganz aufgelöst hatte, konnte sich Georg Arnhold dem Eindruck nicht entziehen, daß sie wirklich unendlich viel reizender sei als seine Verlobte, deren Schönheit in der Hauptsache eigentlich nur in der Frische ihres Teints und in den sonstigen Anzeichen einer blühenden Gesundheit bestand.

Die erſten Minuten nach der Begrüßung trugen noch den Charakter einer etwas peinlichen Verlegenheit. Denn da Georg nicht wußte, wie ſich inzwiſchen das Verhältnis der Heimgekehrten zu ihren Angehörigen geſtaltet habe, mußte er in ſeinen Äußerungen wohl oder übel die vorſichtigſte Zurückhaltung beobachten. Er hatte einige Fragen nach ihrem Befinden an Elfriede gerichtet, und ſie hatte ihm mit leiſer Stimme darauf geantwortet, mit einer Stimme, deren weicher und noch beinahe kindlich heller Klang ihn überaus ſympathiſch berührte. Dann aber, als der Förſter beharrlich in ſeiner Lektüre fortfuhr, und auch Marianne ſehr wenig zum Plaudern aufgelegt ſchien, gab es ein längeres Schweigen, bis Georg ſich erinnerte, daß er glücklicherweiſe ein Mittel beſitze, das Eis zu brechen.

Er zog einen Brief aus der Taſche, und indem er näher an Marianne heranrückte, ſagte er: „Weißt du auch, Schatz, daß heute in Geſtalt dieſes Briefes der Verſucher an mich herangetreten iſt? Soll ich dir verraten, was darin ſteht?“

Sie zeigte durchaus keine Neugierde und ließ keinen Moment ihre Arbeit ruhen. „Wenn es für dich von Bedeutung iſt, Georg, wird es mich natürlich ſehr intereſſieren,“ erwiderte ſie ruhig.

„Nun denn, es iſt eine förmliche Berufung, ein für meine Verhältniſſe geradezu glänzender Antrag. Profeſſor Herbold, bei dem ich eine Zeitlang als Volontärarzt tätig geweſen bin, will mich als erſten Aſſiſtenten für ſeine große Privatklinik engagieren. Das Jahresgehalt iſt größer als die Honorarſumme, die ich hier ſelbſt während dreier Jahre zuſammenbringen könnte. Und dazu noch eine geräumige Dienſtwohnung, freie Station für mich wie für meine gegenwärtige oder zukünftige Familie. Iſt das nicht ein verlockendes Anerbieten?“

Nun waren die emsigen Finger doch zur Ruhe gekommen, und auch der Förster hatte seine Lektüre unterbrochen. Erwartungsvoll blickten beide auf den jungen Arzt, der sich ersichtlich ein wenig an ihrer Spannung weidete.

„Nun?“ fragte Marianne endlich. „Was hast du beschlossen?“

„Abgelehnt habe ich. Mit gebührendem Dank zwar, aber mit nicht minderer Entschiedenheit. Nicht einmal um den Preis einer ordentlichen Professur würde ich mich entschließen, in eine Großstadt zurückzukehren, nachdem ich die Reize des Lebens in der Natur einmal kennen gelernt habe. Dein Wald hat mir's angetan, Vater Luthmer! Ich bin seinem Zauber verfallen, und er läßt mich nicht wieder los.“

Der Förster, dessen ernstes Gesicht sich ein wenig aufgehellt hatte, nickte. Die Anerkennung aber, die Georg auch von Marianne erwartet haben mochte, wurde ihm nicht zu teil.

„Ich weiß nicht, ob du recht getan hast,“ sagte sie. „Wenn sich dir wirklich ein weiteres Arbeitsfeld und eine bessere Aussicht in die Zukunft bot, so hättest du wohl eigentlich die Pflicht gehabt, dem Rufe zu folgen.“

„Würdest du dich dann entschlossen haben, von hier fortzugehen? Hängst du nicht auch mit ganzem Herzen an dem Walde, in dem du geboren und aufgewachsen bist?“

„O ja, ich habe ihn sehr lieb. Aber das würde mich doch niemals gehindert haben, einen durch die Umstände gebotenen Entschluß zu fassen. Schließlich ist es doch nicht unsere Umgebung, die den Zweck und den Inhalt unseres Lebens ausmacht, sondern das, was wir in dieser Umgebung wirken.“

Das klang gewiß sehr verständig, und es ließ sich

nicht gut etwas dagegen einwenden. Aber gerade in ihrer kühlen, vernünftigen Überlegung war etwas, das den jungen Arzt heute zum Widerspruch reizte. Seine Liebe zur Natur war ihm wirklich Herzenssache. Mit einer Wärme, die seinen Worten einen fast dichterischen Schwung verlieh, gab er diesem Empfinden Ausdruck. Er schilderte, wie sich ihm, dem in dem Lärm der Straßen aufgewachsenen Großstädter, erst hier der Zauber der Natur erschlossen habe und wie ihm der Wald zu einem lieben, vertrauten Freunde geworden, dessen Sprache er verstehen gelernt hätte, und bei dem er ein sympathisches Echo fände für jede seiner Stimmungen.

„Ich bin überzeugt, daß es mich immer wieder hierher zurückziehen würde," schloß er seine Rede, „und daß das Heimweh nach dem Walde mich nicht los ließe, wo immer ich auch bin."

Der Förster klopfte seine Pfeife aus und brummte etwas Unverständliches. Gewiß war er derselben Meinung wie sein künftiger Schwiegersohn; aber die Gedanken des Doktors und seine Ausdrucksweise hatten ihm einen zu hohen Flug genommen, und alles Überschwengliche mutete seine einfache, kernige Natur wie etwas Unwahrhaftiges an.

Marianne saß tief über ihre Arbeit gebeugt und nähte, als gelte es, den Lebensunterhalt damit zu verdienen. Elfriedes dunkle Augen aber hingen groß und leuchtend an dem Gesicht ihres Schwagers. Und wie ihre Blicke sich jetzt begegneten, da wußte er, daß sie allein ihn verstanden habe.

3.

Anfangs fast unmerklich, doch stetig und unaufhaltsam hatte sich die Veränderung vollzogen, die das Leben im Försterhause durch Elfriedes Rückkehr erfahren.

Die brummige Stimmung des Försters, seine Schweigsamkeit und die demonstrative Absichtlichkeit, mit der er seine jüngere Tochter übersah, waren nicht von langer Dauer gewesen. Immer häufiger hatte er über seine Zeitung hinweg verstohlen zu ihr hinübergesehen, wenn sie des Abends beieinander saßen, immer weniger unfreundlich hatte er ihren zaghaften Gruß erwidert. Und je mehr sich der Gesundheitszustand der jungen Künstlerin besserte, je anmutiger sich ihre schmalen Wangen rundeten und je lieblicher die Rosen auf ihnen erblühten, desto augenfälliger besserte sich auch Bernhard Luthmers Laune.

Trotzdem würde sich die alte Unbefangenheit zwischen ihm und Elfriede wohl noch nicht so bald wieder eingestellt haben, wenn nicht Georgs frischer Humor ebenso taktvoll als unauffällig den Vermittler gemacht hätte.

Bis zu seiner Ankunft wurde in der Regel nur sehr wenig zwischen den dreien gesprochen, denn Marianne, die freilich auch sonst immer einer gewissen Anregung bedurft hatte, um sich lebhafter zu äußern, schien von Tag zu Tag stiller zu werden, wenn sie auch niemals unfreundlich gegen Elfriede war. Namentlich wenn der Vater sich zu ihnen gesellte, pflegte sie ganz zu verstummen. Da war es denn nur natürlich, daß ihre Schwester mit kaum verhehlter Ungeduld Georgs Erscheinen erwartete, und daß sie sich kaum bemühte, ihre Freude zu verbergen, wenn er kam.

Denn es war, als ginge ein frischer Lufthauch von ihm aus, der die schwüle Atmosphäre rasch zerstreute. Er war niemals heiterer und gesprächiger gewesen als in diesen ersten Wochen nach der Heimkehr seiner jungen Schwägerin. Aber seine Fröhlichkeit äußerte sich nicht mehr wie sonst in harmlosen Neckereien mit Marianne und in allerlei drolligen Klagen über

ihre hausmütterliche Nüchternheit, sondern in einem beredten Interesse an hundert Dingen, die früher kaum jemals in ihren Gesprächen berührt worden waren. Und immer wußte er diesen Dingen eine Seite abzugewinnen, die sie sowohl dem schlichten Durchschnittsverstand des Försters als dem feineren Empfinden Elfriedes interessant machte. Es kam jedesmal zu lebhaftem Meinungsaustausch, bei dem es sich auf die natürlichste Weise von der Welt ergab, daß auch zwischen Vater und Tochter Rede und Gegenrede freundlich hinüber- wie herüberflog. Und an jedem Abend fiel ein Stückchen mehr von der unsichtbaren Schranke, die Elfriedes Auflehnung gegen den väterlichen Willen zwischen ihnen aufgerichtet hatte.

Daß Marianne sich wenig an diesem Geplauder zu beteiligen pflegte, kam ihnen zuletzt kaum noch zum Bewußtsein. Anfangs wohl hatte ihr Verlobter manchmal die Empfindung gehabt, daß sie zu sehr im Schatten bleibe neben ihrer lebhaften Schwester, und er hatte dann, um solches Gefühl nicht in ihr aufkommen zu lassen, das Wort mehr an sie gerichtet. Aber ihre einsilbigen Erwiderungen hatten ihn bald verdrossen. Und da überdies ihre unveränderte Ruhe nicht die Vermutung wachrufen konnte, daß sie sich zurückgesetzt fühle, hatte er sie schließlich ihrer Tätigkeit überlassen, die ihr offenbar wichtiger und interessanter war als die Dinge, von denen die anderen sich unterhielten.

Dabei war aber bis zu dieser Stunde von allen Beteiligten buchstäblich innegehalten worden, was der Förster zur Bedingung gemacht hatte, als er die verlorene Tochter wieder aufgenommen in sein Haus. Mit keinem Wort war der Vergangenheit Erwähnung geschehen, soweit sie zwischen Elfriedes Abreise nach Berlin und ihrer Heimkehr lag. Niemand hatte eine

Frage nach ihren Erlebnissen an sie gerichtet oder nach der Natur des Mißgeschicks, von dem sie als eine Verzweifelnde in das Elternhaus zurückgetrieben worden war.

Um die Mitte des Monats Juli kehrte Graf Leusingen, in dessen Diensten der Förster stand, mit seiner Familie auf sein unweit der Försterei gelegenes Schloß Hohenhainburg zurück. Er war der reichste Großgrundbesitzer der Provinz und genoß auf seinen weit ausgedehnten Gütern fast das Ansehen eines regierenden Fürsten. Bernhard Luthmer stand bei ihm in besonderer Gunst. Und wenn die Herrschaften nicht gerade vornehme Gäste hatten, wurde der einfache Mann oftmals Abends mit dem Güterdirektor zu einer Spielpartie in das Schloß geladen.

So geschah es auch diesmal bald nach der Rückkehr der gräflichen Familie. Und als Arnhold zur gewohnten Stunde im Försterhause erschien, sah er sich zum ersten Male mit den beiden Schwestern allein.

Es war ein regnerischer Abend, und man war deshalb genötigt, ihn im Zimmer zu verbringen. Marianne steckte wie immer tief in der Arbeit, und auch Elfriede saß über einer Stickerei, die sie vor einigen Tagen begonnen hatte. Sie hatte längst die letzten Nachwehen ihrer damaligen Erschöpfung überwunden, und es schien, daß sie auch den Kummer überwunden habe, der sie an jenem Abend so sterbenstraurig gemacht, denn auf ihrem frischer gefärbten Antlitz lag ein Ausdruck sonniger Heiterkeit, und ein paar allerliebste Schelmenteufelchen lachten in ihren Augen, als sie bei der Begrüßung ein Scherzwort ihres Schwagers mit gleicher Münze heimzahlte.

Nach einer Weile wurde Marianne durch irgend eine ihrer vielen wirtschaftlichen Obliegenheiten abgerufen, und Minute auf Minute verging, ohne daß

ſie zurückkehrte. Das anfänglich recht muntere Geplauder zwiſchen den beiden Zurückgebliebenen war mehr und mehr ins Stocken geraten, ſeitdem ſie allein miteinander waren, ohne daß eines von ihnen ſich über die Urſache hätte Rechenſchaft geben können. Da fiel der Blick des jungen Arztes auf das alte Klavier in der Fenſterecke, das, ſolange er im Förſterhauſe verkehrte, noch niemand geöffnet hatte, und einer plötzlichen Eingebung folgend, ſagte er: „Wiſſen Sie, Elfriede, was ich mir ſchon lange gewünſcht habe? Ich möchte Sie einmal ſingen hören — wäre es auch nur irgend ein kleines Lied. Im Beiſein Ihres Vaters wagte ich Sie natürlich nicht darum zu bitten; heute aber könnten Sie mir wohl meinen Wunſch erfüllen.“

Es ſtand ihr auf dem Geſicht geſchrieben, wie gern ſie dazu bereit war; aber ſie zögerte trotzdem und meinte: „Ich fürchte, daß es Marianne nicht recht ſein würde, wenn ich ſänge.“

„Was ſollte ſie dagegen einzuwenden haben, wenn Sie es auf meine Bitte tun?“

Er hatte ſchon das Klavier geöffnet und ein paar Akkorde gegriffen. Das Inſtrument hatte einen dünnen Klang und war arg verſtimmt, für die Begleitung eines Liedes aber mochte es immerhin noch ausreichen. Und Elfriede ſträubte ſich denn auch nicht länger, dem Willen ihres Schwagers Genüge zu tun.

„Ich habe keine Noten hier,“ ſagte ſie, „und kann nur irgend etwas ſingen, was ich gerade im Gedächtnis habe.“

Sie präludierte zu einem leichten, tändelnden Frühlingsliedchen, und Georg lauſchte mit Entzücken dem bezaubernd ſüßen Klang ihrer friſchen Stimme. Für den weiten Raum eines Theaters war dieſe Stimme vielleicht zu klein, hier im Zimmer aber dünkte ſie dem

Zuhörer reiner und wohllautender als irgend eine, die er bisher vernommen.

Unumwunden gab er seiner freudigen Anerkennung Ausdruck, als sie geendet, und Elfriedes beglücktes Lächeln verriet, wie sehr sein Lob sie erfreute. Sie ließ sich gar nicht lange nötigen, dem ersten Liede noch eines und immer noch eines folgen zu lassen, so daß ihnen die Viertelstunden wie im Fluge dahingingen, und daß sie gar nicht dazu kamen, sich über Mariannes merkwürdig langes Ausbleiben irgend welche Gedanken zu machen.

Elfriede mußte eine Weile nachdenken, um noch etwas zu finden. „Wie gefällt Ihnen das?“ sagte sie endlich. „Es ist etwas schwermütig und herbe, aber es hat gerade deshalb immer einen ganz eigenen Reiz für mich gehabt.“

Und sie sang:

„Hätt' es nimmer gedacht,
Daß ein Strom, so heiß,
Im Winter würd'
Zu starrem Eis!
Daß ein Ringlein von Gold,
So den Finger schmückt,
Wie ein Mühlstein schwer
Auf die Seele drückt!
Daß nach prangendem Tag
So kalt die Nacht,
Und so krank das Herz!
Hätt' es nie gedacht.“ — —

„Du mußt jetzt aufhören, Elfriede! Der Vater kann in jedem Augenblick kommen!“

Sie waren beide erschrocken zusammengefahren, als diese Worte Mariannes an ihr Ohr schlugen. Keines von ihnen hatte bemerkt, daß sie schon seit dem Beginn

des letzten Liedes auf der Schwelle geſtanden hatte, und nun ſchauten ſie ohne eigentlichen Grund ſo befangen drein, wie wenn ſie auf einem Unrecht ertappt worden wären. Haſtig ſchloß Elfriede das Inſtrument, und es war wirklich die höchſte Zeit dazu geweſen, denn kaum zwei Minuten ſpäter erklang draußen der ſchwere Schritt des Förſters, und er trat ins Zimmer, ganz naß vom Regen, aber in beſter Laune.

„Eine große Neuigkeit, lieber Doktor!“ ſagte er, indem er Georg die Hand ſchüttelte. „Der Graf hat mir heute abend mitgeteilt, daß das Pächterhaus, in dem ihr euer Neſt einrichten wollt, ſchon im Herbſt frei wird. Da können wir alſo die Hochzeit um ein paar Monate früher anſetzen, wie du's ja ſo ſehnlich wünſchteſt.“

Der junge Arzt ſchien von der Freudenkunde ſo überraſcht, daß er nicht gleich den rechten Ausdruck fand für ſein Entzücken. „In der Tat — das wäre ja ausgezeichnet,“ ſagte er nur.

Hinter ihm aber erklang Mariannes ruhige Stimme: „Wollen wir's nicht lieber bei der bisherigen Abrede laſſen, Vater? In ſo kurzer Zeit würde ich meine Ausſteuer gar nicht fertig bringen.“

Doch Bernhard Luthmer hatte ſich's einmal in den Kopf geſetzt, ihnen dieſe Freude zu bereiten. „Ach, papperlapapp! Dann nehmen wir eben ein paar Näherinnen ins Haus. Und Elfriede iſt doch auch da, um dir zu helfen.“

„Elfriede? — Nein! — Das iſt keine Arbeit für ſie. Und ich mache mir das ſchon lieber allein.“

Der Förſter ſah ſie verwundert an; dann aber ging er mit einem Achſelzucken darüber hinweg. „Nun, das ſind Frauenzimmerſachen, um die ich mich nicht kümmern mag. Und was die Hochzeit betrifft, ſo werde ich das

ſchon mit Georg ins reine bringen. Für heute aber muß ich dich nach Haus ſchicken, mein Junge. Ich will zeitig ins Bett, weil wir morgen mit den Vorbereitungen für die großen Treibjagden beginnen. Es werden diesmal beſonders viele Gäſte im Schloſſe erwartet."

Als Elfriede ihrem künftigen Schwager an dieſem Abend die Hand zum Abſchied reichte, vermied ſie es, ihn anzuſehen, und er war verwundert darüber, wie eiskalt ihre ſchmalen Finger in den ſeinigen lagen. Marianne begleitete ihn nicht wie ſonſt vor das Haus, ſondern nur bis an die Tür des Zimmers, und, wie ſie es immer tat, wenn andere zugegen waren, reichte ſie ihm nicht ihre Lippen, ſondern nur ihre Wange zum Kuſſe dar.

Ihm aber klangen, während er durch den dunklen, regentriefenden Wald heimwärts ſchritt, beſtändig die Worte aus Elfriedes letztem Liede im Ohre nach:

„Daß ein Ringlein von Gold,
So den Finger ſchmückt,
Wie ein Mühlſtein ſchwer
Auf die Seele drückt!
Daß nach prangendem Tag
So kalt die Nacht,
Und ſo krank das Herz!
Hätt' es nie gedacht." — —

4.

Das Jagdmahl im Schloſſe, das nach gutem Brauch die große Treibjagd beſchloß, näherte ſich ſeinem Ende. Die Geſellſchaft beſtand nur aus Herren, und Graf Leuſingen hatte ſeinen Weinkeller nicht geſchont. So war es nicht gerade verwunderlich, daß die Stimmung

eine sehr ausgelassene geworden war, und daß die Wogen der Fröhlichkeit hoch gingen.

Auch Bernhard Luthmer, der heute ja eine der wichtigsten Persönlichkeiten gewesen war, befand sich unter den Gästen. Er hatte guten Grund, mit dem Verlauf der Jagd zufrieden zu sein, und er hatte auch die Anerkennung des Grafen im reichsten Maße geerntet. Deshalb befand er sich in bester Laune und erheiterte seine nähere Umgebung durch allerlei lustige kleine Geschichten, wie man sie nur in besonders guten Stunden aus ihm herausbrachte. Seine mehr oder weniger vornehmen Tischgenossen fanden lebhaftes Vergnügen an der urwüchsigen Treuherzigkeit des graubärtigen Riesen, und immer aufs neue mußte er dem einen oder dem anderen Bescheid tun.

Da trat inmitten des allgemeinen Gelächters, das eine seiner Schnurren hervorgerufen hatte, ein hübscher junger Mann von etwas blasiertem Aussehen mit dem gefüllten Champagnerkelch in der Hand an seinen Stuhl. Er hatte wohl schon ziemlich viel getrunken, denn seine Augen schwammen in einem etwas verdächtigen Glanze, und auch seine Zunge gehorchte ihm nur noch mit einigem Widerstreben.

„Prosit, Herr Förster!“ sagte er. „Sie sind ja ein famoses Haus. Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle — Egon Königswerth.“

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich heiße Bernhard Luthmer.“

Der junge Mann riß die Augen weit auf. „Wie sagen Sie? — Luthmer? Ist ja prächtig. Nun muß ich erst recht mit Ihnen trinken Prosit! — Und wissen Sie auch, weshalb?“

„Ich kann's leider nicht erraten, Herr Königswerth.“

„Weil Sie Luthmer heißen — aus keinem anderen

Grunde, auf meine Ehre! Denn es ſind die ſchönſten Erinnerungen meines Lebens, die Ihr Name in mir wachruft. Ein verklungenes Liebeslied, Herr Förſter — aber eines, das ich gern noch eine Weile weitergeſungen hätte.“

Nun geſellte ſich noch ein anderer, der ebenfalls vom unteren Ende des Tiſches aufgeſtanden war, zu ihnen. Er hatte die letzten Worte gehört und miſchte ſich lachend ein: „Aber Königswerth, ſind Sie ſchon betrunken, daß Sie anfangen, dem alten Herrn Ihre Liebesabenteuer zu erzählen?“

„Fällt mir nicht ein. War nur eine zufällige Namensverwandtſchaft, die mich ein bißchen ſentimental machte. Wiſſen Sie, Baron, wie dieſer wackere Förſter heißt? Luthmer heißt er. Nun werden Sie, wie ich denke, verſtehen.“

„Allerdings,“ beſtätigte der andere mit gutmütigem Spott. „Und ich würde es ſogar begreifen, wenn Sie dem Andenken Ihrer kleinen durchgebrannten Herzenskönigin nicht nur ein ſtilles Glas, ſondern auch ein paar ſtille Tränen widmeten. Ein Juwel wie die kleine Luthmer findet ſelbſt der Erbe des Bankhauſes Königswerth nicht alle Tage.“

„Reden wir nicht mehr von ihr, Baron! Sie haben ſie nicht gekannt, wie ich ſie gekannt habe. Sie war nicht wie die übrigen, und ich werde mir's nie verzeihen, daß ich mich in dieſem Fall wie ein Eſel benommen habe.“

„Ah bah — bilden Sie ſich nur nichts ein. Sie wird nicht aus anderem Holze gewachſen ſein als ihre hübſchen Kolleginnen. Und ſie hat Ihnen den Laufpaß gegeben, weil ſie was Beſſeres gefunden. — Auf Ihre Geſundheit, Herr Förſter! — Und auf die Geſundheit Ihrer ſchönen Namensſchweſter, von der wir hier reden!“

Mechaniſch hatte der Förſter, dem kein Wort der unmittelbar an ſeiner Seite geführten Unterhaltung entgangen war, nach ſeinem Glaſe gegriffen, aber als er es kaum um eine Handbreit erhoben hatte, ſtieß er es ſo heftig auf den Tiſch zurück, daß es zerbrach und ihm nur der Fuß in den Fingern blieb. „Laſſen Sie mich in Ruhe!“ knurrte er grimmig. „Was kümmern mich Ihre Liebesgeſchichten!“

Und ehe noch die beiden jungen Leute recht begriffen, ob ſie die unhöfliche Abweiſung für Ernſt oder Scherz zu nehmen hatten, war er aufgeſtanden und kerzengerade zur Tür des Speiſeſaales hinausgegangen.

„Er hat genug,“ ſagte der Baron mit einem Achſelzucken, während Königswerth dem Fortgehenden verdutzt nachblickte. „Man ſoll in der Vertraulichkeit mit ſolchen Leuten niemals zu weit gehen.“ —

Aber der Förſter war nicht betrunken. Wenn die Geiſter des Weines vielleicht vorübergehend eine gewiſſe Herrſchaft über ihn gehabt hatten, ſo war doch der leichte Rauſch jetzt vollſtändig verflogen. Er ließ ſich von dem Lakaien in der Garderobe ſeinen Hut und ſeinen Hirſchfänger geben und verließ das Schloß. Die Hitze da drinnen war ihm mit einem Male unerträglich geworden, denn es war ihm aus der Bruſt empor ſo ſiedend heiß in Stirn und Schläfen geſtiegen, daß er für einen Moment nichts anderes geglaubt hatte, als der Schlag müßte ihn treffen.

Nun, als er drunten im Park wieder in vollen Zügen die freie Gotteslufft atmete, wurde ihm beſſer, und auch das unſinnige Pochen ſeines Herzens begann ſich zu beſänftigen.

„Es iſt Wahnſinn!“ ſagte er laut vor ſich hin. „Sie kann es ja gar nicht geweſen ſein.“

Als er ſeine Wohnung erreichte, zeigte ſein Ausſehen

keine Veränderung mehr gegen sonst, und es bedurfte schon der durch die kindliche Liebe geschärften Augen Mariannes, um dennoch auf den ersten Blick wahrzunehmen, daß etwas Außergewöhnliches mit ihm vorgegangen war.

„Wo ist Elfriede?“ fragte er.

Sie war froh, daß sie ihm der Wahrheit gemäß antworten konnte, die Schwester sei auf einem Spaziergang im Walde.

„Weshalb geht sie spazieren,“ fuhr er auf, „während du hier im Hause schaffst? Du solltest sie lieber unterweisen, daß sie deinen Platz einnehmen kann, wenn du Georgs Frau geworden bist.“

„Bis dahin wird schon Rat werden, Vater. Hast du Unannehmlichkeiten gehabt oben im Schlosse?“

„Ach was — Unannehmlichkeiten! — Ein betrunkenes Herrchen hat etwas geschwätzt, das mich verdrossen hat, obwohl mich's im Grunde verteufelt wenig anging. — Wie lange wird sie denn ausbleiben?“

„Das ist ungewiß. Manchmal bleibt sie bis zum Dunkelwerden draußen. Sie hat ja auch jetzt kein anderes Vergnügen mehr als das.“

„Vielleicht bedauerst du sie deshalb — wie? Als sie noch bei den Komödianten war, hatte sie wohl allerdings andere Zerstreuungen. Mögen hübsche Geschichten sein, die sie dir davon erzählt hat!“

„Ich habe mit Elfriede noch nie über ihre Erlebnisse beim Theater gesprochen. Aber ich glaube nicht, Vater, daß sie etwas Unrechtes getan hat.“

„Du glaubst es nicht —“ ahmte er mit mühsam niedergehaltenem Grimm ihren ruhigen Tonfall nach — „wie das klingt! Gerade so, als hieltest du es auch nicht gerade für ein Unglück, wenn es anders wäre. Aber ich sage dir, wenn es doch sein könnte — wenn

es meine Tochter gewesen ist, von der diese Burschen da oben gesprochen — —“

Seine Schultern bebten, und er konnte die Drohung nicht vollenden, weil es ihm wie etwas Fremdes in der Kehle saß. Mit einer kurzen Wendung kehrte er Marianne den Rücken und ging zur Tür seines Schreibzimmers.

„Wenn sie heimkommt, will ich sie auf der Stelle sehen.“ Mit diesen rauh hervorgestoßenen Worten war er verschwunden.

Bestürzt blickte ihm Marianne nach. Die Furcht, daß irgend etwas Entsetzliches bevorstehen könnte, schlich ihr eiskalt durch die Seele. Und plötzlich wurde es ihr zur Gewißheit, daß sie die Schwester nicht ungewarnt und unvorbereitet vor ihn hin treten lassen dürfe.

Sie kannte Elfriedes Lieblingsplatz, und sie war ziemlich sicher, sie jetzt dort zu finden. Rasch lief sie in das Schlafzimmer hinauf, um ihren Hut zu holen, und durch die hintere Pforte verließ sie das Haus.

5.

Die Stelle im Wald, die Elfriede fast täglich aufsuchte, war in der Tat der lauschigste Winkel weit und breit — ein kleiner, mit Moos bedeckter Fels, umschattet von den Wipfeln uralter Buchen und Eichen und umrieselt von einer leise plätschernden Quelle, die sich zwischen dem moosigen Gestein ihren Weg suchen mußte. Eine üppige Vegetation großblätteriger Farne wucherte auf dem feuchten Boden, und selbst an den heißesten Tagen war es hier so angenehm kühl, daß man sich keinen reizenderen Zufluchtsort erträumen konnte. Früh am Nachmittag schon hatte sich Elfriede hierher geflüchtet, und, bequem in das weiche Moos

gelagert, hatte sie da mit unter dem Kopf gekreuzten Händen in den blauen Sonnenhimmel emporgeschaut. Ein leichter Schlummer hatte zuletzt ihre Augen geschlossen.

Zwischen den Stämmen hervortretend, betrachtete Georg, der auf dem schmalen Waldpfad dahergekommen war, mit bewunderndem Entzücken das anmutige Bild des auf dem grün bemooften Felsen schlafenden jungen Mädchens. Schon manchmal hatte er sie in seinen Gedanken mit einer jener lieblichen Waldelfen verglichen, mit denen die Phantasie des Volkes die lauschigen Waldgründe bevölkert. Nie zuvor aber hatte sich ihm der Vergleich so lebendig aufgedrängt wie in diesem Augenblick. Das reizende Schauspiel mutete ihn an wie ein Märchen, und je länger er sich in seinen Anblick versenkte, desto fester umspann ihn der geheimnisvolle Zauber des Waldes, desto vollständiger ging ihm das Empfinden für die nüchterne Wirklichkeit des Geschauten verloren.

Die Schläferin machte eine Bewegung, und nun war er mit einigen raschen Schritten neben ihr. Mit verwirrtem Blick sah sie aus noch halb verschleierten Augen in sein lächelndes Gesicht hernieder. Vielleicht hatte sie etwas sehr Angenehmes geträumt und stand noch zu sehr unter dem Einfluß dieses Traumes, um das Tatsächliche sogleich mit voller Klarheit von dem luftigen Spiel der Phantasie zu unterscheiden.

Jedenfalls sprach keines von ihnen ein Wort, ohne daß es eigentlich Überraschung oder Befangenheit gewesen wäre, die sie verstummen machte. Es fand auch keines etwas Befremdliches im Schweigen des anderen. Sie sahen sich in die Augen, und sie hatten einander niemals besser verstanden. Es waren ja schließlich nur wenige Sekunden, die ihnen so vergingen, aber die

winzige Zeitspanne schloß eine Fülle von Glückseligkeit in sich ein.

Elfriede richtete sich auf, und es war nur natürlich, daß Georg seine Arme emporstreckte, damit sie beim Herabsteigen eine Stütze gewänne. Sie aber wollte seine Hilfe verschmähen, doch das trügerische Moos wich unter der Last ihres Körpers, und sie wäre gefallen, wenn nicht Georgs ausgebreitete Arme sie aufgefangen hätten. Mit einem Aufschrei sank sie an seine Brust. Ihre Hände ruhten auf seinen Schultern, und ihr vom Schlummer rosig gefärbtes Gesicht war lächelnd zu dem seinigen emporgerichtet. Tiefer und beredter noch senkten sich ihre Augen ineinander, und dann — es hatte nicht anders sein können — fanden sich in langem, heißem Kusse ihre Lippen.

Sie hielten sich fest umschlungen und küßten sich wieder und wieder, ganz ohne Bewußtsein von der Unstatthaftigkeit dessen, was sie taten — willenlos hingegeben an die Macht des Augenblicks, die sie überwältigt hatte.

Elfriede war es, die sich zuerst in die Wirklichkeit zurückfand. Mit einem Ausdruck der höchsten Bestürzung auf dem eben noch so selig lächelnden Antlitz machte sie sich los und wich um ein paar Schritte von ihm zurück. Ein wirkliches Entsetzen war es, das sich in ihren Augen spiegelte, und plötzlich schlug sie beide Hände vor das Gesicht. „O mein Gott," stammelte sie, „was haben wir getan!"

Die hilflose Verzweiflung im Klange dieses Ausrufs machte Georg die ganze Größe seines Verschuldens offenbar. Und seine Handlungsweise erschien ihm im Lichte eines unerhörten Verrats. Gerade weil er sich in diesem Moment mit vollster Klarheit bewußt wurde, daß es Elfriede war, die er liebte, und daß er sich schon

seit Wochen einer verhängnisvollen Selbsttäuschung hingegeben hatte, wenn er an eine Fortdauer seiner Neigung zu Marianne geglaubt — gerade unter dem Eindruck dieser Erkenntnis schien ihm sein Beginnen zwiefach verbrecherisch gegen die eine wie gegen die andere der Schwestern. Er sah keinen Ausweg aus der unseligen Situation, die sein frevelhaftes Selbstvergessen geschaffen, und er fand darum auch nicht gleich eine Antwort auf die schmerzliche Anklage Elfriedes.

Sie aber gewann, sobald sie Herrin über den ersten Schrecken des jäh erwachten Schuldbewußtseins geworden, schneller als er den Mut eines Entschlusses. „Marianne darf niemals etwas davon erfahren," sagte sie leise, indem sie die Hände wieder vom Gesicht herunterſinken ließ, „ich muß fort von hier, so bald als möglich — schon morgen muß ich fort."

„Nimmermehr! Wie dürfte ich das zugeben! Wenn Sie es nicht länger ertragen können, mir zu begegnen, so ist es an mir, Ihnen diese Pein zu ersparen. Die Stellung, die ich vor einigen Wochen ausgeschlagen habe, ist noch immer für mich offen. Und es steht nichts im Wege, daß ich schon an einem der nächsten Tage reise, um den Vertrag abzuschließen. Wenn ich das tue, Elfriede, werden Sie mir dann versprechen, zu bleiben?"

Sie wollte ihm antworten, wollte vielleicht einen Einspruch erheben gegen seine von der Erregung des Augenblicks eingegebene Absicht, aber eine Entdeckung, die sie mit neuer und noch größerer Bestürzung erfüllte, verschloß ihr die Lippen. An derselben Stelle, wo vorhin der junge Arzt aus der grünen Waldesdämmerung hervorgetreten war, stand jetzt Marianne, den klaren Blick unverwandt auf den Verlobten und die Schwester gerichtet. In den Mienen Elfriedes las Georg, daß

ſie etwas Unvorhergeſehenes in Furcht verſetzt haben mußte; er wandte den Kopf, und auch in ſeinen Zügen mochte ſich die Betroffenheit des ſchlechten Gewiſſens deutlich genug verraten.

Marianne aber äußerte kein Erſtaunen, die beiden hier beieinander zu finden. „Der Vater will dich ſprechen, Elfriede," ſagte ſie anſcheinend ruhig, „du mußt ſofort mit mir nach Hauſe kommen."

Die Angeredete hatte nicht den Mut, der Schweſter ins Geſicht zu ſehen. Mit niedergeſchlagenen Augen trat ſie auf ſie zu. „Ich war ohnedies eben im Begriff, heimzukehren, Marianne," war alles, was ſie zu erwidern wußte.

Nun hielt auch Georg ſich verpflichtet, etwas zu ſagen. „Ich hatte in Niederhainburg zu tun und ging auf dem Rückweg hier vorbei, weil ich euch zu finden hoffte. Du erlaubſt doch, liebe Marianne, daß ich mich euch jetzt anſchließe?"

Er hatte es haſtig herausgeſtoßen; der Verſuch, den Unbefangenen zu ſpielen, hätte wirklich kaum kläglicher ausfallen können. Aber auch ein beſſerer Komödiant, als er es ſeiner ganzen Natur nach ſein konnte, wäre wohl zu Schanden geworden vor dieſen ernſten, unbeſtechlichen Augen.

„Ich glaube, es iſt beſſer, wenn wir allein gehen, Georg," antwortete ſie ohne alle Härte, doch in einem Tone, der ihm nichtsdeſtoweniger die Gewißheit gab, daß ſie alles erraten habe. „Ich habe einiges mit Elfriede zu beſprechen, und das kann nur auf dem Heimwege geſchehen. Außerdem befindet ſich der Vater in ſo ſchlimmer Laune, daß ich dich bitten möchte, heute abend lieber nicht zu uns zu kommen."

Er fühlte, daß ſie ihm damit eine Wohltat erweiſen wollte, und es war ihm, als müſſe ſie die Glut der

Beschämung auf seinen Wangen brennen sehen. „Ich weiß nicht," stotterte er, „steht denn die schlechte Laune deines Vaters in irgend einer Beziehung zu mir?"

„Nein — aber ich fürchte, es würde ein unerfreuliches Beisammensein werden für dich wie für uns. Morgen — morgen ist ja hoffentlich alles wieder im gewohnten Geleise."

Sie neigte den Kopf und zog die Schwester rasch mit sich fort. Während der ersten hundert Schritte wurde nichts zwischen ihnen gesprochen. Dann sagte Marianne: „Der Vater ist in großer Aufregung vom Schlosse zurückgekommen. Es ist da etwas geredet worden — ich weiß nicht was — aber ich fürchte, es hat Bezug auf dich."

„Auf mich, Marianne? Warum?"

„Der Vater machte so eigentümliche Andeutungen. Sage mir aufrichtig, Elfriede: Hast du aus der Zeit deiner — deiner sogenannten Künstlerschaft etwas zu verbergen?"

Die Gefragte blieb ihr die Antwort schuldig, aber der rasche Wechsel der Farbe auf ihrem Gesicht ließ sich wohl als eine Bejahung deuten.

Marianne blieb stehen und faßte ihre Hand. „Dann rate ich dir, jetzt nicht nach Hause zu gehen. Du mußt mit reinem Gewissen vor den Vater hintreten können oder du darfst ihm heute überhaupt nicht begegnen. Ich werde dich nach Hohenhainburg begleiten und werde dafür sorgen, daß du diese Nacht bei meiner Freundin im Pastorwitwenhause bleiben kannst. Irgend einen Vorwand, der dem Vater dein Ausbleiben erklärt, werde ich schon ersinnen. Und dann müssen wir darüber nachdenken, was morgen zu tun ist."

Es war nichts als bange Sorge und ehrliche Teilnahme, was aus ihren Worten sprach.

Diesmal aber fügte sich Elfriede ihrem Willen nicht. „Ich danke dir für deine freundliche Absicht, Marianne," sagte sie, „aber ich will mich nicht feige verstecken. Es mag sein, daß ich nach der Meinung des Vaters gefehlt habe, aber so schrecklich war mein Verschulden nicht, daß ich mich fürchten müßte, ihm ins Gesicht zu sehen. Er soll alles wissen. Und dann — dann kann ich ja immer noch gehen."

„Wenn du wirklich den Mut hast, ihm Rede zu stehen, mag es wohl so am besten sein. Aber noch hast du Zeit, dir's zu überlegen. Du weißt, wie heftig der Vater sein kann, wenn der Zorn Herrschaft über ihn gewinnt."

Elfriede schüttelte nur den Kopf, und sie beschleunigte gleichzeitig ihren Schritt, wie wenn ihr daran gelegen sei, daß das Unabwendbare so rasch als möglich geschehe.

Wenige Minuten später stand sie auf der Schwelle von ihres Vaters Schreibzimmer.

„Guten Abend, Vater! Marianne sagt, daß du mich sprechen wolltest."

Die Stirn in die Hand gestützt, hatte der Förster vor seinem alten, wackligen Schreibpult gesessen. Nun drehte er den Kopf und sah sie ein paar Sekunden lang an, als ob seine Augen bis in die verborgensten Tiefen ihrer Seele dringen wollten.

„Komm her!"

Elfriede gehorchte, ohne zu zögern. Sie hatte sich vorgenommen, tapfer zu sein, und sie zuckte denn auch unter dem durchbohrenden Blick des Försters nicht mit den Wimpern, obwohl sie totenblaß war und obwohl ihr das Herz zum Zerspringen klopfte.

„Kennst du einen Menschen namens Königswerth?"

Das war es, was sie gefürchtet hatte. Es hatte ja auch gar nichts anderes sein können. Aber sie war

entschlossen, nichts zu verschweigen, und so erwiderte sie ohne Besinnen: „Ja, Vater, ich kenne ihn.“

Mit einem Ruck flog der Stuhl des Försters zurück, und er stand vor seiner Tochter, als wäre seine Riesengestalt plötzlich noch gewachsen. „Also doch! Meine Tochter also war's, die man vor aller Welt beschimpfen durfte! O du — du — —“

Er hatte die geballte Faust erhoben, als wollte er das zierliche Geschöpf mit einem furchtbaren Schlage zerschmettern. Aber daß sie keinen Versuch machte, der drohenden Mißhandlung auszuweichen, lähmte seine Wut.

„Tu mit mir, was du willst, Vater — aber höre mich erst an. Ich habe nichts Sträfliches getan.“

Er kehrte sich stumm von ihr ab.

Elfriede fuhr fort: „Ja, ich habe diesen Herrn Königswerth gekannt. Aber ich kannte ihn nicht unter seinem wahren Namen. Denn wenn ich gewußt hätte, daß er der Sohn des reichen Bankiers und der Erbe von Millionen sei, so würde ich ihm so wenig gestattet haben, sich mir zu nähern, wie ich es irgend einem anderen gestattet habe.“

„Also du hast es ihm doch gestattet?“ fiel der Förster ein, und es zuckte wieder durch seine mächtige Gestalt. „Er hatte ein Recht, wegwerfend von dir zu sprechen, wie man eben von gewissen Theaterdamen spricht?“

„Nein, Vater, und ich halte es auch nicht für möglich, daß er es getan hat.“

„Nun, er oder sein Freund, das ist ganz gleich. Aber nur weiter! Vielleicht hast du schon Zeit gehabt, dir ein hübsches Märchen auszudenken.“

„Ich sage nichts als die Wahrheit. Gott weiß es, daß ich aus reiner Kunstbegeisterung zum Theater gegangen bin, und weil mein Lehrer mir eingeredet hatte,

daß ich Großes erreichen würde. Aber vom ersten Tage an erfuhr ich nichts als Enttäuschungen. Meine Stimme erwies sich als zu klein, und ich hatte noch lange nicht genug gelernt. Ich versuchte es nachzuholen, aber ich hatte mir dabei wohl zu viel zugemutet. Denn als ich zum ersten Male in einer größeren Rolle auftreten durfte, versagte mein Organ vollständig. Der Direktor sagte mir die häßlichsten Dinge, und die Zeitungen machten es am nächsten Tage noch schlimmer. Von da an durfte ich nur noch im Chor und in ganz kleinen Partien singen, und ich fühlte mich so unglücklich, daß ich schon viel, viel früher zu dir und zu meinem geliebten Walde zurückgekehrt wäre, wenn mich nicht die Scham daran gehindert hätte."

„Aber diese Scham hat dich nicht abgehalten, bei jenem jungen Herrn Trost zu suchen?"

„Nicht auf eine Art, wie du es zu glauben scheinst, Vater. Es mag sein, daß Herr Königswerth sich bemüht hat, die erste Begegnung herbeizuführen, ich aber mußte sie für eine zufällige halten. Er stellte sich mir als unbemittelter Musiker vor, und er schien so uneigennützig, daß ich Vertrauen faßte. Ich war doch auch mutterseelenallein in der fremden Stadt, wo sich der unberühmten Bühnenkünstlerin alle Türen verschlossen. Und er war der erste Mensch, bei dem ich Verständnis und Teilnahme für meine Kümmernisse zu finden glaubte."

Ein kurzes ingrimmiges Lachen des Försters zerschnitt ihr die Rede. „Wie schön du deine Worte zu setzen weißt! Nur weiter! Aber ich rate dir, mach's nicht zu lang für meine Geduld!"

„Es ist nicht mehr viel zu erzählen, Vater. Er sagte mir, daß er mit dem Kapellmeister eines anderen

Theaters befreundet sei, und daß er mir dort vielleicht ein Engagement würde verschaffen können. Unter diesem und anderen Vorwänden wußte er mich zu verschiedenen Zusammenkünften zu bewegen, ohne daß ich je einen Zweifel in die Lauterkeit seiner Absichten gesetzt hätte, bis —"

„Nun, bis —?"

„Bis mir eines Abends die Wahrheit offenbar wurde. Ich mag dir nicht erzählen, wie es geschah, aber ich fühlte mich so tödlich beleidigt, daß ich am liebsten auf der Stelle gestorben wäre. Ein paar Tage lang war ich auch wirklich sehr krank, und als ich mich kräftig genug dazu fühlte, packte ich meine wenigen Habseligkeiten zusammen, um nach Hause zurückzukehren, selbst auf die Gefahr hin, daß du mich wie eine Ausgestoßene von deiner Schwelle weisen würdest. Das ist alles, was ich dir zu bekennen habe."

Es gab ein langes Schweigen. Dann fragte der Förster — und seine Stimme hatte einen eigentümlich dumpfen Klang: „Du hättest dir also nichts vorzuwerfen, Mädchen — versteh mich recht — nichts?"

„Nichts als das, was ich dir gestanden habe, Vater."

„Wohl, so werden wir beide unsere Genugtuung haben — du und ich. Es soll keiner ungestraft meinen ehrlichen Namen durch den Staub schleifen. Das Bürschchen da drüben im Schlosse soll morgen erfahren, daß du einen Vater hast. Geh jetzt, laß mich allein!"

Aber sie zögerte zu gehorchen. „Um Gottes willen, was hast du vor? Es war ja nach den Begriffen seiner Gesellschaftskreise kaum etwas Schlimmes, was er getan. Und das alles ist doch nun auch längst vorüber."

„Nicht für mich. Willst du mich etwa belehren,

was ich zu tun habe, wenn ein Bube meinen ehrlichen Namen beschimpft?"

„Nein, Vater, ich will dich nicht belehren. Aber deine Worte machen mir bange. Ich würde vor Angst vergehen, wenn du mir nicht sagen wolltest, was du vorhast. Welche Genugtuung könnte er dir denn geben?"

„Die einzige, von der hier die Rede sein kann. Er wird dich heiraten."

Ganz entgeistert starrte ihn Elfriede an. „Nein, das ist dein Ernst nicht. Ich könnte ja seine Frau gar nicht werden."

„Du könntest nicht? Und weshalb nicht?"

„Weil ich ihn nicht liebe. Weil ich ihn nie geliebt habe."

„Das mag schlimm sein für dich, aber es ändert nichts an der Sache. Ich will nicht für den ganzen Rest meines Lebens herumlaufen mit dem Schandfleck auf meinem Namen."

„Und du kannst es für möglich halten, daß er tun würde, was du verlangst? Er würde es als eine ungeheuerliche Zumutung ansehen, würde dich vielleicht verhöhnen —"

„Mich verhöhnen —?" Bernhard Luthmer reckte seinen rechten Arm aus, daß die Muskeln den Ärmel der Joppe sprengen zu wollen schienen. „Sehe ich aus wie einer, den man verhöhnt? Er soll's versuchen, der Bursche! So oder so — ich sage dir, wir werden unsere Genugtuung haben."

„Vater — barmherziger Gott, es wird ein Unglück geschehen, wenn du mit ihm redest. Auf meinen Knieen bitte ich dich, gib diesen Gedanken auf."

Die drohenden Falten auf der Stirn des Försters wurden noch tiefer. „Steh auf!" befahl er rauh. „Wir sind hier nicht auf dem Theater. Und nun geh.

Wozu noch viel Geschwätz über Dinge, an denen doch nichts mehr zu ändern ist!"

„Vater —" wollte Elfriede in der verzweifelten Angst ihres Herzens noch einmal beginnen.

Aber er schlug mit der Faust auf die Platte des Schreibpultes, daß das alte Möbel in allen Fugen krachte. „Geh, sage ich. Und ich sage es zum letzten Male."

Da wußte sie, daß es keine Hoffnung mehr gab, seinen Sinn zu ändern. Sie erhob sich und ging wankenden Schrittes hinaus.

In dem Augenblick, als die Tür des Schreibzimmers hinter ihr zufiel, fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter.

„Komm hinauf ins Schlafzimmer. Und gebärde dich nicht so verzweifelt. Wenn du dem Manne keine Rechte an dich eingeräumt hast, sollst du ihn auch nicht heiraten."

Die Worte der Schwester, so seltsam tonlos sie klingen mochten, waren für Elfriede in diesem Augenblick eine himmlische Musik. Sie vergaß, was sie heute an Marianne gesündigt, und warf sich wie ein hilfesuchendes Kind an ihre Brust. „Steh mir bei," flehte sie, „laß es nicht geschehen, daß der Vater mit ihm redet. Denn wie es auch enden würde, ich könnte es nicht überleben."

Marianne machte sich aus ihrer Umarmung los und ergriff ihre Hand. „Komm!"

6.

Georg Arnhold saß am Abend dieses Tages in der düstersten Stimmung, unter der er wohl je in seinem Leben gelitten, am Schreibtisch, als ein hastiges Pochen die Kette seiner unerfreulichen Gedanken zerriß.

In der Meinung, daß man ihn zu einem Kranken

rufen wollte, wandte er ohne Neugier den Kopf. Aber mit einer aus Überraschung und Schrecken gemischten Empfindung sprang er im nächsten Augenblick empor.

„Marianne! — Um des Himmels willen, was ist geschehen?“

Es war das erste Mal, daß sie ihn in seiner Wohnung aufsuchte; und daß es zu solcher Stunde geschah, mußte wohl die schlimmsten Befürchtungen in ihm wachrufen. Auch sah er beim Scheine der Studierlampe, in deren Lichtkreis sie jetzt getreten war, eine wie tiefe Bläſſe ihre sonst so frischen Wangen überzog.

Aber sie machte eine verneinende Kopfbewegung, die dazu bestimmt schien, ihn zu beruhigen. Und ohne die Hand zu ergreifen, die er ihr halb mechanisch entgegengestreckt hatte, sagte sie: „Es war meine Absicht, erst morgen mit dir zu sprechen. Aber es haben sich Dinge ereignet, die solchen Aufschub unmöglich machen. Du mußt deine Angelegenheit mit Elfriede schon morgen in aller Frühe ins reine bringen, wenn du es redlich mit ihr meinst, und wenn ein großes Unglück verhütet werden soll.“

„Meine Angelegenheit mit Elfriede?“ fragte er in der fassungslosen Bestürzung des Schuldbewußtseins. „Sie hat dir also gesagt — —?“

„Sie hätte mir nichts zu sagen brauchen nach dem, was ich während der letzten Wochen gesehen hatte, und nach dem, was ich heute im Walde beobachtet. Da gab es kein Leugnen mehr. Und sie hat es auch nicht versucht. Ich weiß, daß ihr euch liebt. Daran ist nichts mehr zu ändern.“

„Marianne!“ schrie er auf. „Hab Erbarmen mit mir. Sprich nicht davon wie von etwas ganz Natürlichem. Ich will deine härtesten Vorwürfe tausendmal

lieber ertragen als diese Gelassenheit, die mich vor mir selbst noch verächtlicher macht."

Aber sie veränderte ihre ruhige Haltung nicht. „Du weißt, daß ich keine Freundin von dramatischen Szenen bin. Und was wäre denn auch damit gewonnen? Die Tatsache schaffen wir mit Klagen und Vorwürfen nicht mehr aus der Welt. Und verachten müßtest du dich nur, wenn du dich weigern wolltest, jetzt wie ein rechtschaffener Mann zu handeln."

„Ich verstehe dich nicht, Marianne. Was soll ich denn tun?"

„Du mußt morgen früh mit meinem Vater sprechen und bei ihm um Elfriede anhalten."

„Ich sollte — nein, das ist nicht im Ernst deine Meinung. Du willst mich nur auf die Probe stellen. Was du da forderst, ist ja ganz unmöglich."

„Es ist der einzige Weg, den du gehen darfst. Und ich hoffe, du wärest auch ohne meine Aufforderung zu diesem Entschluß gekommen. Oder wäre es deine Absicht gewesen, meine Schwester unglücklich zu machen?"

„Aber es handelt sich hier doch nicht um sie und um mich, sondern vor allem um dich, Marianne. Du hast ein Recht darauf, daß ich mein Gelöbnis erfülle. Und wenn du dich entschließen kannst, mir zu verzeihen —"

„Wofür hältst du mich, Georg?" unterbrach sie ihn mit einer Würde, die ihm das Mädchen in einem ganz neuen Lichte zeigte. „Konntest du wirklich glauben, daß ich das Weib eines Mannes werden würde, dessen Liebe einer anderen gehört? Nein, ob du meine Schwester heiratest oder nicht, zwischen uns ist es für immer zu Ende."

„Ich habe es nicht anders verdient, und ich muß mich deinem Willen fügen. Aber das, was du forderst,

iſt trotzdem unmöglich. Elfriede und ich können uns unſer Glück nicht aufbauen auf den Trümmern des deinigen. Und ſie würde es auch gar nicht annehmen. Schon heute nachmittag war ſie entſchloſſen, von hier fortzugehen. Aber da ich hoffe, daß du großmütig genug ſein wirſt, ſie an deiner Seite zu dulden, werde ich ſtatt ihrer den Ort verlaſſen. Es wird dem Grafen nicht ſchwer fallen, einen anderen Arzt zu finden."

„Du haſt noch nicht alles gehört, was ich dir zu ſagen habe. Hätten wir es hier mit nichts anderem zu tun als mit eurer Liebe, ſo könnte ich dir vielleicht überlaſſen, zu tun, was du für gut hältſt. Aber es gilt nicht ſo ſehr, Elfriede glücklich zu machen, als zu verhüten, daß wir alle unglücklich werden. Höre zu, was ich dir zu ſagen habe."

Und ſie erzählte ihm alles, was ſich an dieſem verhängnisvollen Tage im Schloſſe und im Förſterhauſe zugetragen hatte.

„Wenn wir es geſchehen laſſen, daß der Vater morgen jenen Königswerth aufſucht," endete ſie ihren Bericht, „ſo iſt nach meiner feſten Überzeugung irgend eine Kataſtrophe zu fürchten. Mein Vater ſieht die Welt eben mit ganz anderen Augen an als ein vornehmer junger Herr dieſes Schlages. Ihm ſcheint es ganz ſelbſtverſtändlich, daß ſeine und Elfriedes beleidigte Ehre durch eine Heirat wiederhergeſtellt werden müſſe. Und wie ich ihn kenne, bin ich ſicher, daß eine Weigerung oder vielleicht gar ein ſpöttiſches Wort ihn bis zum ſinnloſen Jähzorn reizen würde. Seine Ehre und ſein rechtſchaffener Name gehen ihm über alles. Er würde ſelbſt vor dem Furchtbarſten nicht zurückſchrecken, wenn er der Meinung wäre, daß ein Schimpf ſich auf andere Weiſe nicht abwaſchen ließe."

Auch Georg kannte den Förſter hinlänglich, um zu

wissen, daß Mariannes Befürchtungen keine übertriebenen waren. Ihre Mitteilungen hatten einen Sturm leidenschaftlicher Empfindungen in ihm hervorgerufen. Wenn er sich noch soeben stark genug geglaubt hatte, um Mariannes willen auf den Besitz des geliebten Mädchens zu verzichten, so wurde er jetzt inne, daß es ihn in unermeßliche Verzweiflung stürzen würde, sie als das Weib eines anderen zu wissen. Eine leidenschaftliche Wut gegen jenen unbekannten Nebenbuhler, der es gewagt hatte, die unsauberen Hände nach seinem Kleinod auszustrecken, ließ ihn mit der Selbstsucht des Verliebten vergessen, daß die, zu der er sprach, noch vor wenig Stunden seine verlobte Braut gewesen war.

„Du hast recht, Marianne," sagte er, während er mit starken Schritten auf und nieder ging, „diese Unterredung darf nicht stattfinden, sie muß verhindert werden um jeden Preis. Aber bist du denn auch sicher, daß dein Vater diesen Ausweg gutheißen, daß er seine beleidigte Ehre gesühnt glauben würde, wenn ich ihn um die Hand Elfriedes bäte?"

Um die Lippen der Gefragten zuckte es wie in mühsam verhaltenem Schmerz. Aber Georg Arnhold sah es nicht.

„Er wird natürlich sehr überrascht sein," sagte sie, „und er wird sich vielleicht nicht gleich im ersten Augenblick damit einverstanden erklären. Aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, seine Einwilligung zu erhalten."

Da erst kam ihm wieder zum Bewußtsein, wie groß das Opfer war, das dies Mädchen dem Glück ihrer Schwester und dem Frieden ihres Hauses bringen wollte. Er schämte sich seines brutalen Egoismus, und sein Entschluß kam wieder ins Wanken. „Du?" sagte er zaudernd. „Ja, wolltest du etwa selbst mit deinem Vater reden?"

„Ich glaube, daß es am beſten iſt, wenn er es aus meinem Munde erfährt, und zwar heute noch. Denn wenn deine Erklärung ihn unvorbereitet fände, wer weiß, welche Aufnahme er ihr bereiten würde! Ich mußte mich nur eben mit dir ins Einvernehmen ſetzen, ehe ich mit ihm ſprach.“

Mit geſenktem Haupte ſtand er vor ihr. Es war ihm, als könne er die Laſt der Dankbarkeit nicht tragen, die ihre heldenhafte Selbſtloſigkeit auf ſeine Schultern legte.

„Marianne — was für ein Weſen biſt du! Wie klein und erbärmlich muß ich in deinen Augen ſein!“

Sie hatte darauf keine Erwiderung. Offenbar hegte ſie jetzt, da der Zweck ihres Beſuches erreicht war, den ſehnlichen Wunſch, dieſen zu enden. „Ich werde dich morgen früh um ſieben Uhr auf dem Wege nach dem Förſterhauſe erwarten,“ ſagte ſie. „Dann ſollſt du erfahren, wie der Vater meine Mitteilung aufgenommen hat, und du wirſt danach dein Verhalten einrichten können.“

Er fragte, ob er ſie ein Stück durch den Wald geleiten dürfe, aber ſie verbot ihm durch eine abwehrende Handbewegung ſogar, bis an die Tür des Zimmers mitzugehen. Feſt und aufrecht, wie ſie gekommen war, ging ſie wieder von dannen, dem ſchwerſten und peinlichſten Teil ihres ſelbſtgewählten Märtyrertums entgegen.

7.

Leiſe ſchluchzend lag Elfriede auf dem Sofa im Giebelzimmer, während unten in des Vaters Schreibſtube die Entſcheidung über ihr Schickſal fiel. Ein paarmal drang die dröhnende Stimme des Förſters bis zu ihr herauf, wenn ſie auch die Worte nicht verſtehen

konnte, die er sprach. Es war kein Zweifel, daß seine erste Äußerung auf Mariannes unerwartete Erklärungen ein heftiger Zornesausbruch gewesen war. Und niemand wußte besser als Elfriede, was es bedeutete, dem Zorn ihres Vaters standzuhalten.

Aber Marianne hielt ihm stand. Sie war entschlossen, ihr Vorhaben durchzuführen, und sie ließ sich nicht einschüchtern. Die Unterredung war lang, und Mitternacht war längst vorüber, als sie ihr Ende erreichte. Elfriede hörte das Zuschlagen einer Tür und dann das Knarren der alten Wendeltreppe unter dem Fuß ihrer Schwester. Sie drückte ihr Gesicht tiefer in die Polster, und ein Zittern der Angst durchschüttelte ihren Körper. Hatte sie doch schon lange aufgehört, eine günstige Lösung dieser schrecklichen Lage zu erhoffen.

Da legte eine Hand sich fest auf ihren Arm, und sie hörte Mariannes Stimme: „Lege dich schlafen, Elfriede! Es ist alles in Ordnung. Der Vater willigt ein, und er wird von jenem anderen keine Rechenschaft mehr fordern."

Das junge Mädchen richtete sich auf. Mit einem scheuen Blick nur wagte sie das Gesicht der Schwester zu streifen. „Ist es wahr? — Und du, Marianne — und du? O mein Gott, es ist ja so schlecht, daß ich dieses Opfer von dir annehmen will. Wie mußt du mich jetzt hassen!"

Marianne neigte sich über sie herab, und leise wie ein Hauch streiften ihre Lippen die Stirn der Schwester. „Nein, Elfriede, ich hasse dich nicht. Denn ich weiß ja, daß du nicht schuld bist an alledem. Es ist gekommen, wie es kommen mußte, seitdem er dich gesehen. Ihr paßt wohl besser zueinander, als ich zu ihm gepaßt hätte. Und es wäre jedenfalls viel schlimmer gewesen,

wenn die Enttäuschung erst gekommen wäre, nachdem es zu spät war."

„Aber daß du es so ansehen kannst, Marianne! Du hast ihn doch auch lieb?"

„Ja. Und weil ich ihn lieb habe, gebe ich ihn frei. Denn ich weiß jetzt, daß er sich in mir geirrt, daß er in mir etwas ganz anderes gesehen hatte, als ich ihm hätte sein können. Ich wäre ihm wohl immer nur eine brave, nüchterne Hausfrau gewesen, du aber wirst die Poesie und den Sonnenschein in sein Leben bringen, nach denen seine Seele verlangt."

Elfriede drückte das Gesicht in die Falten ihres Kleides und schluchzte: „O, wie könnte ich jemals froh werden mit dem Gedanken, daß ich dich um dein Glück bestohlen habe!"

„Ich sage dir doch, daß ich es nicht so ansehe. Auch ohne das, was heute im Walde geschehen ist, hätte es wohl so kommen müssen. Und nun wollen wir vorerst nicht weiter darüber reden. Ich möchte noch ein wenig ins Freie hinaus. Und du begibst dich unterdessen zur Ruhe. Wenn jedes von uns rechtschaffen seine Pflicht tut, kommen wir schon wieder in das rechte Geleise."

Und wie vorhin Georg keinen Widerspruch gegen ihre Anordnungen gewagt hatte, so fügte sich jetzt auch Elfriede ihrem Willen. Beklommen lauschte sie, während sie sich entkleidete, auf das schwache Geräusch der vorsichtigen Tritte auf der Stiege, und verstohlen spähte sie zwischen den zusammengezogenen Fenstervorhängen hinaus, bis die Gestalt der Schwester zwischen den ersten Stämmen des nachtdunklen Waldes ihren Blicken entschwand. Der letzte Gedanke, mit dem sie entschlummerte, war ein Gelöbnis, der Schwester durch ein ganzes Leben voll demütiger Liebe zu vergelten, was sie an ihr getan.

Marianne aber hatte der Einsamkeit und der schweigsamen Stille des heimatlichen Waldes bedurft. Denn auch sie war mit ihrer Kraft zu Ende, und das arme gepeinigte Herz, das sie so lange mit schier übermenschlicher Anstrengung des Willens gemeistert, forderte seine Rechte.

Als sie weit genug vom Försterhause entfernt war, um keine Überraschung mehr fürchten zu müssen, sank sie am Wegrande auf das weiche Moos nieder und ließ den Tränen, mit denen sie ihr Lebensglück begrub, freien Lauf. Für sie gab es niemand, bei dem sie hätte Trost suchen können. Sie hatte keinen Freund und Vertrauten als den Wald, der seit den Tagen ihrer Kindheit ein Zeuge ihrer Freuden und Leiden gewesen.

Aber der Wald, der so tot und schweigsam ist für die, die seine Sprache nicht verstehen, ist ein wunderbarer Tröster für alle jene, denen sich einmal sein geheimnisvoller Zauber erschlossen. Leise flüsternd rauschten seine Wipfel über dem armen weinenden Menschenkinde, und sein würziger Odem kühlte schmeichelnd ihre tränennassen Wangen. Wohl verging eine lange Zeit, ehe seine linden Tröstungen Macht gewannen über ihre zuckende Seele. Aber als sich Marianne endlich wieder erhob, hatte sich der Sturm in ihrem Herzen gesänftigt. Ihre Tränen waren versiegt, und sie konnte ihre Schritte heimwärts lenken in der Gewißheit, daß ihr der Mut nicht fehlen würde, ihren freudlosen Weg ohne hadernde Verzweiflung und ohne bitteren Groll gegen die Glücklichen zu gehen.

— — — — — — — — — — —

Fast an der nämlichen Stelle, wo sie gelegen, standen am sonnigen Vormittag des nächsten Tages Georg Arnhold und Elfriede Hand in Hand, um einander Lebewohl zu sagen, da sie ihn auf seiner Heimkehr aus

der Försterei nicht weiter als bis hierher hatte begleiten wollen.

Die große Wendung in ihrem Geschick hatte sich heute ohne alle neuen Stürme und heftigen Auseinandersetzungen vollzogen. Wohl war der Förster seinem künftigen Schwiegersohn heute ganz anders als sonst entgegengetreten; ernst und gemessen, ohne die joviale Herzlichkeit, die sonst seinem Benehmen gegen den jungen Arzt das Gepräge gegeben. Aber er hatte ihm keine Vorwürfe gemacht und ihm nicht Zeit zu langatmigen Erklärungen gelassen. Mit wenig knappen Worten hatte er alles abgetan.

„Da Marianne damit einverstanden ist, mag es geschehen. Aber ohne langen Brautstand und ohne viel zärtliches Gegirre hier im Forsthaus. Bis zur Hochzeit wirst du dich so selten als möglich hier blicken lassen — du verstehst wohl warum. Marianne sagt zwar, daß sie nichts gegen deine Besuche einzuwenden hätte, aber du sollst es ihr nicht noch schwerer machen. Ich meine, es wäre übergenug an dem, was sie für euch getan.“ —

Und nun, da all das Peinliche und Bedrückende hinter ihnen lag, nun feierten die beiden hier unter den Wipfeln gewissermaßen ihre Verlobung. Aber sie taten es nur in der Stille des Herzens und ohne die überschäumende Fröhlichkeit der beglückten Liebe. Schweigend standen sie Hand in Hand. Georg Arnhold blickte ernst, und an Elfriedes Wimpern zitterten Tränen. Daß sie sie mit dem Herzeleid eines anderen hochsinnigen Wesens hatten erkaufen müssen, warf einen zu schweren Schatten auf ihre junge Seligkeit. Und es war ihnen, als würden sie nimmer ohne einen herben Beigeschmack ihre Wonne auskosten können.

Die alten Baumwipfel zu ihren Häuptern aber

hätten sie eines Besseren belehren können. Sie, die unter ihrem Schatten in jedem neuen Lenz die zauberkräftige Allgewalt der Liebe vieltausendfältig ihre Wunder verrichten sahen, sie mochten es wohl wissen, wie alles Irdische in eitel Nichts versinkt, wenn jene heiligen Flammen emporlodern, die zwei lebendige Wesen in eines zusammenschmelzen.

Hindelang und Hinterstein.

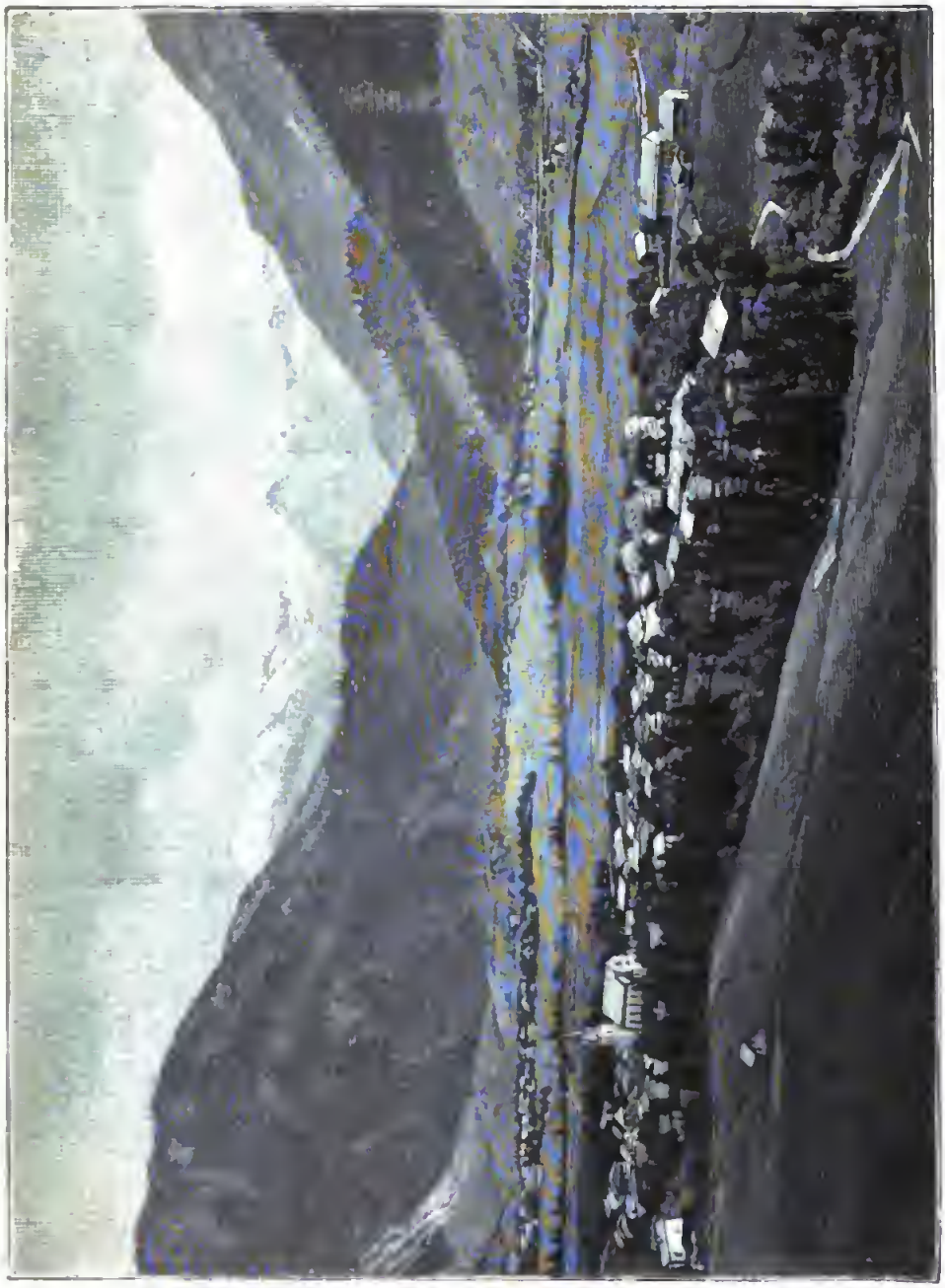
Ein Streifzug ins Algäu. Von Hans Scharwerker.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wenn man auf der Station Immenstadt der Bahnlinie München—Lindau den Zug verläßt, so schaut man gerade hinein in das südwärts sich weit öffnende Tal der Iller, deren Quellbäche und Nebenflüsse in den hintersten Gründen der herrlichen Algäuer Alpen ihren Ursprung haben. Ein großartiges Panorama von Bergspitzen tut sich vor den bewundernden Augen des Reisenden auf. Als Eckpfeiler des weiten Taleinganges steigt links der Grünten empor, ein berühmter Aussichtsberg für bequeme Wanderer, rechts der ihm kaum nachstehende Stuiben und ferner das Geishorn, der Daumen, ganz im Hintergrunde die bekannte Mädelegabel (2649 Meter) mit ihren drei Felsgipfeln.

Unter den Algäuer Alpen wird jener Teil der nördlichen Kalkalpen verstanden, der im Süden durch das Hochplateau des Tannbergs, im Norden durch die bayerisch-schwäbische Hochebene, im Osten durch den Lech begrenzt ist, während im Westen ein nicht sichtbar hervortretender Übergang in den Bregenzer Wald stattfindet. Die Grenze ist dort eine rein politische. Ein

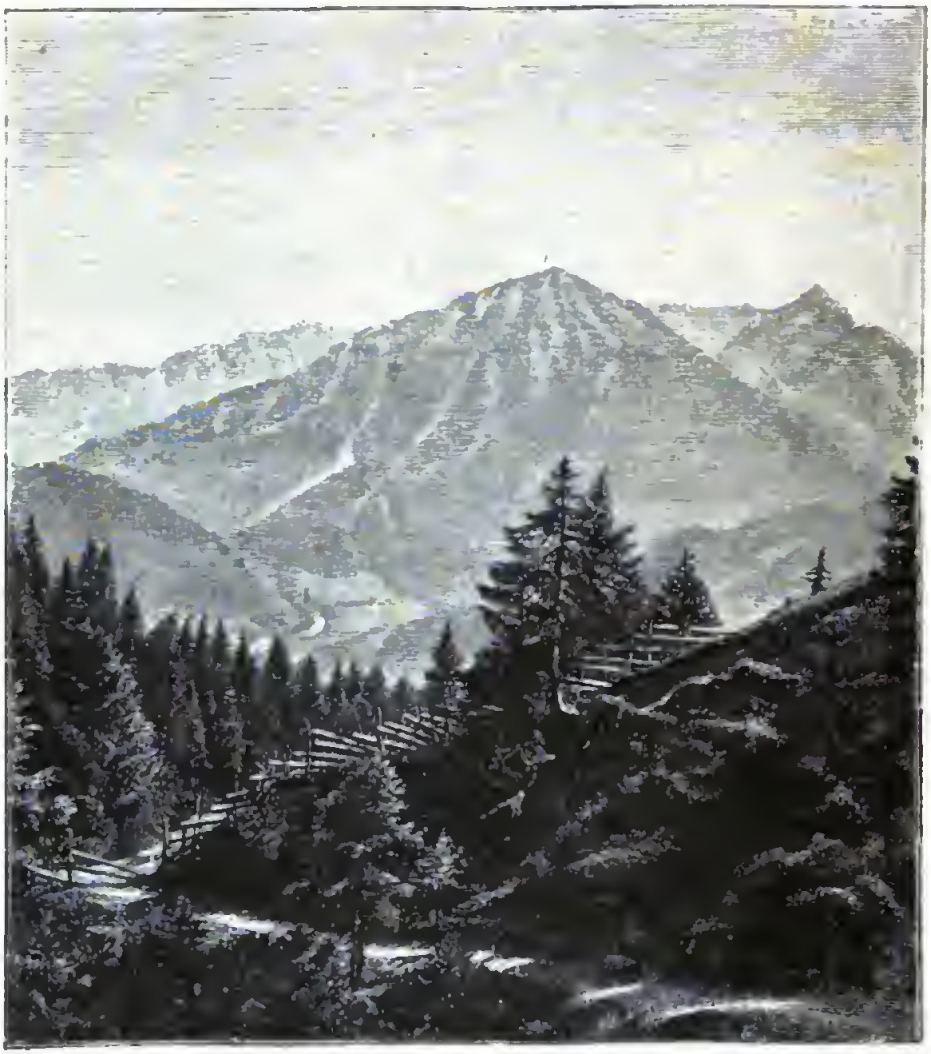
wohlausgeprägter, vielfach verzweigter Hauptgrat bildet die Wasserscheide zwischen Iller und Lech. Auf ihm



Hindelang.

erheben sich die Hauptgipfel des Gebietes: Widderstein, Biberkopf, Hohes Licht, Mädelegabel, Krottenkopf, Hochvogel und Geishorn, und der Bergkletterer findet

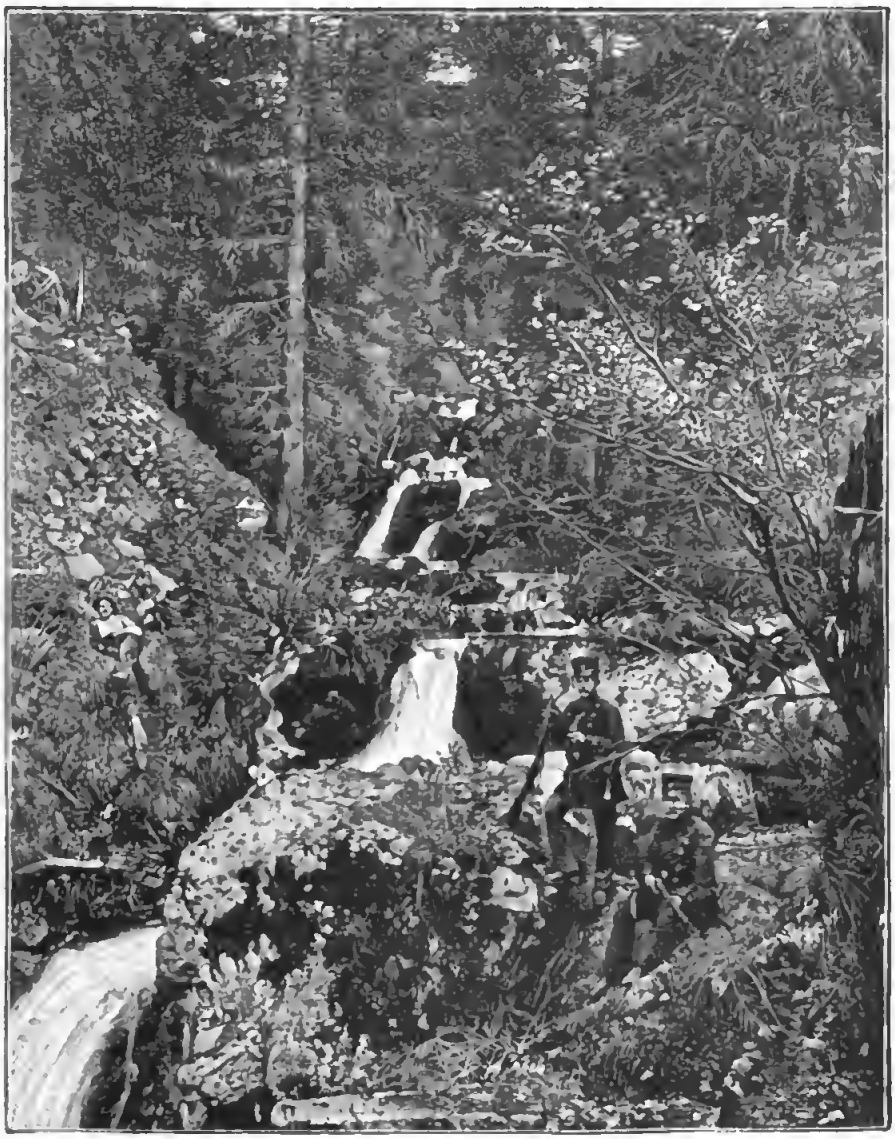
da für die Übung seiner Kräfte und seines Wagemutes die lohnendsten Aufgaben. In den Tälern aber gibt es eine Anzahl Sommerfrischen, die besonders im letzten Jahrzehnt einen gewaltigen Aufschwung genommen



Wald- und Almgebiet oberhalb Hindelangs.

haben und bereits mit den besuchtesten Stätten der weiter westlich liegenden bayerischen Alpengebiete, Garmisch und Partenkirchen, zu wetteifern beginnen. Wenigstens gilt dies für Oberstdorf, wohin uns von Immenstadt eine Zweigbahn befördert, die uns bis ins Herz

des bayerischen Algäus trägt. Oberstdorf ist infolge seiner prächtigen Lage, seiner wirklichen Vorzüge und nicht zum wenigsten seiner leichten Erreichbarkeit all-



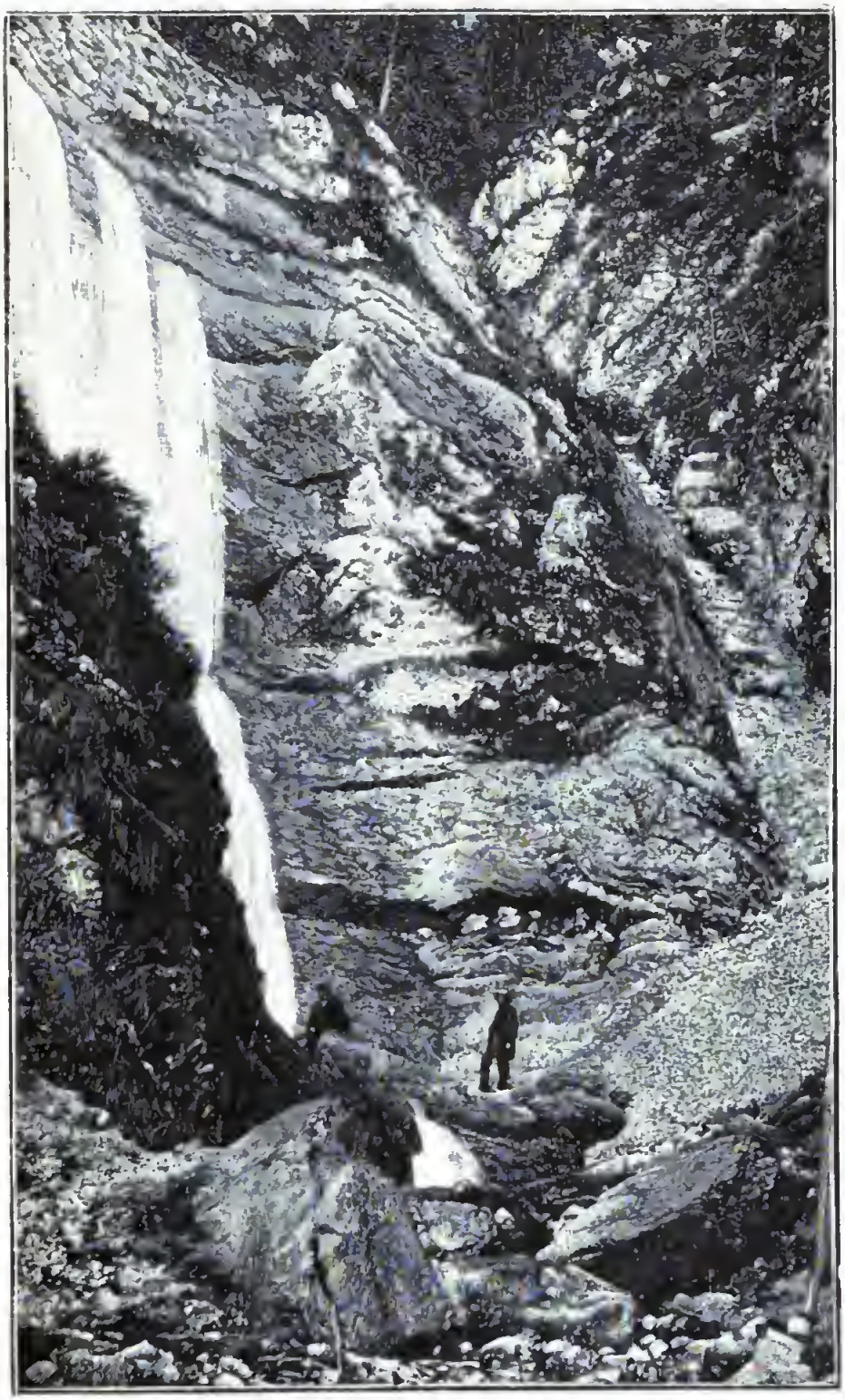
Hölle bei Hindelang.

sommerlich von Fremden überfüllt, die von dort bequeme Spaziergänge und Ausflüge in die Seitentäler machen und bis Einödsbach, die südlichste bewohnte Stätte des Deutschen Reiches, vordringen können.

Uns lockt es aber heute nicht dorthin. Wir fahren nur bis Sonthofen, denn wir wollen nicht dem Laufe der Iller aufwärts folgen, sondern dem ihres rechten Nebenflusses, der Ostrach, die bei Sonthofen einmündet. Diese

Oberdorf bei Hindelang.

Wanderung führt uns auf weniger bekannte und belebte Pfade, zu bescheideneren Sommerfrischen und Raststätten, die gleichwohl eine Fülle von Naturschönheiten und großartigen Ansichten bieten — die Gebirgsdörfer Hindelang und Hinterstein. Noch nicht lange ist es her, daß sie von den Malern „entdeckt" wurden, aber bereits ist diesen „Pionieren" eine alljährlich wachsende Anzahl von Sommerfrischlern und Erholungsuchenden gefolgt.



Schleierfall des Ellesbaches bei Oberdorf.

Hindelang und Hinterſtein gehören zu den Orten mit lebhaft aufſteigender Fremdenbewegung, und wenn auch die Mehrzahl der Beſucher noch aus Süddeutſchland, beſonders aus Schwaben, ſtammt, ſo fehlt es doch auch nicht an Leuten, die aus dem fernen Norddeutſchland herbeieilen, um dort in Wald- und Bergeinſamkeit ein paar Wochen Ruhe und Erquickung nach den Anſtrengungen des Stadt- und Berufslebens zu ſuchen.

Von Sonthofen, einem ſtattlichen Marktflecken im breiten Illertal, geht es oſtwärts der rauſchenden Oſtrach entgegen auf breiter Landſtraße Hindelang zu. Links und rechts ſaftige, grüne Wieſen, auf denen Kühe graſen, fruchtbare Felder und ſchmucke Bauernhöfe. Auch eine Burgruine, der Fluhenſtein, ſchaut als Erinnerungszeichen vergangener Zeit aus dichtem Tannenwald trotzig ins Tal hinab. Als Gegenſtück dazu ſind die Zementwerke und Webereien zu betrachten, denen das ſchnell fließende Waſſer der Oſtrach billige Kraft liefert, und die das Wahrzeichen der Gegenwart bilden. Denn die Induſtrie iſt es, die einem großen Teil der Bewohner dieſes Tales ermöglicht, ihren Lebensunterhalt daheim zu erwerben und auf der Väter Scholle zu bleiben, die ſie allein nicht mehr ausreichend nährt, und die ſie ſonſt verlaſſen müßten, um in die Ferne zu wandern.

Ganz allmählich, kaum merkbar anſteigend, gelangt man in anderthalb bis zwei Stunden nach Hindelang, einem hübſchen, am Hang des Hirſchbergs maleriſch hingelagerten Flecken mit dem echten Charakter des Gebirgsdorfes. Die meiſten Häuſer, die nicht an der Landſtraße liegen, ſind von Grün umgeben, die neueren weiß getüncht, die älteren aus Holz, das Zeit und Wetter braun gebeizt haben. An den Fenſtern oder auf dem Söller ſtehen weißblühende Geranien und

Fuchsien, Nelken und Hortensien und geben den Gebäuden ein anheimelndes, lebenswarmes Aussehen.

„Hindelang," sagt der bekannte Schilderer des deutschen Alpengebietes A. Achleitner, „bietet an Natur-

Auf dem Eiseler.

schönheiten viel. Die lauschigen Plätze im rauschenden Hochwalde laden zum Träumen auf schwellendem Moospolster ein; brausende Wasserfälle überspringen voll wilder Wanderlust die Felsenmauern und stürzen tosend zu Tale. Steigt der Wanderer höher, so umfängt ihn auf freier Bergeshöhe der Reiz des fröhlichen

Almenlebens, das auch den Städter auftauen und jauchzen läßt in frohem Lebensmut, den trunkenen Blick auf die Majeſtät des Hochgebirgs gerichtet. Da bauen ſich in den abenteuerlichſten Formen die Berge auf, drüben der gewaltige Eiſeler, der Beherrſcher des Oſtrachtales, der Hochberg, der Burgſchrofen, das Imberger Horn und am Schluß des Tales die verſchneiten Höhen des Hinterſteiner Tales. Schier für jeden Tag bietet ſich dem Hindelanger Sommerfriſchler, wenn ihm Jupiter Pluvius keinen Strich durch die Rechnung macht, die Gelegenheit zu einem anderen Ausflug in die Bergwelt, und überklettert er das Joch, ſo iſt er mit wenigen Schritten auf tiroliſchem Boden."

Wir folgen nicht der Straße nach Oſten über den Hochberg ins öſterreichiſche Gebiet, ſondern gehen hinüber nach Oberdorf mit ſeinem Schwefelbad, das früher einfach das „Bädle" genannt wurde, ſich jetzt aber, dem pompöſen Stil der Gegenwart entſprechend, ſtolz Prinz Luitpold-Bad nennt. Man braucht aber nicht zu fürchten, hier fürſtliche Unterkunft und amerikaniſche Hotelpreiſe zu finden. Wer ein Bad ſucht, das einfach und billig iſt und noch ganz ländlichen Charakter trägt, dabei aber doch heilkräftig iſt, der wird ſich in Oberdorf ſehr wohl befinden. Eine Viertelſtunde ſüdlich vom Bad befindet ſich der Schleierfall des Ellesbaches in maleriſcher Schlucht, zu dem man täglich mit immer neuem Vergnügen hinpilgern und ſich an den ſtäubenden Waſſern, den Felſenwänden und der wonnigen Kühle ergötzen kann.

Von Oberdorf beſteigt man auch den 1881 Meter hohen Eiſeler in zweieinhalb bis drei Stunden. Die Tour iſt ohne jede Gefahr, leicht und äußerſt lohnend. Von ſeinem raſenbewachſenen Gipfel hat man eine herrliche Rundſicht auf die ringsum aufragende Bergwelt

Hinterstein und die Ostrach.

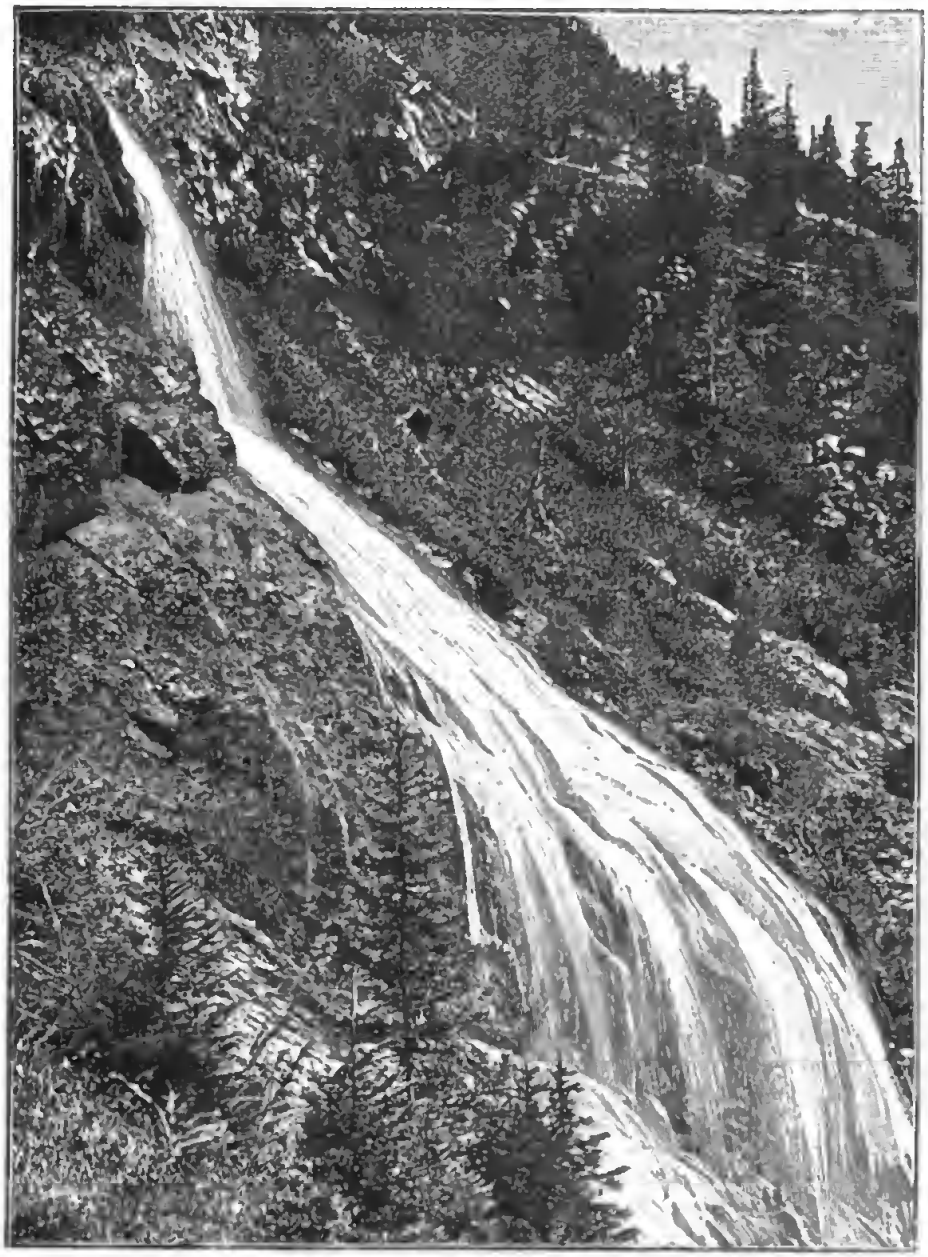
und hinab in grünende Täler und auf freundliche Wohnſtätten. Für die rüſtigeren Sommerfriſchler und Kurgäſte von Hindelang und Oberdorf iſt der Eiſeler daher eines der beliebteſten Ausflugsziele.

Bei Oberdorf, zwiſchen Eiſeler und Imberger Horn, öffnet ſich das enge Hinterſteiner Tal, in das der Weg, dem rechten Ufer der Oſtrach folgend, emporführt. Scheinbar iſt es durch einen Querriegel völlig geſchloſſen, aber die Fahrſtraße windet ſich, immer anſteigend, um den Abſchlußriegel herum, und nachdem wir die Höhe gewonnen haben, tut ſich plötzlich eine neue Welt vor uns auf. Hinter uns liegen die lachenden, fruchtbaren Gefilde um Hindelang. Ernſt und einſam iſt der Charakter des Hinterſteiner Tales. Rechts und links eng eingeſchloſſen von ſtarren Felskoloſſen, liegt es ſchweigſam und gleichſam weltverlaſſen da. Unterbräche nicht der Schaumſturz manches Bergbaches, der im maleriſchen Fall ſeitwärts zur Oſtrach niedertoſt, mit ſeinem Brauſen die Stille, man würde auf weite Strecken keinen Laut vernehmen.

Rechts mündet bei dem Weiler Bruck das Retterſchwangtal, ein Hochgebirgstal, das nur der Senne oder der Bergſteiger begeht. Dann führt die Straße immer dem Bach entlang fort, bis man nach einer kleinen Stunde die erſten Häuſer des weit zerſtreuten Dorfes Hinterſtein erreicht. Es iſt von Bergen rings umſchloſſen — ſteil ſteigen im Oſten Geishorn, Rauhhorn, Kugelhorn und Falken, weſtlich Daumen und Breitenberg empor.

Hier gibt es noch recht idylliſches, von allen modernen Kulturerrungenſchaften unberührtes Sommerfriſchenleben. Da neuerdings auch für gute Unterkunft geſorgt iſt, ſo iſt es kein Wunder, daß ſich immer mehr Fremde in dies entlegene Tal ziehen. Dort kann man

wirklich Ruhe finden, aber keine Zerſtreuung. Wer ſich nicht an Spaziergängen und Ausflügen auf Berg



Waſſerfall im Hintersteiner Tal.

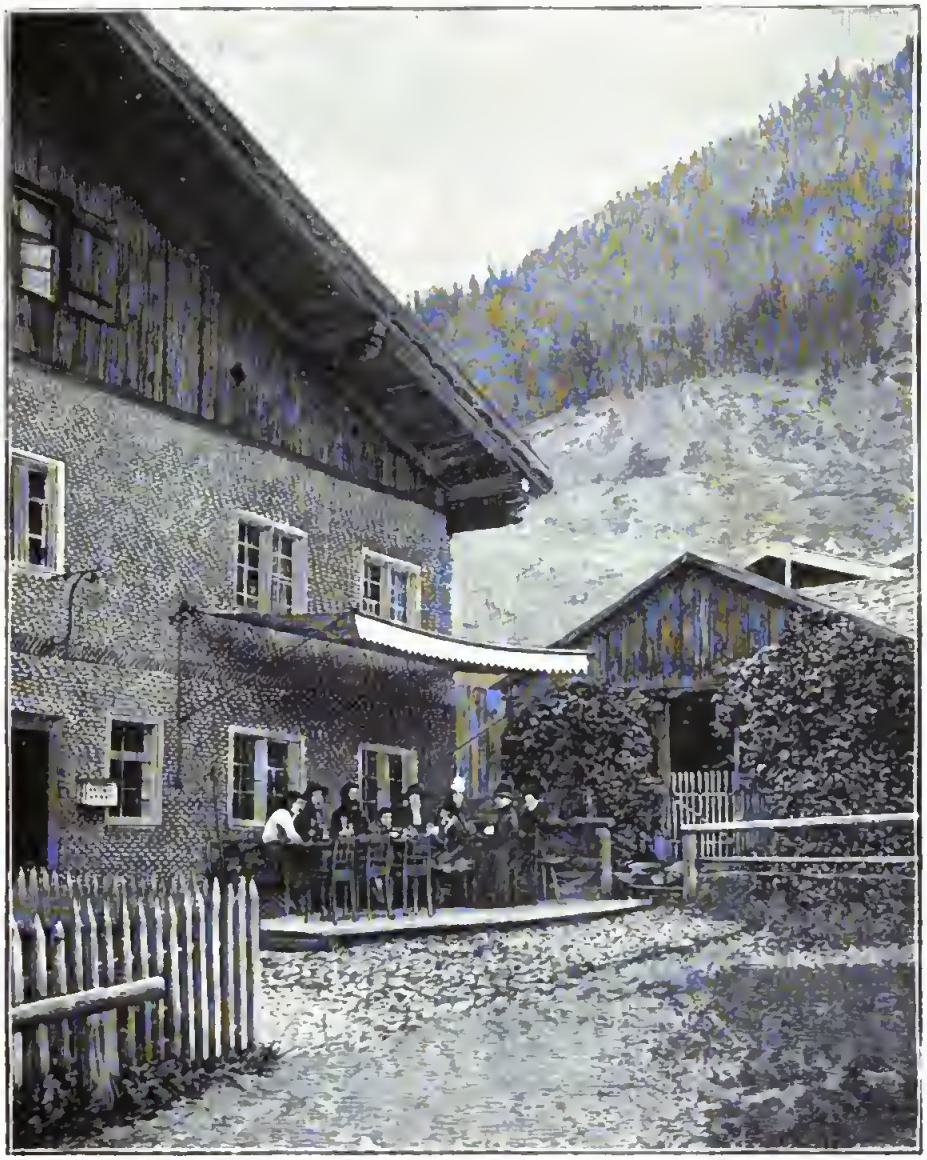
und Matten, an dem Blick auf eine großartige Umgebung, an dem Rauſchen des ſchnell dahineilenden Baches, an dem Geläute der Kuhglocken und der Pracht

der Alpenblumen genügen lassen kann, der bleibe lieber fort.

Manchmal kann man auch Gemsen sehen, denn hier ist ein gutes Jagdrevier, und der Prinzregent Luitpold von Bayern hat sich in Hinterstein ein bescheidenes Jagdhaus gebaut, das ihm während der Jagdzeit Unterstand gewährt. Freilich muß man ein gutes Stück höher steigen, wenn man die scheuen Gemsen erblicken will, denn ins Tal hinab wagen sie sich nicht. Aber steigen muß man in Hinterstein überhaupt immer, sobald man das Haus verläßt, es sei denn, daß man es vorzieht, auf der Straße nach Oberdorf entlang zu wandeln. Weiter talaufwärts kommt man an den Aueleswänden vorbei und durch Wald zur Eisenbreche, einer großartigen Klamm der Ostrach, und noch weiterhin ist die Welt durch hohe Berge abgeschlossen. Wer hier nicht umkehren will, muß einen der mühsamen Übergänge nach Oberstdorf machen, die allerdings im höchsten Grade lohnend und völlig ungefährlich sind. Leute, die sich schon etwas mehr zutrauen können, ohne deshalb zünftige Bergsteiger zu sein, gehen über den Zeiger zum Nebelhorn (2224 Meter), einem berühmten Aussichtsberg, auf den Daumen (2280 Meter) oder auf das Geishorn (2249 Meter). Der König des Hintersteiner Tales jedoch ist der Hochvogel (2592 Meter), der schon größere Ausdauer und ziemlich bergsteigerische Gewandtheit verlangt, dafür aber als einer der großartigsten und schönsten Algäuer Hochgipfel durch eine herrliche Aussicht entschädigt.

Nur kurz — nur etwa 80 Tage im Jahr — währt das sommerliche Leben und Treiben in Hinterstein. Das Klima ist gar rauh, und die Sommergäste wollen schön Wetter haben. Erst Anfang Juli kommen sie allmählich herbei, und sobald die Septemberregen

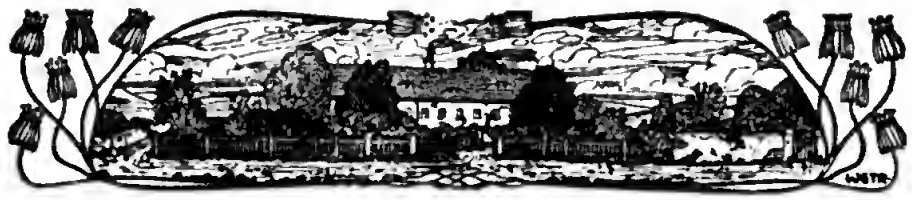
einzusetzen beginnen und mit ihnen Nebel und Kälte, flüchten die letzten sich hinab ins Flachland. Dann herrscht wieder tiefe Einsamkeit im Tale, und wenn gar



Vor dem Wirtshaus in Hinterstein.

der lange, harte Winter mit seinen Schneemassen alles zudeckt und die Gebirgswege ungangbar macht, ist es da oben fast so verlassen wie in Grönland. Nur der Briefbote hält dann den Zusammenhang mit der Zivili-

ſation noch aufrecht. Aber der Fremde, der dort einige ſchöne Wochen verlebte, oder der Bergſteiger, dem Hinterſtein während ſeiner Wanderungen ein angenehmes Standquartier war, denkt mit Freude an die dortige Sommerherrlichkeit zurück und rüſtet ſich bei Beginn der Ferien gern wieder zur Fahrt in jenes ſchöne und verhältnismäßig noch wenig bekannte Gebiet des Algäu.



Für die Katze.

Humoreske von H. Abt.

(Nachdruck verboten.)

Ob er sie wohl wirklich liebte? Ob er sie wirklich so liebte, wie sie geliebt zu werden verdiente, sie mit ihren saphirblauen Augen und dem Goldgespinst ihres Haargelocks?

Saphirblau und Gold — ja, so war auch er gewesen — er, der Herrlichste von allen, dieses Wunderwerk, von Feenhänden geschaffen, dieser Dichtertraum eines gottbegnadeten Modistenhirns. Bei Madame Josephine im Schaufenster hatte er gestanden, hoch über der gemeinen Menge der Toques und Capottes thronend.

Und sie hatte davorgestanden, ganz in Andacht versunken, und hatte dann mit einem zärtlich süßen Schmachten, das Steine erweichen mußte, den Gatten an ihrer Seite angelächelt.

„Der, Kurt — ach, wie mir der stehen müßte!"

Und der Angelächelte? Die Schultern hatte er kurzweg gezuckt, ihren Arm unter den seinen gezogen: „Komm weiter, Käthe!"

Aber sie war stehen geblieben und hatte mit ihrem allerliebsten Kindergesicht gefragt: „Was der wohl kosten mag, Kurtelchen?"

„Jedenfalls das Vierfache vom wirklichen Wert," hatte „Kurtelchen" geknurrt. „Komm, komm!"

„Aber nein — so arg teuer ist Madame Josephine gar nicht," hatte sie ihn widerlegt. „Soll ich mal fragen, Schatzel, was er kostet, grad bloß mal fragen?"

Und ohne des Gatten Zustimmung abzuwarten, war sie in den Laden gehuscht, aus dem sie alsbald mit strahlendem Gesichtchen wieder heraustrat.

„Denk nur, Kurt — bloß sechzig Mark! Der Reiher allein ist seine dreißig wert."

„So — na das freut mich für den Reiher. Und nun vorwärts, Käthe!"

Jetzt war sie mit ihm weitergegangen, denn diesen Ton kannte sie, der war bei aller Ruhe wie ein dicker, dicker Schlußstrich. Ganz still, gesenkten Hauptes ging sie an seiner Seite.

Da sagte er lachend: „Kleines Schaf — du."

Sie wandte langsam das Gesicht zu ihm empor. Er sah, was er ihr angetan. Auf dem Saphirgrunde ihrer Augen schimmerten zwei Tränenperlen.

Er jedoch — ärgerlich war er geworden.

„Na, hör' mal, das geht denn doch über die Hutschnur. Wie ein Kind nach jedem Firlefanz die Hände strecken und losweinen, wenn's ihn nicht kriegen soll! — Guck in die Zeitung — diese Not überall, diese Tausende von hungernden Arbeitslosen! Und du — wenn du so an dir herunterstehst — vor seinem Gewissen kann man's ja nicht verantworten, was so eine einzige Schneiderrechnung von dir beträgt. So was hast du dir wohl noch nicht bedacht, wie?"

„Nein, freilich, das hab' ich mir noch nicht bedacht, daß ich dir einmal zu teuer kommen könnte," hatte ihre Antwort gelautet.

Und er, sie von unten bis oben betrachtend, hatte

gebrummt: „Zu teuer — hm — könnte leicht sein, daß du mir das bist.“ — —

Ja, so hatte er gesprochen — und so hatte er gehandelt!

Ob er sie wohl noch liebte? — Daheim in ihrem Zimmer sitzend, dachte sie darüber nach, dachte auch an den entzückenden Hut bei Madame Josephine, dachte an die hungernden Arbeitslosen, und daß eine unbeschäftigte Modistin ja doch die Zahl der Notleidenden vermehren müsse, und dachte vor allem daran, daß im Verlauf eines Ehejahres ganz ungeahnte Veränderungen an einem Gatten zu Tage kämen.

Daß ihr Kurt, nachdem sie sich in der Stadt getrennt, sie nachher zu Hause fidel und harmlos empfing, als sei nicht das mindeste zwischen ihnen vorgefallen, war nur ein Beitrag mehr zu diesem ernsten Kapitel der Veränderungen, dem sie nun nachsann, bis der abermals ausgegangene Gatte — er ging übrigens merkwürdig viel aus — zum Abendessen heimkehrte und nach ihr rief.

„Na, Käthe, wo steckst du denn?“

Ein wenig langsam folgte sie dem Rufe, der von seinem Zimmer herklang, in dessen Mitte breitbeinig, mit untergestemmten Armen stehend, er sie erwartete. Das heißt natürlich erwartete, daß sie ihm wie üblich um den Hals flog.

Aber sie tat nichts dergleichen. Einen Schritt vor ihm gleichfalls stehen bleibend, fragte sie höflich: „Du wünschest, lieber Kurt?“

Spitzbübisch blinzelte er sie an. „Tadellos, liebe Käthe. Hast du, während ich fort war, im Knigge gelesen?“

„Ich habe nachgedacht,“ antwortete sie wie zuvor.

„So, so — nachgedacht! — Auch 'ne nette Beschäftigung, die gewiß den Reiz der Neuheit für dich hat.“

Stumm, hoheitsvoll kehrte sie sich von ihm ab.

Er schmunzelte. „Patent — der Rücksitz deiner Taille! Aber sei so gut und dreh mir noch mal die Vorderansicht zu.“

Und da sie zögerte, seinem Wunsche nachzukommen, schwenkte er sie selbst bei den Schultern zu sich herum.

„Du, sag' mal, Käthe — — Na nu —“ unterbrach er sich, nach seinem Schreibtisch hinlaufend, aus dessen Innern ein leises Knistern und Rascheln erklang — „was ist denn das?“

„Himmel — eine Maus!“ rief Frau Käthe, hatte ihre Röcke zusammengerafft und war bis auf die Schwelle des Nebenzimmers geflüchtet, von wo sie mit furchtsamen Augen nach dem Schreibtisch hinblickte, in dem das Knistern und Rascheln jetzt mit wahrer Vehemenz laut ward.

„Eine Maus?“ meinte der Gatte. „Das klingt schon mehr wie ein ganzer Rattenkönig.“

Und während die Gattin noch fester ihr Kleid um sich herumzog, begann er, eines nach dem anderen, die Schubfächer seines Schreibtisches aufzuschließen, um darin nach dem, jetzt übrigens verstummten, befremdlichen Geräusch zu forschen, ohne demselben auf die Spur zu kommen. Da, als er auch eines der unteren Schränkchen behutsam aufgeschlossen, kommt wie der Blitz ein schneeweißes Etwas hervorgehuscht, rast ein paarmal über Stühle und Sofa hinweg und ist dann mit einem Sprung auf Frau Käthes Schulter, surrend und schnurrend das seidenweiche Fell an deren Wange reibend — eine junge Angorakatze.

„Aber Puffy, Puffy, wo kommst denn du her?“ rief die Herrin, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, und drückte zärtlich den Liebling an sich.

„Jawohl, wo kommt das Katzenvieh her?“ fragte

nun langsam auch der Gatte. „Oder richtiger — wie kommt sie in meinen verschlossenen Schreibtisch hinein?“

„Verschlossen? Ja, richtig —“ Und inniger drückt Frau Käthe den Liebling an sich, während sie vorwurfsvoll den Gatten anblickt. „Das arme Tierchen — stundenlang — ersticken hätt' sie können. Natürlich hast du sie in den Schreibtisch eingesperrt.“

Doch er schüttelt den Kopf. „Ich — nein. Ich weiß zufällig ganz genau — als ich Nachmittag fortging, saß die Katze auf deinem Schoß. Daher —“ er blickt die Gattin durchdringend an. „Sag' mal, Käthe — solltest du vielleicht zufällig auch einen passenden Schlüssel zu meinem Schreibtisch haben?“

„Ich? Wieso —“ Und plötzlich versteht sie ihn, ihre Wangen röten sich, ihre Augen blitzen ihn an. „Ah — das ist aber stark! Du meinst doch nicht etwa gar —“

„Ich meine, daß du eine echte und rechte Evastochter bist, liebe Käthe, und als solche der Neugier nicht unzugänglich und daher —“ sein Ton klingt wieder gemütlich, als wolle er ihr ein Geständnis erleichtern — „hübsch find' ich's ja gerade nicht, daß du hinter meinem Rücken gekramt hast, aber einen wirklich kriminellen Beigeschmack bekäme die Sache erst durchs Leugnen, daher —“

Aber voll Entrüstung unterbricht sie ihn. „Wie, willst du mich etwa gar zu einer Verbrecherin machen, einer Diebin und Einbrecherin?“

„Du brauchst starke Ausdrücke, Käthe,“ sagt er jetzt ernst und kalt. „Wir wollen uns, bitte, an die einfachen Tatsachen halten. Als ich von Hause fortging, habe ich wie stets meinen Schreibtisch verschlossen, auf deinem Schoß saß die Katze, du bist in meiner Abwesenheit nicht ausgegangen, folglich kann kein Fremder den

Schreibtisch geöffnet haben, und durch das Schlüsselloch vermag die Katze nicht hineinzukommen. Möchtest du nun vielleicht die Güte haben, mir deine eigene Schlußfolgerung zu sagen?"

„Meine Schlußfolgerung?!" Wie eine gereizte Tigerin reckt sie sich vor ihm auf. „Daß du deine eigene Frau schmählich verleumdest, das ist meine Schlußfolgerung. Du wagst es, zu mir zu sprechen wie — wie ein Staatsanwalt. Du — du — was kümmert mich dein Schreibtisch. Und überhaupt, warum schließt du immer deinen Schreibtisch so fest zu? Was für Geheimnisse hast du denn drinnen? Jawohl, Geheimnisse!" Geradezu vernichtend blitzen ihre Augen ihn an. „Es ist mir schon lange aufgefallen, welche Angst du mit deinem Schreibtisch hast. Was für Geheimnisse verbirgst du denn da drinnen vor mir? Was? Wär's etwa schon so weit gekommen, daß du deine Frau nicht bloß verleumdest, daß du sie auch betrügst? Gesteh es ein — welches Geheimnis verbirgst du da drinnen vor mir?"

Statt aller Antwort hat er sich umgedreht, die geöffneten Schreibtischfächer wieder verschlossen und den Schlüssel in seine Tasche versenkt.

Da aber packt sie seinen Arm. „Kurt, die Wahrheit — schwöre mir, daß du kein Geheimnis da drinnen vor mir verbirgst!"

„Du bist verrückt, liebe Käthe," sagt er nur.

Sie klammert sich fester an ihn. „Kurt — schwöre, schwöre! Daß du da drinnen kein Geheimnis vor mir hast — kannst du schwören?"

Schweigend sieht er sie unverwandt an.

„Kannst du schwören?" fragt sie noch einmal, ihre Stimme überschlägt sich fast vor Erregung.

„Nein," sagt er da kurz, dreht sich herum und

ſchreitet zur Tür, von wo er ſich ihr nochmals zuwendet. „Ich werde den Abend über fortbleiben. Vielleicht benützeſt du die Zeit, über das Geheimnis nachzudenken, wie die Katze in den Schreibtiſch kam.“

— — — — — — — — — — — —

Ob ſie nachgedacht hat all die Stunden über, die ſie einſam in ſeinem Zimmer verbracht hat? Auf ſeiner Chaiſelongue ein ſeidener Schlummerpuff, ganz von Tränen durchnäßt, könnte die Art ihres Denkens illuſtrieren. Es iſt nahe an Mitternacht, als ihr Gatte heimkehrt. Ganz in ſich zuſammengekauert ſitzt ſie auf der Chaiſelongue. Auf ihrem Schoß, zum Knäuel zuſammengerollt, das Kätzchen.

Der Eintretende ſtutzt, wie er die beiden ſieht. „Warum biſt du nicht zu Bett gegangen, Käthe?“

„Zu Bett —?“ Sie ſieht ihn vorwurfsvoll an.

Da ſteht er neben ihr, leicht über ihr verwirrtes Haar fahrend. „Käthe — ’s iſt ja nichts dabei, faſt alle Frauen tun das — alle Frauen, glaub’ ich — ſo ein bißchen ſpionieren und ’rumkramen. Zum Lachen iſt’s. Nur — ſieh — ſo das Ableugnen nachher — das, das iſt — —“

Frau Käthe erhebt ſich ſehr plötzlich, das Kätzchen rollt wie eine Kugel von ihrem Schoß. „Ich verſchmähe es, auf deine Andeutungen zu antworten, dir den Glauben an mich aufzuzwingen — dir, der du ſelber in Falſchheit und Heimlichkeit vor mir lebſt. Aber eine Ehe, in der das geſchieht, die hat ihre Würde verloren und darum —“

„Darum trennen wir uns!“ lacht er ſchallend auf. „Natürlich, gleich morgen. Aber heut geh erſt noch mal ſchlafen, denn für die immerhin nötigen Erörterungen des wichtigen Schrittes ſcheinſt du mir augenblicklich nicht in der rechten Verfaſſung zu ſein.“

Doch sie schüttelt langsam den Kopf. „Du irrst dich, Kurt, mir ist sehr ernsthaft zu Mute.“

Er sieht, wie ihre Lippen zucken, und versucht es noch einmal, ihr gütlich ins Gewissen zu reden. „Käthe, Käthe, was soll ich nur von dir denken? Ist's denn so schwer, eine kleine Schwäche einzugestehen? Wollen wir denn wirklich anfangen, uns mit Heimlichkeiten zu hintergehen?“

In Frau Käthes verweinte Augen kommt ein bedrohliches Blitzen. „Ah — du wagst es wirklich noch immer — du! — der du es doch bist, der mich mit Geheimnissen hintergeht!“

„Ich? — I zum Kuckuck ja — du verdienst es, daß ich dich mit der Enthüllung meines Geheimnisses beschäme. Vielleicht bringt dich das zum ehrlichen Eingestehen.“

Und jetzt allen Ernstes erbost, ist er zum Schreibtisch gestürzt, hat das untere Schränkchen aufgeschlossen und — — —

— — — Ihm daraus entgegenspringt, einen Buckel machend, den buschigen Schwanz aufgeplustert, seiner Gattin weiße Angorakatze.

Mit einem Griff hat er dieselbe gepackt und hält sie hoch empor. „Biest — wo kommst du abermals her?“ Und zu der Frau gewandt: „Sie war doch eben noch auf deinem Schoß!“

Frau Käthe schweigt, aber sie beginnt sich aufzurecken, hoch, majestätisch, wie eine Königin.

Kurt aber ist auf den Boden gekniet, und mit weit vorgestrecktem Arm tastet er im Innern des Schränkchens herum, bis er ausruft: „Heureka — da ist des Rätsels Lösung! An der Rückwand ist ein Brett heruntergerutscht, und das Loch hat das Vieh sich zum Durchschlupf ausbaldowert.“

Aufſpringend faßt er mit tollem Gelächter ſeine Frau um die Taille.

„Alſo die ganze famoſe Eheſtandsſzene, die ganze ſchöne Scheidung — für die Katze!“

Sie macht ſich los von ihm und tritt zurück. „Und was beweiſt das mir?“

„Dir? — Ja ſo, du meinſt — na, auch das ſoll — —“

Und abermals vor dem Schränkchen ſich bückend, hat er daraus einen Gegenſtand hervorgeholt, mit dem er ſich feierlich der Gattin nähert.

„Hier, liebe Käthe — was ich vor dir verborgen, hier haſt du es, mein Geheim — — —“

Seine Stimme verſagt plötzlich. Starr ſchaut er auf den Gegenſtand in ſeiner Hand. Hängende Fetzen von ſaphirblauem Krepp, verzerrte Goldſpitzen und daraus hervorragend, kahl und ſtarrend wie ein ödes Stoppelfeld — ein Büſchel weißer Federrippen.

Tiefes, tiefes Schweigen. Dann ein Laut von Frau Käthes Lippen. Halb ein Jauchzen beglückter Liebe, halb ein Schluchzen tiefſten Jammers.

„Ach, Kurt — du liebſter, beſter Kurt! Der Hut — der ſüße, ſüße Hut — —“

„Für die Katze!“ ſpricht er mit Grabestönen, das traurige Wrack betrachtend.

Das Rebhuhn in Nordamerika.

Eine Jagdskizze von W. H. Gainborg.

Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wie das Rebhuhn im alten Europa bei allen Weidmännern, Naturfreunden und Feinschmeckern im höchsten Ansehen steht, so weiß man auch in weiten Gebieten des nordamerikanischen Kontinents den munteren, feisten Bewohner der Stoppelfelder nach seinem ganzen Werte zu würdigen. Die Lebensweise und die Gewohnheiten des beliebten Vogels sind drüben jenseits des Ozeans genau dieselben wie bei uns. Auch dort ist er ein Begleiter der Zivilisation und macht sich überall heimisch, wo der Pflug des fleißigen Landmannes ihm die unerläßlichen Voraussetzungen für seine Existenz geschaffen. „Bob-white" nennt der Amerikaner allenthalben das Rebhuhn, und nur in den Südstaaten kommt daneben auch noch die Bezeichnung „Partridge" vor. Bob-white aber ist nichts anderes als eine Nachahmung jenes Lockrufes, den man über die Felder schallen hört, wenn der selbstbewußte Hahn mit nicht geringem Stolze auf der Einfriedigung daherspaziert und Heerschau abhält

über ſeine Getreuen, oder wenn er in heißer Liebesſehnſucht um die Gunſt der Henne wirbt. Die ſchönſten Tage ſüßer Minne fallen für ihn in den Mai und

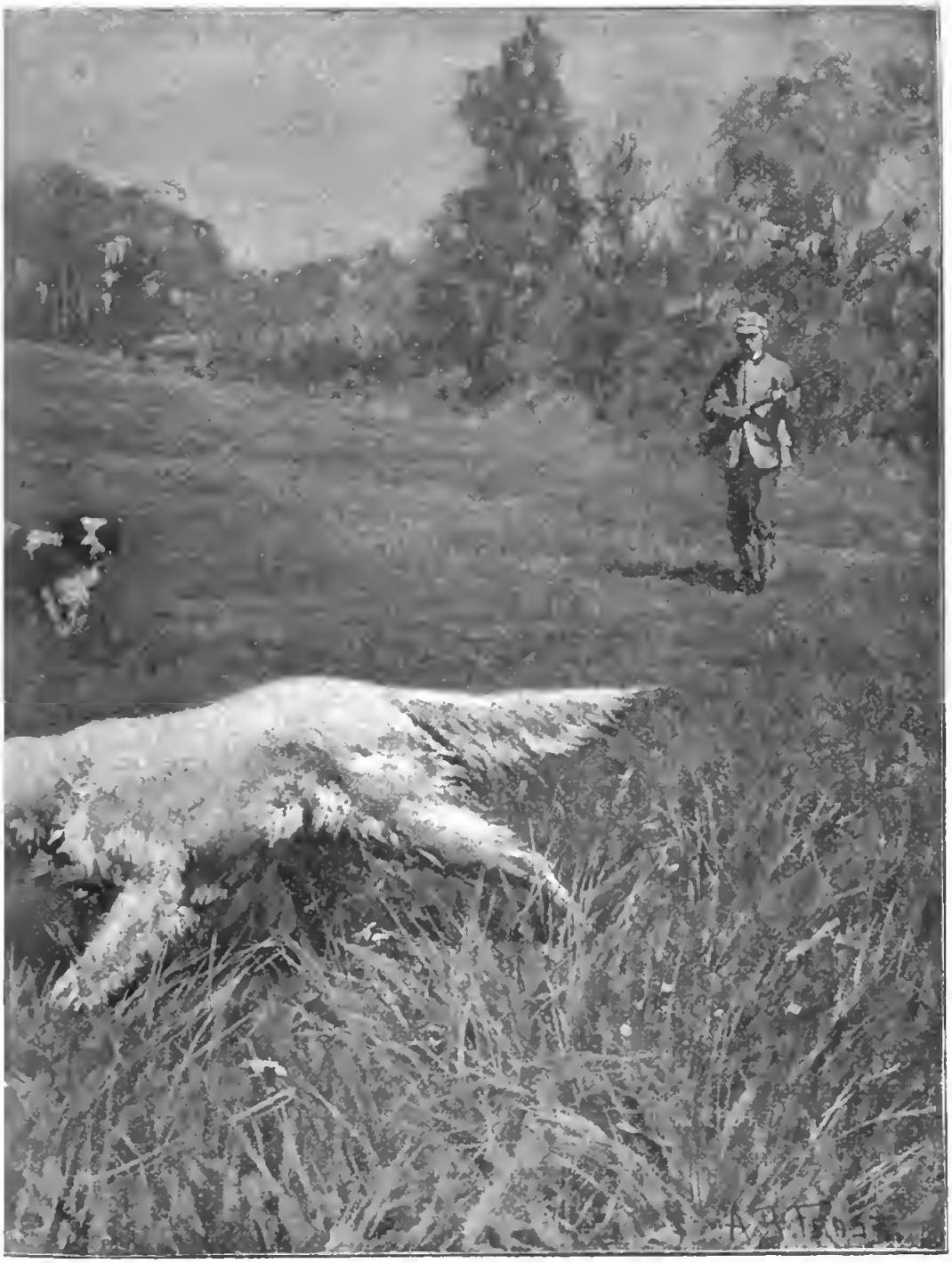
From Harper's Magazine. Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

Bob-white.

Juni. Um dieſe Zeit iſt das Hühnervolk ganz zahm und zutraulich, als gäbe es in der Welt weder Vorſtehhunde noch todbringende Feuerrohre. Wenn aber der Sommer zur Rüſte geht, und die junge Brut Kraft in den Schwingen zu fühlen beginnt, da ſcheint dem luſtigen

From Harper's Magazine.

Auf de

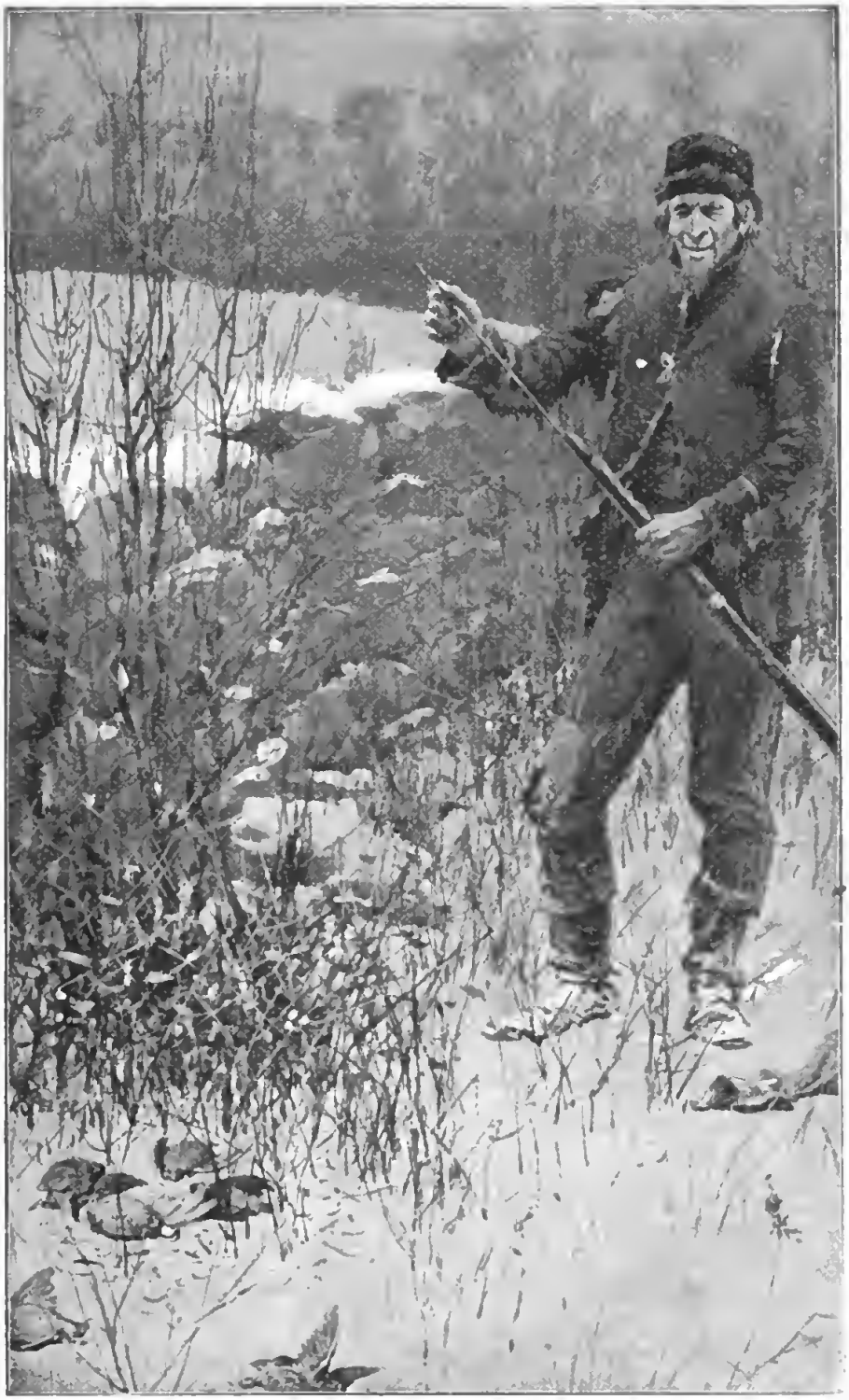


Copyright, 1893 by Harper & Brothers.

Suche.

gefiederten Völklein plötzlich eine Ahnung aufzugehen von dem bitteren Ernſt des Lebens und von all ſeinen Gefahren. In dem Verhalten des Vogels gegen den Menſchen und in all ſeinen Lebensgewohnheiten iſt eine gewaltige Veränderung eingetreten. Man ſieht an den Nachmittagen nicht mehr die langen Hühnerketten ſchäkernd und lockend in den Feldern umherſchweifen, und man hört nichts mehr von dem früher allerorten vernehmlichen wohlbekannten Rufe: „Bob-bob-white.“ Ein durch die trüben Erfahrungen zahlloſer Generationen entwickelter Inſtinkt läßt das Rebhuhn ſeine Vorkehrungen treffen gegen die Gefahren, mit denen Menſch und Tier, ſowie die Unbilden des Wetters es bedrohen.

Die Natur iſt dem armen, viel verfolgten Vogel dabei nach Kräften zu Hilfe gekommen, indem ſie ſeinem Federkleide eine Färbung gab, die es ſehr ſchwer, ja, vielfach geradezu unmöglich macht, das niedergeduckte Rebhuhn von dem Erdreich ſeiner unmittelbaren Umgebung zu unterſcheiden. Ohne die wirkſame Hilfe gut dreſſierter Hunde würde deshalb eine Jagd auf Rebhühner ein ziemlich undankbares und ausſichtsloſes Beginnen ſein. In Caroline, Virginien und Kentucky, wo die wohlſchmeckenden Vögel am häufigſten ſind, hält man denn auch den Beſitz von „hühnergerechten“ Hunden für etwas ganz Unentbehrliches. Schon die ſpielenden Übungen des Knaben laſſen da erkennen, wie vollſtändig er durchdrungen iſt von der Notwendigkeit, ein guter Hühnerſchütze zu werden. Und es bedeutet ihm einen der wichtigſten Wendepunkte in ſeinem Leben, wenn er zum erſten Male mit den Männern ſchießen darf, ſtatt ihnen wie bisher die Reitpferde zu halten. Fleißig übt er ſich im Schuſſe auf geworfene Blechkannen, um ſpäter, wenn Auge und Arm anfangen ſicherer zu werden,



From Harper's Magazine. Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

Reiche Beute.

die „Bull Bats“ aufs Korn zu nehmen, jene großen Fledermäuse, die im Frühherbst vor Eintritt der Dunkelheit in großer Anzahl schwerfälligen Fluges umherzuflattern pflegen.

So reichlich freilich wie in manchen Gegenden Deutschlands fällt in Amerika auch für den besten Schützen die Beute kaum jemals aus. Während eines Birschtages zwanzig bis fünfundzwanzig Hühnerketten aufzustöbern gilt in Virginien als ein sehr guter Erfolg, den man am ehesten in den Flußtälern und nur unter außergewöhnlich glücklichen Umständen in den Getreidefeldern erzielt. Als Hühnerhunde werden kraushaarige Setter und wohl auch der kurzhaarige, schlank gebaute Pointer gehalten. Besonders bevorzugt sind einige Spielarten des ersteren: der Gordonsetter, meist schwarz oder schwarz und braun, der englische Setter, weiß mit schwarzen, gelben, orange- oder lederfarbigen Flecken, und der rote irische Setter.

Die Birschgänge führen in den Südstaaten den Jäger über viel weitere Geländestrecken, als es in Europa der Fall ist. Man begibt sich deshalb auch meist zu Pferde auf die Hühnerjagd und reitet bis zu den Feldern, von denen man sich einen Erfolg verspricht. Erst wenn die Hunde stehen, steigt der Jäger aus dem Sattel und macht sich schußbereit. Eine solche Art des Birschens stellt an die Ausdauer der Hunde natürlich sehr große Anforderungen, und nur die kräftigsten Tiere bleiben den Anstrengungen dieser Jagd längere Zeit hindurch gewachsen, namentlich wenn es sich um hügelige, teilweise mit Gehölz bestandene Bezirke handelt. Daß aber die amerikanische Jagdart abwechslungsreicher und reizvoller ist als die bei uns übliche, wird man keinem Weidmann erst zu versichern brauchen.

Erfrischend und prickelnd wie Champagner wirkt schon der scharfe Morgenritt in der würzigen Kühle des beginnenden Frühherbsttages. Die Hunde halten sich dicht hinter den Pferden, bis plötzlich eine Lichtung

From Harper's Magazine. Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

Ein guter Schuss.

auftaucht, ein Feld mit Weizenstoppeln aus dem Vorjahre, erfahrungsgemäß ein ausgezeichnetes Jagdgebiet. Die Hunde gehen sofort über die Umzäunung, während die Jäger langsam an derselben entlang reiten. Die Hühner halten sich an solchem Morgen gern auf sonnenbeschienenen Stellen auf, und wenn ein Gehölz angrenzt, in möglichster Nähe desselben. Jetzt hat der erste der

Hunde ein Volk aufgespürt. Unbeweglich, wie angewurzelt, bleibt er stehen, den einen Vorderfuß angezogen, während die obere Linie des Körpers schnurgerade ist von der Nasenspitze bis zum Ende der elegant gestreckten Rute, die Augen starr und unverwandt auf den nämlichen Fleck gerichtet. Blitzschnell fliegen die Zügel der Pferde um einen Balken der Einfriedigung. Die Patronen gleiten geräuschlos in die Gewehre, und vorsichtig nähern sich die Jäger. Da geht mit großem Lärm ein Volk von zwanzig Hühnern aus den Stoppeln auf, und wem ein kühler Kopf gegeben ist, der bringt wohl seine zwei Treffer an.

Interessant ist es, in solchem Augenblick die verschiedenen Temperamente der Hunde zu beobachten. Der eine, gewöhnlich ist es die Hündin, legt sich beim Schusse vorschriftsmäßig auf den Boden nieder; der andere kann sein heißes Blut nicht zügeln, er stürzt schon vor, wenn die Kette aufsteigt, um zwei gefallene Hühner auf einmal im Maule zu apportieren, wenige Sekunden nachdem der Knall der Gewehre verhallt ist.

Unangenehm für den Jäger kann es trotz aller Ergötzlichkeit des Anblicks werden, wenn etwa durch ein wildes Kaninchen Abwechslung in die Situation gebracht wird, und wenn einer der Hunde, taub gegen alle strengen Kommandorufe, auf eigene Faust die Jagd aufnimmt. Eine solche Jagd hat gewöhnlich den doppelten Nachteil im Gefolge, daß sie die Hühner aufscheucht und den Hund vor der Zeit ermüdet, so daß es das eifrigste Bestreben des Jägers sein muß, seine Hunde standfest zu machen gegen derartige immer wiederkehrende Versuchungen, ein Ziel, das allerdings bei manchem Setter niemals zu erreichen ist.

Die Niederungen kleiner Flüsse sind, wie schon erwähnt, in Virginien die beliebtesten Jagdgründe.

From Harper's Magazine.

Auf falscher Fährte.

Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

Kommt man an das Waſſer, ſo findet man wohl ſeinen Hund ſchon der ganzen Länge nach darin liegen. Solche Erfriſchung muß man einem Setter unter allen Umſtänden zeitweilig gönnen, und wenn man in einer hochgelegenen, waſſerarmen Gegend jagt, geſchieht es ſehr leicht, daß der Hund auf Stunden völlig unbrauchbar wird. Denn dann kann man es auch erleben, daß er plötzlich und geheimnisvoll verſchwindet, um irgendwo in der Umgebung — oft handelt ſich's allerdings um drei Kilometer und mehr — ein eiliges Bad in dem von ihm ausgewitterten Bache zu nehmen.

Oft richtet ſich der virginiſche Jäger in einem beſonders ergiebigen Terrain auch zu längerem Aufenthalt ein. Den Pferden werden leichte Fußfeſſeln angelegt, und die Birſch wird zu Fuß aufgenommen, wobei man ſich oft um ſehr beträchtliche Strecken von den Pferden entfernt. Freilich entſpricht der Erfolg auch in ſonſt ertragreichen Gegenden nicht immer den gehegten Erwartungen. Entweder iſt das Wetter ſo naß, daß die Hühner ſich im dichten Unterholz verſtecken, wo die Hunde kaum vorwärts kommen, oder es iſt ſo trocken, daß ſelbſt den feinſten Spürnaſen die Witterung fehlt, während die Vögel, ſtatt auf den Feldern nach Futter zu ſuchen, an irgend einer Waſſerrinne im Sumpfe hocken.

In Amerika wie bei uns iſt das Rebhuhn von gar vielen Feinden bedrängt und hat unter den Unbilden der Witterung oft ſehr ſchwer zu leiden. Der Habicht iſt eigentlich ohne Unterlaß auf der Suche nach dem wohlgenährten, ſchmackhaften Vogel, und dieſer unerſättliche Jäger räumt viel nachhaltiger unter dem beliebten Federwild auf, als es ſelbſt der geſchickteſte und ſchonungsloſeſte Schütze vermöchte. Man lockt den Habicht denn auch am ſicherſten durch eine Nachahmung

From Harper's Magazine.

Im Unterholz.

Copyright, 1898, by Harper & Brothers.

des Lockrufes der Rebhühner, und ein guter Schütze holt ihn noch auf eine Entfernung von 40 Meter mit grobem Schrot ziemlich ſicher herunter. Exemplare mit einer Flügelſpannung von 5 Fuß ſind dabei durchaus keine ſeltene Beute.

Die ſchlimmſte Zeit für unſeren munteren Bob-white iſt die Mitte des Winters, zumal bei ſtarken Schneefällen. Stellt ſich dann auf dem Schnee auch noch eine Eiskruſte ein, ſo erfrieren mitunter alle Völker eines Bezirks. Man findet die armen Tiere dann unter der Eiskruſte tot im Schnee, in den ſie ſich zum Schutz gegen die Kälte, eng aneinander geſchmiegt, eingewühlt hatten. Das Fleiſch des amerikaniſchen Rebhuhns iſt um dieſe Zeit von dunkler Farbe und ſehr zäh; die Blätter des Lorbeers und anderer immergrünen Gewächſe, die jetzt die einzige Nahrung der Tiere ausmachen, geben ihm einen unangenehmen, bitteren Geſchmack. Das von grimmigſter Not gepeinigte Huhn wird jetzt ſehr keck und ſtattet ſogar ab und zu den Farmhäuſern und Wirtſchaftshöfen freundnachbarliche Beſuche ab. Wer auf Weidmannsehre hält, ſchießt unter ſolchen Umſtänden kein Rebhuhn, aber der Neger, der nur ſelten das Wagnis unternimmt, auf einen fliegenden Vogel zu ſchießen, unterläßt es nie, dieſe günſtige Gelegenheit zu benutzen und mit irgend einer alten Muskete ein ſchreckliches Blutbad unter den ſchutzloſen kleinen Geſchöpfen anzurichten.

Wo die Hühnerjagd vernünftig gehandhabt wird, beeinträchtigt ſie den Beſtand durchaus nicht. Das Rebhuhn erfreut ſich einer ſehr zahlreichen Nachkommenſchaft, und ſelbſt wenn in einer Jagdzeit drei Viertel der vorhandenen Geſamtzahl abgeſchoſſen werden, wird doch im nächſten Jahre eher eine Zunahme als eine Verringerung wahrzunehmen ſein. Der gerechte Weid-

mann erinnert ſich freilich auch während des harten Winters ſeiner bedrängten Hühnervölker. Er kennt ihre Standorte und füttert ſie mit einer geringen Weizenſorte. Da kommt es dann gar nicht ſelten vor, daß die klugen Tiere ihre Wohltäter kennen lernen und ganz zutraulich zu ihnen werden. Halb laufend, halb fliegend kommen ſie dann wie Küken zum Futterplatz und geben durch ein leiſes, angenehmes Pfeifen ihre Freude und ihr Wohlbehagen zu erkennen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die beiden Kammerjunker. — Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde in Dänemark die Titelsucht epidemisch. Ein Beobachter schrieb zu jener Zeit darüber: „Jeder anständige Mensch glaubt jetzt die gegründetsten Ansprüche auf einen Titel zu haben und bittet so lange, bis er ihn erhält und dadurch zum Glücklichsten der Sterblichen wird. Es gibt Apotheker, die als „Kriegsräte" paradieren, Kaufleute sind „Justizräte" und wohlhabende Maurermeister „Kriegsassessoren". Am allerbeliebtesten und vielbegehrtesten aber ist der Titel „Kammerjunker". Am öftesten freilich wird er Adeligen verliehen, zuweilen aber auch Bürgerlichen; doch ist er für letztere allerdings etwas schwieriger zu erlangen."

Als Friedrich VI., dieser gute und gerechte König, zur Regierung gelangte, beschloß er, das lächerliche Titelwesen einzudämmen, und wies in den öffentlichen Audienzen, welche er wöchentlich einmal zu erteilen pflegte, die meisten Leute, welche um die Verleihung eines Titels sich bemühten, mit ihren Bittgesuchen ab.

Einem Herrn Trolle erging es auch so, der durchaus den Titel Kammerjunker haben wollte. Trolle war ein reicher Rentier und Häuserbesitzer in Kopenhagen, zeichnete sich aber vor seinen Mitbürgern durch keine besonderen Verdienste aus. Durch den ersten Mißerfolg seines Gesuchs

ließ er ſich nicht abſchrecken; er ſtellte ſich vielmehr in jedem Vierteljahr einmal zur Audienz im Schloſſe ein, wo der König ſein ſchriftliches Geſuch entgegennahm, ſeine mündliche Bitte anhörte und dann mit freundlichſter Miene die ſtereotypen Worte ſprach: „Nun, mein lieber Herr Trolle, wir wollen ſehen, was ſich tun läßt.“ — Darauf erfolgte dann regelmäßig einige Zeit nachher der abſchlägige Beſcheid.

In anderen Ländern hätte man ſchließlich den titelſüchtigen Herrn Trolle vielleicht als einen vom Querulantenwahnſinn Befallenen behandelt, aber ſo etwas hätte die Gutherzigkeit des Dänenkönigs niemals zugegeben. So kam denn der ehrgeizige Rentner zehn Jahre lang alle drei Monate wieder. Dann verfiel er in eine gefährliche Krankheit und fühlte ſeinen Tod herannahen. An ſein Sterbelager ließ er ſeinen einzigen Sohn Harald kommen und ſagte zu ihm: „Mein lieber Sohn, bald wird es aus mit mir ſein. Ich laſſe dich wohlverſorgt zurück, ſcheide aber mit Unmut aus dieſem Leben, weil mein ſehnlichſter Wunſch nicht in Erfüllung gegangen iſt. Auf dem Grabſtein, den du mir ſetzeſt, wird leider nicht ſtehen: „Hier ruht der Kammerjunker Waldemar Niels Trolle“, ſondern nur ganz einfach mein Name ohne jeden Titel. Wäre mir längeres Leben vergönnt, würde ich es wohl noch durchſetzen; doch es ſoll leider nicht ſein. Trotzdem gebe ich die Sache nicht auf. Mit meinem Erbe hinterlaſſe ich dir die Verpflichtung, die Erlangung des Kammerjunkertitels mit derſelben Energie zu erſtreben, wie ich es getan habe. Verſprich mir, daß du dieſen meinen letzten Wunſch erfüllen willſt.“

„Ich verſpreche es dir, lieber Vater,“ ſagte tief ergriffen der junge Mann; „ich will treulich tun, was du von mir begehrſt.“

Anſcheinend war dies dem Sterbenden ein angenehmer Troſt. Ein zufriedenes Lächeln umſpielte ſeine Lippen, als er bald nachher verſchied.

Einige Zeit darauf fand, wie gewöhnlich, die öffentliche Audienz im Schloſſe ſtatt. Auf der Liſte der Audienzſucher

ſtand auch der Name des Herrn Trolle. „Alſo der Unvermeidliche iſt auch wieder da," ſagte der König lächelnd, indem er ſich in den Audienzſaal begab. Aber wie erſtaunte er, als anſtatt des alten Trolle ihm ein ganz junger Mann gegenüberſtand.

„Dies iſt doch nicht Herr Trolle?" ſagte der König.

„Verzeihung, Majeſtät," verſetzte Harald. „Ich bin Trolle der jüngere. Mein Vater iſt geſtorben."

„Das bedauere ich. Und was wünſchen Sie?"

„Ich komme wegen des Titels. Die Angelegenheit iſt nunmehr als eine heilige Verpflichtung auf mich übergegangen." Und er berichtete, was in ſeines Vaters Sterbeſtunde vorgegangen war.

„Höchſt ſeltſam!" rief Friedrich VI. „Aber, junger Herr, Sie gefallen mir! — Nun, für heute gehen Sie nur nach Hauſe. Ich werde mir die Sache überlegen und ſehen, was ſich dabei tun läßt."

Nachher war eine Miniſterſitzung im Schloſſe. Während derſelben brachte der König heiter geſtimmt Harald Trolles Titelgeſuch zur Sprache, erzählte den merkwürdigen Anlaß dazu und bemerkte: „Ich bin faſt geneigt, diesmal eine Ausnahme zu machen."

„Majeſtät," ſagte der Finanzminiſter, „der junge Trolle iſt ein Schlaukopf, viel pfiffiger als ſein wunderlicher Vater. Ich glaube, er hat die Geſchichte mit dem Gelöbnis nur erſunden und würde leicht auf den Titel verzichten, wenn die Sache eine tüchtige Summe Geldes koſtete. Man ſollte die Verleihung ſolcher Auszeichnungen möglichſt teuer machen, für das Diplom eine anſehnliche Summe beanſpruchen und außerdem eine erhebliche jährliche Rangſteuer für die Führung des Titels."

„Wahrhaftig, die Idee iſt vortrefflich!" rief zuſtimmend der König. „Es würde das beſte und ſicherſte Mittel ſein, der unſinnigen Titelſucht einen Riegel vorzuſchieben."

Der alte kluge Finanzminiſter nickte lächelnd: „Und für unſere etwas bedrängten Finanzen würde es recht zuträglich ſein. Die titelſüchtigen Leute ſind meiſt reich, ſie werden

für die erſtrebte Ehre mit dem größten Vergnügen zahlen. Die neu einzuführende Rangſteuer würde weiſe und gerecht ſein, denn ſie iſt gegründet auf die Eitelkeit in der Menſchennatur.“

Die Einführung einer Titel- und Rangſteuer wurde in der Tat beſchloſſen. Mit Harald Trolle machte man die erſte Probe. Es wurde ihm mitgeteilt, daß er den gewünſchten Titel erhalten könne, doch müſſe er eine bedeutende Summe für die Ausfertigung des Diploms und eine jährliche anſehnliche Rangſteuer dafür entrichten. Sofort erklärte er ſich dazu bereit. Darauf erhielt er den heiß begehrten Titel Kammerjunker. Schon bei dem erſten Verſuche alſo hatte er erreicht, was ſein Vater in zehn Jahren und in vierzig Audienzen nicht zu erlangen vermocht hatte.

Auf ſolche Weiſe wurde die Rangſteuer in Dänemark eingeführt. Der eingangs von uns erwähnte Beobachter ſchrieb damals darüber: „Die vernünftigſte Idee des jetzigen däniſchen Finanzminiſters iſt unſtreitig die, daß er die Titelſucht als Luxusartikel bedeutend beſteuert hat. Es gibt Titel, deren Diplome mehr als tauſend Taler koſten und dann noch eine jährliche Steuer von hundert Taler und mehr.“ Allerdings wurde die Titelſucht dadurch nicht eingeſchränkt, aber die Steuer erwies ſich für die Staatskaſſe als recht ertragreich. Und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag, denn noch jetzt iſt man in Dänemark, beſonders in Kopenhagen, ſehr lüſtern nach Titeln. Unter den vielen vorhandenen aber iſt der Titel Kammerjunker noch immer der beliebteſte und begehrteſte. J. O. Hanſen.

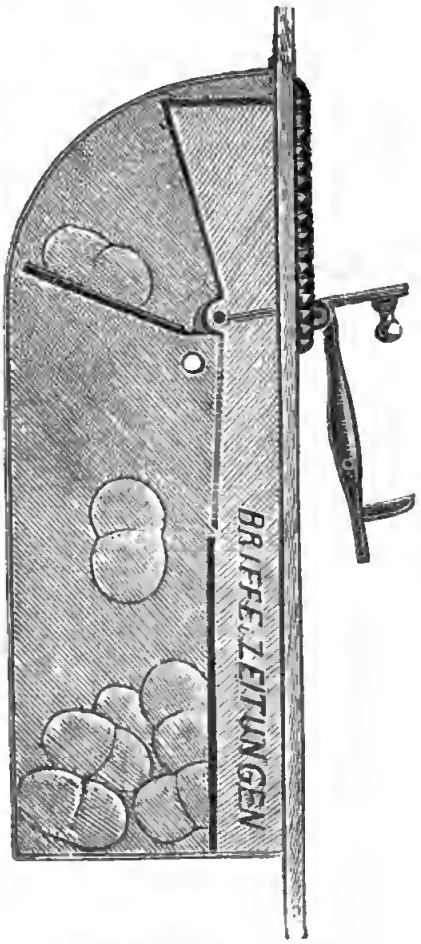
Neue Erfindungen: I. Einwurfkaſten für Briefe und Waren. — In vielen Städten iſt es Brauch, daß der Bäckerjunge die Frühſtücksbrötchen (Semmeln) bereits bringt, wenn die Bewohner noch ſchlafen. Er tut ſie in den Beutel, der zu dieſem Zweck an der Korridortür aufgehängt iſt. Leider kommt es nicht ſelten vor, daß die ſo abgelieferten Brötchen ſtatt auf den Frühſtückstiſch der Eigentümer in die Hände von Spitzbuben geraten. Dieſer Möglichkeit, die auch allen anderen Waren droht, die in

Neuer Einwurfkasten geschlossen.

rechte Scheidewand in zwei Räume geteilt ist, deren Einwurföffnungen durch eine Doppelklappe zugängig gemacht sind. Die kleine, in der verschließbaren Hauptklappe bewegliche Klappe für das Einwerfen von Briefen u. s. w. in dem vorderen Raum bleibt unverschlossen. Sollen Brötchen, Pakete u. s. w. in den größeren Raum eingeworfen werden, so muß die Hauptklappe aufgeschlossen und geöffnet werden. Während die Abwesenheit der Bewohner vom Überbringer vor der Wohnung irgendwie deponiert werden, soll der Einwurfkasten vorbeugen, den die Erfinder Otto Eilers und Friedrich Posse dem Patentbureau Sack in Leipzig übergeben haben. Der auf der Außenseite an der Korridortür befestigte Behälter dient gleichzeitig als Frühstückskasten und zur Aufnahme von Postsendungen, zu welchem Zweck derselbe durch eine senk-

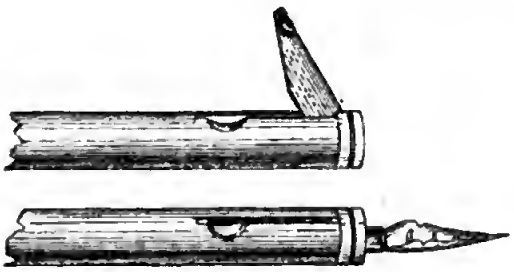
Neuer Einwurfkasten geöffnet.

Klappe nach vorn sich senkt, erhebt sich im Innenraum oben eine mit ihr korrespondierende Platte, welche die Waren in Empfang nimmt. Schließt man die Klappe, so bewegt sich jene Platte entsprechend abwärts, und die Waren fallen in den unteren Teil des Hauptbehälters, in welchem sie durch die den Zugang nach unten völlig sicher verschließende Klappe vor widerrechtlicher Entnahme geschützt sind.



Das Innere des Einwurfkastens.

II. Ein neuer praktischer Federhalter wird soeben von der Firma L. u. C. Hardtmuth in Budweis-Wien auf den Markt gebracht. Durch eine verblüffend einfache mechanische Vorrichtung (wie die untenstehende Abbildung dies näher erläutert) wird die Feder durch Hebeldruck in die Hülse eingeklemmt. Die dadurch hervorgerufenen Vorzüge sind einleuchtend: Der Schreiber kann die Feder ganz wie es für seine Hand paßt — kurz oder tief — in den Halter einstellen; die Feder kann niemals einrosten, und endlich fällt das unangenehme Herausnehmen der abgenützten Feder, wobei bis jetzt in den meisten Fällen die Finger mit Tinte beschmutzt wurden, fort. Durch einfaches Aufheben



Hardtmuths patentierter Federhalter (1/2 der natürlichen Grösse).

des Hebels fällt die Feder von selbst heraus. Der Federhalter ist in allen besseren Papier- und Schreibmaterialhandlungen käuflich.

Charles Dickens als Spieler. — Der berühmte Romandichter mußte in seinen Jugendjahren viel Not und Elend ausstehen. Sein Vater, ein unpraktischer, leichtsinniger Geschäftsmann, saß meist im Schuldgefängnis, und seine Mutter vermochte ihn und seine Geschwister nicht zu ernähren. Schon als kleiner Knabe mußte er also durch seiner Hände Arbeit zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Er wurde in eine Wichsfabrik geschickt, wo er zahllose Wichstöpfchen zubinden mußte und täglich einen Schilling verdiente. In dieser Fabrik lernte er einen anderen Knaben kennen namens Robert Fargin, der neben ihm arbeitete.

Doch diese bittere Leidenszeit ging endlich für Dickens vorbei, und er durfte wieder eine Schule besuchen. Dann arbeitete er als Berichterstatter für Zeitungen, verfaßte später seine „Londoner Skizzen" und veröffentlichte im Jahre 1836 den höchst erfolgreichen komischen Roman „Die Pickwickier", durch welchen er mit einem Schlage einer der gelesensten und gefeiertsten Schriftsteller Englands wurde.

Damals war in der St. Jamesstraße zu London der prachtvolle Palast des sogenannten Crockfordklubs erbaut worden, eine Spielhölle der allervornehmsten Art, benannt nach ihrem Gründer Crockford, einem ehemaligen reichen Fischhändler. Zu Studienzwecken wünschte Dickens einmal diesen Spielklub zu besuchen. Es war ihm nicht schwer, sich eine Einführungskarte in den Klub zu verschaffen, und so ging er denn eines Abends dorthin. Im glänzend erleuchteten Vestibül des Spielpalastes empfing ihn ein reichgekleideter Portier.

„Was sehe ich, du bist's, Bob!" rief der Romandichter erstaunt, als er den ehemaligen Arbeitskameraden aus der Wichsfabrik erkannte.

„Jawohl, Charley, ich bin hier als Portier angestellt."

„Und es geht dir gut?"

„Sehr gut. Aber was willſt du denn hier?“

„Ich möchte mir dies Leben und Treiben etwas näher anſehen.“

„Höre,“ flüſterte vertraulich Bob Fargin, indem er ſich vorſichtig umſchaute, „tu's lieber nicht! Gehe nicht hinein! Laſſe dich von mir warnen, nimm deine Beine in die Hand und mach, daß du weiterkommſt! Es iſt ja freilich gegen das Intereſſe meines Herrn, wenn ich ſo zu dir ſpreche, aber du biſt mein Jugendfreund aus der Wichsfabrik, und deshalb halte ich es für meine Pflicht, dich zu warnen. Ich ſage dir, du wirſt drinnen gerupft, daß es eine Art hat.“

„Beſten Dank für deine wohlgemeinte Warnung, Bob,“ ſprach lächelnd Dickens. „Doch kann ich deinen guten Rat nicht befolgen. Ich muß dies merkwürdige Etabliſſement genau anſehen und zwar aus beſonderen Gründen. Schlimm kann's nicht werden; ich habe nur zehn Pfund zu mir geſteckt. Wenn ich die verliere, iſt nicht viel daran gelegen, denn ich hab's nicht mehr ſo knapp wie wir beide damals in der Wichsfabrik.“

Es befanden ſich in den Spielſälen viele elegante Herren. Einige davon kannten den jungen Romanſchriftſteller und nickten ihm flüchtig zu, jedoch ohne durch ſein Erſcheinen ſich in ihrem Spiel ſtören zu laſſen.

Der Leiter des Ganzen, nämlich der alte grauhaarige Mr. Crockford, der ausſah wie ein vollendeter Biedermann, war ſelbſt anweſend. Er wechſelte einige Blicke mit den Croupiers.

Dickens beobachtete ein Weilchen das Leben und Treiben; dann verſuchte er ſein Glück und ſetzte fünf Pfund auf eine Karte. Er gewann, ließ den Gewinn ſtehen und gewann abermals, dann noch einigemal.

Als er gehen wollte, traf er an der Tür wieder ſeinen Jugendfreund.

„Nun,“ ſagte leiſe der in die Geheimniſſe der Spielhölle eingeweihte Bob Fargin, „da biſt du alſo wieder. Natürlich gänzlich ausgebeutelt — he?“

„Im Gegenteil — ich habe gewonnen."

„Du haſt gewonnen?"

„Reichlich ſechshundert Pfund."

„Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugegangen ſein. Man hat wohl deine ſpitze Feder gefürchtet. Du ſchreibſt doch für den „Morning-Chronicle" und andere Zeitungen?"

„Jawohl."

„Da hat man alſo vermutet, daß du einige Artikel über den Crockfordklub zu ſchreiben gedenkſt, und deshalb dich einen hübſchen Gewinn einſtecken laſſen, damit deine Schreiberei nicht allzu gefährlich werden möge."

Dickens lachte. „Nun, dann hat man ſich einigermaßen geirrt," ſagte er dann. „Ich will keinen ſpeziellen Artikel über den Crockfordklub ſchreiben. Nur um zu ſtudieren, kam ich her. Ich arbeite nämlich an einem neuen Roman, und in einem Kapitel desſelben gedenke ich das Treiben in einer faſhionablen Spielhölle zu ſchildern. Das war der eigentliche Zweck meines Beſuchs."

„Jedenfalls tuſt du beſſer, du bleibſt künftig davon," rief ihm ſein ehemaliger Kamerad noch nach.

„Einmal und nicht wieder!" dachte vermutlich auch der geiſtreiche Romandichter. Er beſuchte den prächtigen Spielpalaſt in der St. Jamesſtraße nicht zum zweiten Male. F. L.

Die Tiere und der Rauſch. — Es gibt auch unter den Vierfüßern recht viele Trunkenbolde, ja man hat ſogar bezügliche Verſuche mit Schmetterlingen gemacht, und wir wollen hier nur auf die Verſuche des Naturforſchers Tutt hinweiſen, welcher Schmetterlinge in ein geräumiges Glashäuschen einſchloß, in dem ſich nektarreiche Blumen befanden, wobei ſich ergab, daß dieſe Tierchen bedeutend lieber jenen Arten von Blumen zuſprechen, deren Deſtillation Alkohol ergibt. Dieſer Gewährsmann erſetzte dann die Blumen mit kleinen farbigen, bis oben mit Branntwein gefüllten Gläſern, und unſere kleinen Freunde ſetzten ſofort ihre Saugrüſſel in Bewegung und ſchlürften mit ſichtlichem Wohlbehagen das betäubende Naß. Daß Pferde und Hunde und andere Haus-

tiere am Alkohol Gefallen finden, ist männiglich bekannt. Ich hatte ein Pferd, das sehr gern eine Schale mit leichtem Wein annahm, und da es sehr phlegmatisch war, so besserte ich sein Temperament mit gelegentlicher Alkoholzufuhr ein wenig auf. In Graz besaß ich eine dänische Dogge, welche dem Biere zugeneigt war und einmal beinahe einen ganzen Liter Pilsener Bier vertilgte. Die Vererbung spricht in vielen Fällen ein gewichtiges Wort, so auch in diesem, denn die Mutter des erwähnten Missetäters war einem Gastwirt zu eigen gewesen, bei dem sie offenbar das Laster der Trunksucht erworben hatte.

Aber auch stärkeren Berauschungsmitteln, so dem Opium, wenden sich Tiere zuweilen zu. Der französische Forscher Thorel, welcher als Mitglied einer wissenschaftlichen Mission das Mekhonggebiet bereiste, erzählt aus diesem noch so dunklen Teile Indiens, daß die dort mit den Blättern und Kapseln des Mohns ernährten Schweine sich an diese Kost gewöhnen und beträchtlich abmagern, wenn man sie ihnen entzieht. Beachtenswert ist auch die Erscheinung, daß die Bienen in der ausgedehnten Provinz des Jünnan vor der Einführung der Mohnpflanze nicht existierten, gegenwärtig aber, seit der Ausdehnung der Kultur dieses Gewächses, dermaßen an die Opiumvertilgung gewöhnt sind, daß sie alljährlich mit dem Verblühen der Pflanze in großen Mengen zu Grunde gehen, weil ihnen die Blüten zum Aussaugen fehlen. Nach den Angaben Burns teilen die Türken in manchen Gegenden ihr Opium mit ihren Pferden, wenn sie von denselben eine außerordentliche Leistung zu fordern haben.

Und nun erst die Katzen! Diese sind ganz leidenschaftliche Freunde des Opiumrauches, respektive werden es schnell, wenn sie in die Umgebung von Opiumrauchern kommen. Alle diejenigen, die in Cochinchina und in Cambodja die Häuser besuchten, in denen man sich dem Laster des Opiumrauchens hingibt, waren von der Menge der Katzen überrascht, die sich dort aus der ganzen Nachbarschaft zusammenfinden. Auf einem Gute zu Dat-ho im Saigungebiete be-

fand ſich eine große Katze, die ſich jedesmal, wenn ihr Herr und Gebieter ſeine Opiumpfeife anzündete, ſchmeichelnd ihm zugeſellte und deutlich ihr Wohlbehagen über den Opiumrauch kundgab. Nach kurzer Zeit ſchlief ſie ein, und wenn man ſie erweckte, zeigte ſie ſich unzufrieden und wies Symptome großer Unruhe auf.

Es befanden ſich dort auch zwei Affen, welche jeden Abend ins Raucherzimmerchen geführt wurden; einmal fand einer derſelben, der blind war, die Kaſſette mit den Zigarrenreſten und koſtete ſie, fand Gefallen daran, und von da ab, vom Geruch geleitet, ging das Tier immer auf die Suche nach der Kaſſette und bekundete mit poſſierlichen Sprüngen ſeine Freude, wenn es ihm gelungen war, dieſelbe aufzufinden.

Der franzöſiſche Naturforſcher Martin ſchildert in ſeinem Werke über das Opium und ſeinen Mißbrauch nachfolgendes Phänomen: Ein reicher Kaufmann von Canton beſitzt einen großen langhaarigen Hund europäiſcher Raſſe, der ſich gewöhnt hat, bei ihm zu ſein, wenn er Opium raucht; er bläſt ihm zuweilen den Rauch auf die Naſe, und ſtatt darüber Mißfallen auszudrücken, wie man doch erwarten ſollte und wie es die Hunde gewöhnlich tun, wenn man ihnen Tabakqualm ins Geſicht bläſt, äußert das Tier vielmehr große Zufriedenheit. Eines Tages verreiſt der Herr, der Hund entbehrt den Opiumrauch, den er ſo liebt, wird traurig und verweigert jedwede Nahrung.

„Der den Tieren innewohnende Inſtinkt“ — ſo ſagt der italieniſche Naturforſcher Bilancioni — „führt ſie zu Handlungen, die immer darauf abzielen, ihr Daſein zu erhalten und die Art zu bewahren.“ Soll man nun in ſolchen Vorkommniſſen eine Ausnahme von der Regel ſehen? Nein: in der Aufnahme ſolcher Reizmittel findet das Tier ein unmittelbares Wohlbefinden, das ſich nicht direkt gegen ſeine Erhaltung richtet, und es überläßt ſich demſelben, ohne die Folgen zu ermeſſen, was — wie dieſer Gelehrte mit Fug und Recht betont — ja auch ſo viele Menſchen tun. Und wir Menſchen haben eine hochentwickelte Vernunft zur Seite,

der entgegen wir uns den größten Schädlichkeiten überlassen. Dürfen wir also der Tiere spotten, wenn sie sich durch schlechte Beispiele, die ihnen ihre Herren und Gebieter geben, oder durch falsche Instinkte irreleiten lassen? Gewiß nicht! Ewald Paul

Die Oudewaterer Hexenwage. — Das an der Yssel belegene holländische Städtchen Oudewater hat sich über zwei Jahrhunderte hindurch eines Privilegiums zu erfreuen gehabt, wie es seltsamer und eigenartiger wohl kaum jemals erteilt worden ist. Von der ersten Hälfte des sechzehnten bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts galt nämlich die Stadtwage zu Oudewater für die allein berechtigte Hexenwage, und dies Privilegium war dem benannten Städtchen von dem deutschen Kaiser Karl V., der in den Niederlanden geboren und erzogen war, ausgestellt worden. Der Ruf, welchen die Wage in dieser privilegierten Eigenschaft besaß, war so groß, daß Leute aus weiter Ferne nach Oudewater pilgerten, um sich dort wiegen zu lassen. Es waren solche, die man zu Hause ungerechterweise der Zauberei beschuldigt hatte, und die sich nun durch diese Art der Hexenprobe öffentlich reinigen wollten. Der Beweis der Unschuld ergab sich, wenn die angeklagte Person schwerer oder doch ebenso schwer war als das Gewicht, welches man nach der vorangegangenen ungefähren Schätzung des Bürgermeisters in die andere Schale gelegt hatte. Man sieht also, das Verfahren war ziemlich willkürlich und ließ bei einigem Wohlwollen, das ja mutmaßlich auch der Stadt eine gute Einnahme zuführte, meistens den erwünschten Ausgang zu. Man betrachtete den Körper des Wagekandidaten und richtete nach der Beschaffenheit desselben das Gewicht ein. Freilich, wer zu leicht befunden wurde, der mußte notwendig ein Zauberer und Hexenmeister sein und stand dann in Gefahr, daheim Gut und Blut zu verlieren.

Welchen praktischen Wert diese Probe hatte, ergibt sich aus dem, was ein Oudewaterer Ratssekretär aus jener Zeit erzählt. Ein gewisser Oberländer sei mit jemand in Streit geraten, der ihm nun im ganzen Lande den bösen

Namen machte, er sei ein Hexenmeister. Man riet diesem vorgeblichen Zauberer, nach Holland zu reisen und sich auf der Stadtwage zu Oudewater wiegen zu lassen, um dadurch die Verleumdung zu Schanden zu machen. Er sei darauf angekommen, aber entweder aus Dummheit oder Furcht, oder weil man ihn nicht gut unterrichtet hatte, ungewogen wieder nach Hause zurückgekehrt. Man fragte ihn dort, ob er die Probe gemacht habe. Weil er es aber nicht bescheinigen konnte, so nahm der Argwohn wider ihn zu; man glaubte, er sei zu leicht befunden worden, folglich schuldig. Das Gerücht kam dem Richter des Ortes zu Ohren, der Befehl gab, den vermeintlichen Zauberer gefänglich einzuziehen. Letzterer aber ergriff die Flucht. Er kam zu jemand, dem es beinahe ebenso ergangen war, und dieser riet ihm, mit ihm selbst nach Oudewater zurückzukehren, um die Wägung vorzunehmen. Beide trafen daselbst ein, der Angeklagte ward gewogen und kehrte diesmal mit den erforderlichen Beweisen zurück, daß er gewogen sei und das richtige Gewicht gehabt habe. Dadurch erhielt er seinen guten Namen wieder nebst seinem Vermögen, das der Richter schon eingezogen hatte.

Wann von diesem Privilegium zum letzten Male Gebrauch gemacht worden ist, vermögen wir mit Bestimmtheit nicht zu sagen, doch so viel ist gewiß, daß in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch vorgebliche Hexen auf der Stadtwage zu Oudewater gewogen worden sind. Th.

Schloß Neuhabsburg in der Schweiz. — Inmitten üppiger Obstbaumhaine am Küßnachter Arm des schönen Vierwaldstätter Sees erhebt sich auf der hochragenden Ramensluh weithin sichtbar ein stattlicher Schloßbau, der in seiner eigenartigen Verbindung von moderner Architektur mit uraltem, ruinenhaftem Gemäuer einen überaus malerischen Anblick gewährt. Es ist das in neugotischem Stil aufgeführte Schloß Neuhabsburg, in das der Baumeister mit großem Geschick die wenigen noch erhalten gebliebenen Reste der alten, historisch denkwürdigen Habsburg einzubeziehen

Schloss Neuhabsburg in der Schweiz.

gewußt hat. Schon in Urkunden aus dem Jahre 1244 geſchieht dieſes Schloſſes Erwähnung. Rudolf von Habsburg, der große Ahnherr des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, hat oftmals hier geweilt, und hier ſoll ſich auch jener für den demütigen Sinn des nachmaligen Kaiſers bezeichnende Vorgang abgeſpielt haben, den uns Schiller in ſeiner Ballade vom Grafen von Habsburg erzählt. Im Pfarrkirchlein der Gemeinde Meggen, zu welcher das Schloß gehört, befindet ſich noch heute ein altes Gemälde, auf dem ganz ſo wie in dem Schillerſchen Gedicht dargeſtellt wird, wie der auf einem Jagdausfluge begriffene Graf dem von dem angeſchwollenen Gießbach aufgehaltenen Prieſter ſein Roß zur Verfügung ſtellt, damit er ohne Säumen ſeinen Weg zu einem Sterbenden fortſetzen könne.

Im Jahre 1352 wurde Schloß Neuhabsburg gleich mancher anderen trutzigen Feſte ein Opfer der von der jungen Eidgenoſſenſchaft um ihre Freiheit geführten Kämpfe. Und Jahrhunderte mußten vergehen, ehe auch hier „neues Leben aus den Ruinen blühte“ und das Schloß mit dem ehrwürdigen Namen in ſeiner jetzigen Geſtalt aus den Trümmern erſtand. Es iſt in ſeinem Innern durchaus modern und behaglich eingerichtet, und von ſeiner Terraſſe aus genießt man einen entzückenden Ausblick auf den See und auf die ſchneebedeckten Häupter der majeſtätiſchen Alpenrieſen. K. E.

Alles ſchon dageweſen. — „Geſetzt den Fall, Sie befänden ſich in einer belagerten Stadt, und die Lebensmittel wären knapp, woher würden Sie ſich mit Proviant verſorgen?“ lautete eine Frage, die dem jungen Napoleon Bonaparte auf der Kriegsſchule zu Brienne geſtellt wurde.

„Vom Feinde,“ lautete die prompte Antwort.

Wie erzählt wird, befriedigte dieſe knappe Antwort ſehr, aber originell war ſie nicht, denn dieſelbe Frage wurde von einem Offizier, dem der ruſſiſche General Suworow ſie ſtellte, genau ebenſo beantwortet.

Ebenfalls nicht mehr originell war Kaiſer Paul I. von Rußland (1796—1801), als er eines Tages ärgerlich über das

ſchlechte Reiten eines Offiziers dieſem zurief, er ſei entlaſſen und könne ſich auf ſeine Güter zurückziehen. Als ihm jedoch gemeldet wurde, der Offizier beſäße kein Gut, antwortete er ſchlagfertig: „So gebe man ihm eines!“ — denn eine gleiche Anekdote kannte man ſchon faſt hundert Jahre vorher.

Der engliſche Schauſpieler und Theaterdirektor Betterton († 1703) wurde nämlich einſt durch das ſtümperhafte Benehmen eines jungen Schauſpielers im beſten Spielen geſtört. Rot vor Zorn eilte er nach der Szene hinter die Kuliſſen und befahl dem Kaſſierer, dem Stümper zur Strafe die Hälfte ſeiner Gage zurückzubehalten.

„Das geht nicht,“ erwiderte der Kaſſierer, „denn der Mann erhält noch keine Gage.“

„Was, keine Gage?“ ſchrie Betterton. „Nun dann zahlen Sie ihm zehn Schilling die Woche und behalten Sie fünf davon zurück.“

Übereinſtimmend mit der engliſchen von Fieldings Porträt gibt es eine franzöſiſche Anekdote. Der engliſche Maler Hogarth bat nämlich ſeinen Freund Fielding ſtets vergeblich, ihm zu einem Porträt zu ſitzen. Nach Fieldings Tode klagte der Maler einſt im Beiſein des Schauſpielers Garrick über den Eigenſinn des Dichters, und daß es ihm nicht gelingen wollte, ihn aus dem Gedächtnis zu malen.

Plötzlich fragte Garrick: „Sah er etwa ſo aus?“

Der Maler blickte auf und war überraſcht von der ſprechenden Ähnlichkeit mit Fieldings Geſicht, die der Schauſpieler anzunehmen wußte. Hogarth malte hiernach das Porträt Fieldings, das noch exiſtiert.

Die franzöſiſche Anekdote lautet folgendermaßen: Der Maler Jean Antoine Gros bedauerte eines Tages im Beiſein Coulons, des Leibarztes Ludwigs XVIII., der über ein bedeutendes ſchauſpieleriſches Talent gebot, lebhaft, daß kein wirklich gutes Porträt des Staatsmanns Villèle vorhanden ſei.

„Sie haben recht, kein einziges zeigt auch nur die geringſte Spur ſeines Geiſtes und ſeines edlen, kraftvollen Charakters,“ erwiderte Coulon und ahmte, während er

ſprach, das Geſicht und die Sprechweiſe des Staatsmannes ſo täuſchend nach, daß Gros es auf der Stelle ſkizzierte und nach der Skizze das einzige gute Porträt Villèles malte. W. St.

Allerlei von Zwillingen. — Um einen Einblick in die Lebensbeziehungen der Zwillinge, in ihr Verhältnis untereinander und zu anderen Menſchen zu gewinnen, hat der engliſche Forſcher Galton einen Fragebogen entworfen und dieſen an eine große Zahl Eltern und Erzieher von Zwillingen verſchickt. Auf dieſe Weiſe erhielt er über zweiundachtzig Zwillingspaare ausführliche Berichte, woraus wir hier einige Züge mitteilen.

Bei einzelnen Zwillingspaaren gab es gar keine, bei anderen nur ſolche Unterſcheidungszeichen, welche allein den nächſten Verwandten bekannt waren. In der früheſten Kindheit trugen die meiſten Zwillinge als äußeres Kennzeichen verſchiedenfarbige Bänder um den Hals. Trotzdem aber kamen Verwechſlungen vor, einmal in einem Bade, ſo daß die Mutter nicht mehr wußte, welches Kind Fritz und welches Hans ſei; dieſes Verſehen konnte nie aufgeklärt werden, und ſein Leben lang wußte Fritz nicht, ob er nicht eigentlich der Hans ſei, und umgekehrt. Ein Maler war einmal beſchäftigt, dreijährige Zwillinge zu malen; er wurde darüber krank und mußte die Arbeit unterbrechen; als er geneſen war und weiterporträtieren wollte, wußte er nicht, welches Klärchen und welches Gretchen vorſtellen ſollte. Sehr häufig kam es vor, daß der eine Zwilling ſtatt des anderen beſtraft oder ärztlich behandelt worden war. Gelang es den Eltern auch mit der Zeit, an feinen Unterſchieden die Zwillinge zu erkennen, ſo gelang dies dem Lehrer in der Schule nie, wenn die Zwillinge, wie gewöhnlich, ganz gleich gekleidet waren. Zwei Zwillingsſchweſtern haben ihren Klavierlehrer oft getäuſcht. Wollte die eine Schweſter einmal die Stunde „ſchwänzen“, ſo ging ihre Schweſter zum Unterricht an demſelben Tage zweimal, ohne daß es der Muſiklehrer merkte.

Bekanntlich erkennen Kinder ſchon in früher Jugend

ihre Eltern genau, und doch schrieb eine Tochter von ihrer Mutter, die ein Zwilling war: „Die Ähnlichkeit ihrer Züge, ihres Wuchses, ihrer Stimme und Manieren mit ihrer Zwillingsschwester war so erstaunlich, daß ich oft als Kind meine Tante für meine Mutter ansah, und wenn sie beisammen waren, glaubte ich, ich hätte zwei Mütter.“ Und ein Mann, der einen Zwillingsbruder hatte, sagte: „Wir waren uns so ähnlich, daß unsere Kinder bis zum fünften und sechsten Jahre uns nicht unterscheiden konnten.“ Zwei Zwillingsbrüder verliebten sich in ein und dasselbe Mädchen; einer derselben erhielt das Jawort, der andere erhielt es zu einer anderen Stunde irrtümlicherweise, und das Mädchen wußte nun nicht, welcher der richtige Bräutigam war.

Galton fand, daß bei Zwillingen bei zunehmendem Alter charakteristische Eigentümlichkeiten, körperliche Gebrechen u. s. w., die man in ihrer Jugend nicht bemerkte, zugleich hervortreten. Bei einzelnen Paaren zeigten sich bei zunehmendem Alter zu ein und derselben Zeit Fingerkrümmungen, andere bekamen zu gleicher Zeit zum ersten Male Zahnschmerzen, und beiden mußte gleichzeitig derselbe Zahn ausgezogen werden; auch das gleichzeitige Ausfallen der Haare, das gleichzeitige Erkranken an einer und derselben Krankheit und der gleichzeitige Tod wurde konstatiert. Ein Vater schrieb von seinen Zwillingssöhnen: „Ihr Gesundheitszustand ist sich merkwürdig ähnlich; erkrankt der eine, so ist unfehlbar nach einigen Tagen auch der andere an demselben Leiden krank, und sie werden gleichzeitig gesund. So war es mit dem Keuchhusten, den Wasserpocken, den Masern 2c.“ Ein anderer Vater schrieb: „Fehlt dem einen Zwilling etwas, so treten stets dieselben Symptome auch bei dem anderen auf. Der eine hatte einen Ruhranfall, und am folgenden Tag hatte der andere dieselbe Krankheit.“ C. T.

Interessante Rechenexempel. — Aus einer beliebigen Zahl leite man eine neue Zahl dadurch her, daß man die erstere umdreht, das heißt ihre Ziffern in umgekehrter Reihen-

folge ſchreibt, und ziehe alsdann die kleinere der beiden Zahlen von der größeren ab. Aus der erhaltenen Differenz bilde man durch Umdrehen eine neue Zahl, welche zur Differenz addiert wird, ſo erhält man als Summe, je nachdem die angenommene Zahl zwei- oder drei- oder vierziffrig iſt und ſo fort, den unten angegebenen Wert. Bei der Umkehrung einer Zahl iſt zu beachten, daß man die Null, an welcher Stelle ſie auch erſcheinen mag, genau wie jede andere Ziffer behandelt.

1. Für zweiziffrige Zahlen Reſultat 99.

Beiſpiele:	85	70
umgedreht:	58	07
Differenz:	27	63
umgekehrt:	72	36
Summe:	99	99.

2. Für dreiziffrige Zahlen Reſultat 1089.

Beiſpiele:	857	310	600
umgedreht:	758	013	006
Differenz:	099	297	594
umgekehrt:	990	792	495
Summe:	1089	1089	1089.

3. Für vierziffrige Zahlen. Die erſte und die letzte Ziffer müſſen verſchieden ſein; ſind ſie gleich, dann Reſultat wie unter 1.
   a) Die beiden mittleren Ziffern ſind gleich; Reſultat 10,989.
   b) Die zweite Ziffer iſt größer als die dritte; Reſultat 10,890.
   c) Die zweite Ziffer iſt kleiner als die dritte; Reſultat 9999.

	a	b	c
Beiſpiele:	3227	5724	5274
umgedreht:	7223	4275	4725
Differenz:	3996	1449	0549
umgekehrt:	6993	9441	9450
Summe:	10,989	10,890	9999.

4. Für fünfziffrige Zahlen. Die erſte und letzte

Ziffer müssen verschieden sein; sind sie gleich, dann Resultat wie unter 2.

a) Die zweite und vierte Ziffer sind gleich; Resultat 109,989.

b) Die zweite Ziffer ist größer als die vierte; Resultat 109,890.

c) Die zweite Ziffer ist kleiner als die vierte; Resultat 99,099.

	a	b	c
Beispiele:	74,045	79,576	82,367
umgedreht:	54,047	67,597	76,328
Differenz:	19,998	11,979	06,039
umgekehrt:	89,991	97,911	93,060
Summe:	109,989	109,890	99,099.

Leicht zu behaltende Resultate erscheinen, wenn man die gefundene Summe jedesmal noch durch 11 dividiert. Man erhält dann als Resultat

bei zweiziffrigen Zahlen: 9
„ drei- „ „ : 99
„ vier- „ „ : 999 oder 990 oder 909
„ fünf- „ „ : 9999 „ 9990 „ 9009.

Die angegebenen Operationen lassen sich natürlich auf Zahlen mit beliebig vielen Ziffern ausdehnen; mit steigender Ziffernzahl erhöht sich jedoch auch die Anzahl der jeweils zugehörigen Resultate. H. Roth.

Wie Friedrich der Große über Beleidigungen dachte. — Dem König wurde einmal von einem seiner Minister berichtet, daß ein Berliner Bürger in der verwegensten Weise über den König schimpfte. „Sire, er redet von Ihnen nur in Ausdrücken wie Tyrann, Despot und dergleichen. Es beseelt ihn offenbar ein grimmiger Haß gegen Eure Majestät."

„Und was ist das für ein Mann?"

„Er heißt —"

„Ich frage nicht nach seinem Namen," fiel der König schnell ein, „daran liegt mir nichts. Ich möchte nur wissen, was er ist."

„Es ist ein Berliner Bürger."

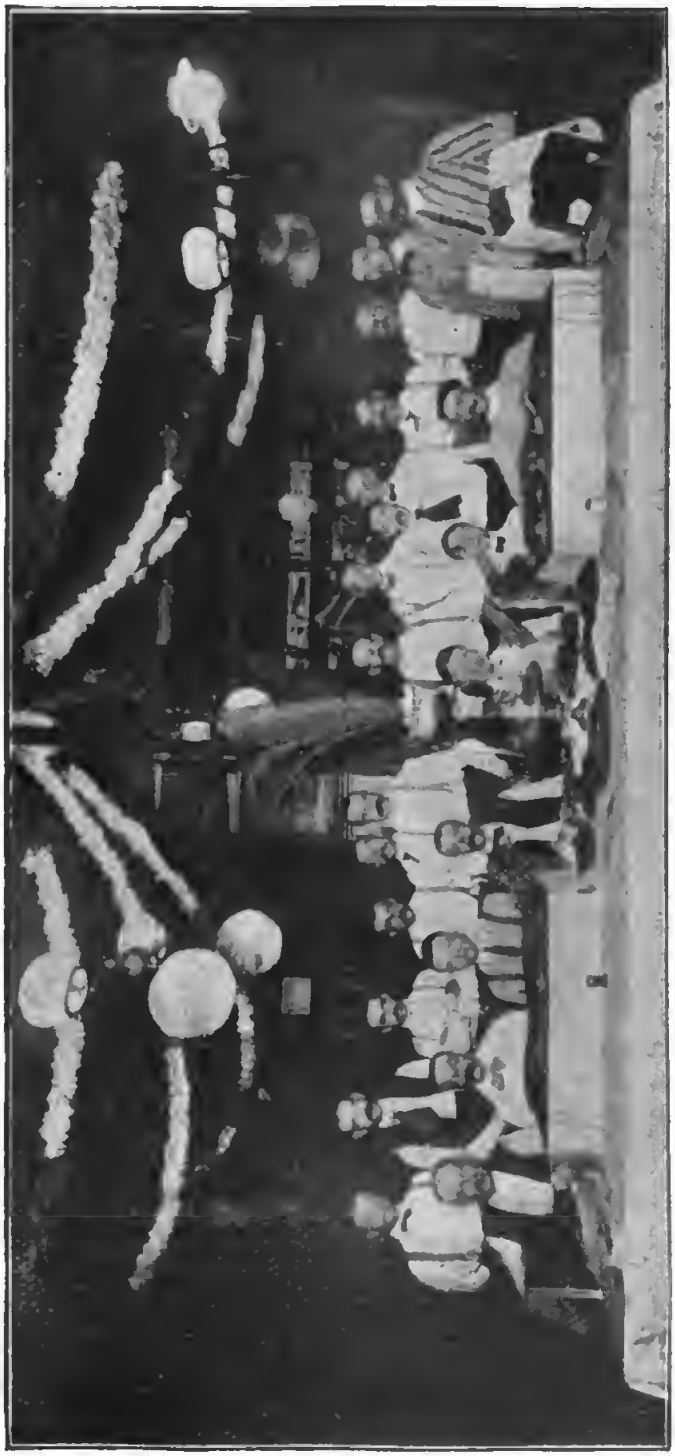
„Sein Stand intereſſiert mich ebenſowenig. Ich wünſche nur zu erfahren, über welche Mittel und Hilfsquellen er verfügt. Kann er zweimalhunderttauſend Mann auf die Beine bringen?“

„O nein, Sire, es iſt ein einfacher Privatmann.“

„O, das gibt mir meine Ruhe wieder,“ meinte Friedrich lächelnd. „Sie begreifen, daß ich, wenn dieſer Menſch, der mich augenſcheinlich nicht liebt, Heere gegen mich ins Feld ſtellen könnte, natürlich Maßregeln ergreifen müßte. Da er aber ſo gänzlich machtlos iſt, kann ich ihn ja ruhig weiterſchimpfen laſſen.“ E. K.

Ein Klapperſchlangeneſſen. — Gebratene Klapperſchlangen hat gewiß noch keiner unſerer Leſer gegeſſen; auch in Amerika, wo die giftige Schlange in vielen Gegenden noch ſehr verbreitet iſt, gilt ihr Fleiſch keineswegs als eßbar. Dennoch hat neulich zu Rocheſter im Staate New York ein feſtliches Mahl ſtattgefunden, bei welchem ein Hauptgang aus gebratenen Klapperſchlangen mit Butterſauce beſtand. Andere Gänge boten Waſſerſchlangen gedämpft (Stew) mit Oliven und Gurken, gekochten Python mit Eierſauce und ſtatt Roaſtbeef gab es Roaſt-Boa-Conſtrictor mit jungem Gemüſe. Dazwiſchen wurde — wohl zur Abwechſlung — auch kalter Truthahn und kalte Zunge ſerviert. Peter Gruber, der berühmteſte Klapperſchlangenfänger Amerikas, genannt „Rattleſnake-Pete“, war der Veranſtalter des Mahls; es fand ſtatt zu Ehren ſeines Kollegen Harry Davies in Denver, Colorado, bei dem er einige Zeit zuvor Gaſtfreundſchaft genoſſen hatte, welche er nun erwidern durfte.

Achtzehn Gäſte waren zu dem Eſſen geladen; nur die wenigſten hatten eine Ahnung gehabt, welches Menü ihrer im Hinterzimmer des Reſtaurants, deſſen Beſitzer der „Klapperſchlangen-Peter“ iſt, harrte. Erſtaunt ſahen dieſe die ſeltſame Dekoration der gedeckten Tafel. Ein Glasgefäß mit einer großen lebendigen Klapperſchlange ſtand in der Mitte, ausgeſtopfte Reptilien aller Art waren zwiſchen die Gedecke gelegt als Erſatz für die ſonſt üblichen Blumen. Um jedes Gedeck waren kleinere harmloſe Schlangen der



Die Teilnehmer am Klapperschlangenessen zu Rochester.

trägeren Art gelegt. An den Wänden hingen zwischen allerhand Bildern Schlangenhäute, Trophäen aus Rasseln von erbeuteten Klapperschlangen und ähnliche Kuriositäten. Erweckte schon dieser Anblick bei der Mehrzahl der Gäste Unbehagen, so mußte die Lektüre der Speisenkarte dasselbe zum Grausen steigern. Und als nun die beiden Aufwärter das erste Schlangengericht auftrugen in kleinen Schüsseln, von denen jeder der Teilnehmer eine vorgesetzt erhielt, griffen die meisten nur zögernd zum Löffel, während andere sich noch besannen,

ob sie sich überhaupt zum Kosten dieser Speise würden entschließen können.

Aber der für Schlangenfleisch begeisterte Wirt ging seinen Gästen mit gutem Beispiel voran; der Ehrengast aus Denver, Professor Davies, griff tapfer zu, und nach den ersten Löffeln rühmte dieser das „Stew" mit so begeisterten Worten, daß die anderen Mut bekamen, wenigstens zu kosten. Aber die Vorstellung, daß das Fleisch giftiger Schlangen eine schädliche Speise sein müsse, wollte bei den meisten nicht weichen. Erst der Anblick des nächsten Gerichts weckte allgemeines Vertrauen. Die Klapperschlangen waren in Stücke geschnitten, paniert und gebraten worden, als handle es sich um ein Fischgericht.

„Rattlesnake-Pete"
in seinem Rock aus Klapperschlangenhaut.
(Nach einer Photographie.)

„Peter hat uns zum besten," rief einer der Gäste, der skeptisch gekostet hatte, „das ist gebratener Aal!"

„Ja, es schmeckt wirklich wie Fisch," rief ein anderer.

Davies verschwor sich, daß es weit besser als Froschschenkel schmecke.

Jetzt war das Essen im Zuge; niemand dachte mehr an das Gift, das die Schlangen ja auch nur in ihren Giftzähnen haben. Von verschiedenen Seiten wurde der Wirt um das Rezept des Gerichtes gebeten. Doch Gruber lehnte

ab; es soll vorderhand noch sein Geheimnis bleiben. Auch die späteren Gerichte fanden Anerkennung, doch einigte man sich am Schluß dahin, daß das gebratene Klapperschlangenfleisch am besten geschmeckt habe.

Natürlich bildete beim Essen das Fangen und Zähmen der großen Giftschlangen das Hauptthema der Unterhaltung. Beim Dessert nahm Professor Davies die lebende Klapperschlange aus dem Glasbehälter in der Mitte der Tafel und spielte mit ihr und anderen. Er ließ sie sich um seinen Hals ringeln, schlang sie in Knoten und ließ ihren Kopf auf seiner flachen Hand ruhen. Dann öffnete er sein Hemd und ließ die Schlange für eine Weile mit dem Kopf hineinschlüpfen. Den erstaunten Zuschauern erklärte er, daß die Klapperschlange nur beiße, wenn sie gereizt werde. Außerdem müsse der Kopf der Schlange fünf bis sechs Zoll vom Ziele entfernt sein, um zu einem Biß auszuholen. Dann öffnete er den Mund der Schlange und legte mit Hilfe eines Taschenmessers die Giftzähne bloß. — Schon Brehm hat berichtet, daß solche Experimente möglich sind; aber er fügt hinzu, daß der Umgang mit Giftschlangen doch höchst gefährlich bleibe. Fast alle Schausteller dieses Schlags büßen früher oder später eine kleine Unvorsichtigkeit mit dem Leben. J. P.

Harry Davies, mit Klapperschlangen spielend.
(Nach einer Photographie.)

Vorschläge eines Kronprätendenten. — Louis de Bourbon-Naundorf, ein angeblich verkannter, aber „allein legitimer"

Erbe der Krone des heiligen Ludwig, der sich ab und zu der Welt in Erinnerung bringt, hat erst jüngst wieder ein Schreiben an die Redaktion des „Journal des Debats" gerichtet, das also lautet: „Da man gegenwärtig die Frage der Durchquerung des Ozeans durch eine Eisenbahn erörtert, benachrichtigen Wir Sie, daß Wir schon am 20. Februar 1883 Unserem Oheim, König Heinrich V., das Projekt einer 500 Meter breiten und 30 Meter hohen Chaussee vorgelegt haben, die mittels besonderer Pfähle mitten im Ozean über dem Niveau des Meeres anzulegen wäre und Brest mit New York zu verbinden hätte. Das Unternehmen hätte den Zweck, die leider noch sehr häufigen Schiffbrüche zu verhüten. Man tut aber immer nur die Hälfte von dem, was Wir vorgeschlagen haben. Wir haben auch vorgeschlagen, daß man die zur menschlichen Nahrung bestimmten Tiere in einer weniger grausamen Weise töten soll als jetzt. Bei jedem Tiere, das den Tod kommen fühlt, ist das Blut verdorben durch die instinktive Furcht vor dem Hintritt, und das Kochen und Braten des Fleisches zerstört oft nicht die Mikroben und Bazillen, die durch den Schreck vor der Vernichtung entstehen. Wir haben ferner vorgeschlagen, daß man das Brot auf mechanischem Wege machen soll, da die Art der Herstellung weniger Gefahren bietet und daher im Interesse des Bäckers und des Verzehrers liegt. Das ergibt sich aus der dreiaktigen Trilogie in Versen, die Wir Ende 1894 der „Comédie Française" zur Aufführung übergeben haben; aber sie ist zurückgewiesen worden. Sie war eben nicht idiotisch genug, um diesen gewöhnlichen Komödianten Unserer Ahnen zu gefallen." E. K.

Ein desertiertes Landwehrbataillon. — Die Militärmacht des vormaligen Fürstentums Fulda bestand zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus zwei Landwehr-Infanteriebataillonen. Dieselben erhielten im Jahre 1814, als die Heere der Verbündeten der nach Frankreich zurückweichenden Armee Napoleons I. auf verschiedenen Punkten über den Rhein nachsetzten, den Befehl, in das südliche Frankreich einzumarschieren, wohin sie ihren Weg durch die Schweiz

nahmen und in Genf einrückten, dann nach Grenoble und Besançon marschierten und längere Zeit in Lyon garnisonierten, ohne jedoch dabei Gelegenheit zu finden, sich an irgend einem Gefechte zu beteiligen. Denn sie hatten sich auf ihrem Marsche keineswegs übereilt, und als sie in Lyon einrückten, waren die Verbündeten bereits in Paris eingezogen (31. März 1814). Ihr Rückmarsch in die Heimat ging nicht minder langsam von statten, denn an der Beschleunigung desselben hatten die Offiziere, welche sich in den schönen Landschaften des südlichen Frankreichs und Süddeutschlands sehr wohl fühlten, kein besonderes Interesse. Die Mannschaften aber litten schwere Entbehrungen, da sie keinen Sold bekamen. Auch fühlten viele von ihnen, welche verheiratet waren, Heimweh und Sehnsucht nach Frau und Kindern, zumal sie, nachdem zu Paris bereits der Friede geschlossen war (30. Mai 1814), nicht einsahen, warum sie noch so lange von Haus, Hof und Geschäft abwesend sein sollten. Hieraus entsprang bei vielen der Entschluß, sich ohne weiteres bei passender Gelegenheit nach Hause zu begeben, welchen sie zur Ausführung brachten, als sie in und um Heidelberg längere Zeit im Quartier liegen mußten. Während eines dort am 19. Juni 1814 von den Offizieren veranstalteten Balles, zu welchem die Militärmusik spielen mußte, und welcher die ganze Nacht hindurch dauerte, rotteten sich unter Anführung zweier Unteroffiziere namens Gaß und Kammandel etwa 300 Mann des Bataillons, welches größtenteils in Ladenburg und in Schriesheim lag, zusammen, rückten in möglichster Stille nach Heidelberg vor das Quartier ihres Obersten v. Zobel, wo sich die Fahne befand, welche sie mitzunehmen beschlossen hatten, um nicht als fahnenflüchtig zu erscheinen, zwangen den Posten, sie einzulassen und sich ihnen anzuschließen, holten die Fahne heraus und suchten noch in derselben Nacht das Weite.

Am nächsten Morgen, als man ihren Abzug gewahrte, hatten die Deserteure schon einen Vorsprung von mehreren Stunden erlangt. Der Oberst v. Zobel, welcher auch noch das erste Landwehrbataillon kommandierte, verzichtete des-

halb auf eine Verfolgung der Ausreißer, zumal er sich auf seine in gleicher Lage mit denselben befindlichen Truppen nicht fest verlassen konnte. Auch marschierten die Deserteure wohlweislich nicht auf der Landstraße, sondern auf Seitenwegen davon und vermieden namentlich Städte, in welchen Garnisonen lagen, wie Frankfurt a. M. und Hanau, zogen vielmehr über den Vogelsberg und Lauterbach in die Nähe von Fulda.

Als der damalige Kommandant dieser Stadt, Oberst v. Buseck, von dem Herannahen des desertierten Bataillons Kenntnis erhielt, erschrak er nicht wenig, da Fulda damals von Truppen fast gänzlich entblößt und demnach einem etwaigen gesetzwidrigen Vorgehen der Deserteure gegenüber schutzlos war. Buseck ließ daher alsbald die Stadttore, soweit sie verschließbar waren, schließen und von einigen ihm noch zu Gebote stehenden Veteranen mit geladenen Gewehren bewachen. Dies hatte jedoch bloß zur Folge, daß die Landwehrleute truppweise durch die übrigen, nicht verschließbaren Tore in die Stadt einzogen, wo sie sich auf dem Domplatze versammelten. Von da rückten sie vor das Haus des Obersten, brachten ihm die Fahne und erboten sich, eine Wache vor sein Haus zu stellen. Die Fahne nahm Buseck an, die Wache aber lehnte er ab.

Nun verlangten die Ankömmlinge auch Quartier bei den Bürgern, welches ihnen auch, in den meisten Fällen sogar gern, gewährt wurde. An den beiden ersten Tagen trieben sie sich lustig auf den Straßen und in den Wirtshäusern umher. Doch schon am dritten Tage nahm die Situation für sie eine ernste Wendung. Denn die Garnisontruppen von Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg waren zusammengezogen und den Deserteuren nachgesandt worden und rückten nun in Eilmärschen nach Fulda vor.

Als die Deserteure dies erfuhren und das Bedenkliche ihrer Lage erkannten, sammelten sie sich wieder bewaffnet auf dem Domplatze. Dort wurden sie jedoch bald von den Truppen umzingelt, die beiden Geschütze mit Kartätschen geladen und vor ihnen schußfertig aufgepflanzt. Der Oberst

v. Buseck forderte die Deserteure auf, sich zu ergeben und die Waffen niederzulegen. Diese erbaten sich eine Bedenkzeit, worauf ihnen eine Frist von zehn Minuten gewährt wurde mit der Drohung, daß sie nach deren fruchtlosem Verlaufe zusammengeschossen werden würden.

Da sie nun einsahen, daß an einen erfolgreichen Widerstand nicht zu denken war, so ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade, wurden hierauf sofort entwaffnet und als Gefangene teils in die Kaserne, teils in das Zeughaus und andere öffentliche Gebäude abgeführt. Die Rädelsführer wurden zunächst in die Kasematten der Hauptwache eingesperrt, sodann unter scharfer Bewachung nach Frankfurt a. M. gebracht und dort vor ein Kriegsgericht gestellt. Einer derselben, Kammandel, hatte sich jedoch schon am Tage vor der Kapitulation der Deserteure davongemacht und soll in holländische Militärdienste getreten und in Batavia gestorben sein. Das Kriegsgericht verurteilte die Urheber und Anstifter der Desertion zum Tode durch Pulver und Blei. Wegen der Eigentümlichkeit des Falles jedoch, da sie, buchstäblich genommen, die Fahne nicht verlassen und auch nicht aus Feigheit, sondern aus Heimweh den eigenmächtigen Rückmarsch angetreten hatten, wurde die Todesstrafe nicht an ihnen vollzogen, sondern in Spießrutenlaufen umgewandelt. Die übrigen Landwehrleute wurden als Verführte betrachtet, in kleineren Abteilungen teils nach Poppenhausen in der Rhön, teils nach Brückenau und Hammelburg verlegt, dort noch einige Zeit im Dienst behalten und dann in ihre Heimat entlassen. Die Fahne dieses Bataillons aber, welche von Frauen und Jungfrauen Fuldas aus blauem Seidenzeuge angefertigt und mit Stickereien versehen worden war, welche auf der einen Seite den Schutzpatron Fuldas, Bonifazius, auf der anderen ein achteckiges Kreuz darstellten, wurde später nach Kassel ins Zeughaus gebracht und soll dort noch zu sehen sein. R. v. B.

Ein interessanter Trinkbecher. — Bei den Hofjagden in Letzlingen, ferner in Hubertusstock u. s. w. gelangt ab

und zu ein alter Trinkbecher, der für gewöhnlich in dem Kaiserzimmer des Jagdschlosses Letzlingen aufbewahrt wird, zur Verwendung. Er stammt von König Friedrich Wilhelm III. her und besteht aus den Geweihstangen eines starken Hirsches, dessen Geweihkrone ausgehöhlt ist, um darin einen silbernen Becher, der etwa eine halbe Flasche Champagner aufnehmen kann, festzuhalten. Der Rand dieses Bechers befindet sich zwischen der Gabel des Geweihes, und nur dadurch, daß man das Gesicht zwischen die Gabel klemmt, wird es möglich, aus dem Becher zu trinken. Wer einen dicken Kopf hat oder sonst ungeschickt ist, begießt sich unfehlbar beim Trinken. Dieser Becher wird nun bei der Jagdtafel regelmäßig den jüngsten Jagdgästen des Kaisers überreicht, welche unter Aufmerksamkeit der Jagdgesellschaft den Becher auf das Wohl der Kaiserin leeren müssen. Geschieht dies, ohne daß etwas von dem Wein vorbeiläuft, so wird dies von dem Kaiser und seinen Gefährten rühmend anerkannt, im anderen Falle werden die ungeschickten Trinker — und dies sind bei der abnormen Form des Bechers die meisten Jagdgäste — gründlich ausgelacht. Auf diesen lustigen Zweck bezieht sich auch die Inschrift, die auf der silbernen Platte an dem Geweihbecher angebracht ist. Sie lautet wörtlich: „Von Seiner Majestät dem König an Ihre Majestät die Königin. Mit der Bitte, gestatten zu wollen, daß dieser problematische Becher bei den großen Jagdpartien in Ihrer Majestät Namen den Jagdjüngsten vorgesetzt werde, um auf Ihre Majestät Gesundheit zu trinken, ohne sich zu besabbern. Fritz." E. K.

Verbrechen als Reklame. — Den Grund zu der recht einträglichen Praxis eines jungen deutschen Zahnarztes, der sich in London niedergelassen hatte, legte, sonderbar genug, ein Dieb, den der Zahnarzt beim Stehlen überraschte. Rudolf St. war, nachdem er seine Studien in Deutschland beendet hatte, zu seinem Vater, der die Interessen eines deutschen Bankhauses in London wahrnahm, gegangen und hatte sich in der englischen Hauptstadt niedergelassen. Aber Praxis wollte sich lange Zeit hindurch nicht einstellen. Ob

die Engländer zu dem jungen Deutschen kein Vertrauen hatten, oder was sonst die Ursache war, wußte er nicht, kurz sein Sprechzimmer blieb einen wie den anderen Tag öde und leer. Eines Abends, als er aus seinem Schlafzimmer noch einmal ins Sprechzimmer zurückkehrte, um ein vergessenes Buch zu holen, befand er sich einem vierschrötigen Kerl gegenüber, der eben im Begriff gewesen war, den Schreibtisch aufzubrechen. Der junge Zahnarzt verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart.

„Was wünschen Sie?“ redete er den Einbrecher an.

Dieser fand keine bessere Ausrede, als zu sagen: „Ich habe schreckliche Zahnschmerzen, und da dachte ich —“

Resolut seinen Operationsstuhl vorrollend sagte der Zahnarzt: „Setzen Sie sich!“

Noch ehe der gänzlich verblüffte Dieb wußte, wie ihm geschah, saß er im Sessel des Arztes.

„Welcher Zahn ist es? Aha! Ich sehe schon.“

Mit diesen Worten steckte er dem Dieb einen Gummiknebel in den Mund, im nächsten Augenblick hatte er ihm auch schon eine Chloroformmaske über Mund und Nase gestülpt, Chloroform darauf geträufelt, und in kürzester Frist war der Dieb bewußtlos.

Nun schlug der Zahnarzt Lärm, und wenige Minuten nachher hatten Polizisten den noch ohnmächtigen Dieb gefesselt.

Als am anderen Morgen der Einbrecher dem Untersuchungsrichter vorgeführt wurde, und der Zahnarzt die Geschichte, wie er den Dieb gefangen hatte, erzählte, wunderte er sich nicht wenig, als man ihm erklärte, daß der Gefangene einer der bekanntesten Londoner Einbrecher sei, den man schon längst gesucht habe. Natürlich bemächtigten sich die Zeitungsreporter des dankbaren Stoffes, und am Abend desselben Tages prangte in vielen Zeitungen das Bild des kühnen deutschen Zahnarztes, und darunter stand die Geschichte der Gefangennahme des Einbrechers. Eine wirksamere Reklame hätte niemand ausdenken können, und Patienten über Patienten eilten dem jungen Deutschen zu. Da er ebenso

tüchtig als kaltblütig und beſonnen war, behielt er ſeine Praxis, ſo daß er jetzt zu den geſuchteſten Zahnärzten Londons zählt. —

Ebenfalls ein Verbrechen machte eine äußerſt wirkſame Reklame für einen Schriftſteller. Unter der Mannſchaft des Segelſchiffes „Leonard", das von Hull nach Rio de Janeiro unterwegs war, brach mitten auf dem Atlantiſchen Ozean eine Meuterei aus. Der Kapitän wurde von den Meuterern erſchoſſen, der erſte Offizier über Bord geworfen, und den zweiten Offizier rettete nur der Umſtand, daß die Meuterer jemand haben mußten, der das Schiff zu lenken verſtand. Sie zwangen ihn, den Kurs zu ändern und auf den Amazonenſtrom zu ſetzen. Wohl wußte der Offizier, daß auch er ermordet werden würde, ſobald das Schiff in Sicht von Land käme, und deshalb war er auf ein Mittel bedacht, ſeine Lage bekannt zu geben. Es gelang ihm, ſich in den Beſitz einer Anzahl Flaſchen zu ſetzen. So oft er nun einen Augenblick Zeit fand und ſich unbeobachtet ſah, ſchrieb er in knappen Worten die Geſchichte der Meuterei, den Namen des Schiffes und ſeinen Kurs auf Blätter, die er aus einem Buch herausriß, das er gerade las und welches den Titel „Ein Seeheld" trug. Die Blätter ſteckte er in die Flaſchen und warf ſie Nachts über Bord.

Eine dieſer Flaſchenpoſten wurde glücklicherweiſe ſchon bald von dem braſilianiſchen Kanonenboot „Chiquita" aufgefiſcht. Und da der Offizier ſo vorſichtig geweſen war, jedesmal, wenn er eine neue Flaſchenpoſt abſandte, die Windrichtung und den zuletzt aufgenommenen Längen- und Breitengrad, wo ſich das Schiff befunden hatte, anzugeben, ſo gelang es dem Kriegsſchiffe leicht, das Schiff der Meuterer aufzufinden. Den Meuterern ebenſo unerwünſcht als unerwartet befand ſich bei Sonnenaufgang eines Morgens das Kriegsſchiff neben dem „Leonard". Soldaten kamen herüber, die Meuterer wurden überwältigt und gefeſſelt auf das Kanonenboot überführt. Das Schiff aber wurde mit braſilianiſchen Matroſen bemannt und ſetzte dann unter dem Befehl des geretteten Offiziers die Reiſe nach Rio de Janeiro

fort. Sieben der Meuterer wurden gehängt, die übrigen erhielten lange Freiheitsstrafen.

Durch diese Flaschenpost nun wurde das Buch und der Name des Autors (John Parminter) überall bekannt, und viele Tausende von Exemplaren seines Romans „Ein Seeheld" wurden in kurzer Zeit verkauft. W. Stelljes.

Treue eines Dieners. — Der Vater des Reformators des englischen Postwesens, Sir Rowland Hill, hatte einen Diener, der dreißig Jahre lang seinem Herrn, einem Arzte, treu gedient und als Muster der Zuverlässigkeit gegolten hatte. Bei seiner Beerdigung hielt ihm Doktor Hill eine Gedächtnisrede. Aber wie erstaunten die Zuhörer, als der Redner nach einer Schilderung des trefflichen Charakters und der tadellosen Führung seines verstorbenen Dieners erklärte, dieser ebenso kluge wie gewissenhafte, gewandte und bescheidene Mann sei vormals ein — Straßenräuber gewesen. „Vor dreißig Jahren," berichtete Hill, „hielt mich derselbe Mensch auf der Landstraße an und forderte mit vorgehaltener Pistole mein Geld. Ohne zu erschrecken, ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein und fragte ihn, was ihn denn zu einem so strafbaren und gefährlichen Handwerk habe verleiten können." Und nun erfuhr er: der Räuber sei früher Kutscher gewesen, jetzt aber stellenlos und, weil er ohne Zeugnisse sei, könne er keinen anderen Dienst erlangen. Er habe sich daher nicht mehr anders zu helfen gewußt, als daß er zum Räuberhandwerk gegriffen habe. „Wir sprachen länger miteinander," fuhr der Doktor fort, „ich bot ihm an, in meinen Dienst zu treten, und der Straßenräuber willigte ein. Seitdem ist er ein musterhafter Diener gewesen. Nach dreißig Jahren starb er in Frieden statt auf dem Schafott. Bis zu dieser Stunde blieb diese Geschichte zwischen ihm und mir ein Geheimnis." E. K.

Büffelfähre auf den Philippinen. — Die Besitznahme der Philippinen durch die Amerikaner, die jetzt im wesentlichen vollendet ist, wird für diese ferne Inselgruppe des ostindischen Archipels ohne Zweifel einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge haben. Gegenwärtig

allerdings ſind die Verkehrsverhältniſſe mit Ausnahme der nächſten Umgebung der Hauptſtadt Manila auf der Inſel Luzon noch erbärmlich, und der natürliche Reichtum des Bodens kann daher nur in ganz geringem Umfange ausgebeutet werden. Nötig iſt zur Erſchließung der Inſeln vor allem der Bau von Eiſenbahnen, Landſtraßen und

Waſſerbüffelfähre auf den Philippinen.

Brücken. Wie es bis jetzt noch in dieſer Beziehung beſtellt iſt, davon gibt uns unſer Bild, das eine Büffelfähre auf den Philippinen darſtellt, einen draſtiſchen Beweis. Da im Innern der Inſeln Brücken über die zum Teil breiten Flüſſe ebenſowenig vorhanden ſind als ordentliche Fähren, ſo helfen ſich die der malaiiſchen Raſſe angehörigen Tagalen auf höchſt einfache Weiſe, indem ſie ihre gebrechlichen Boote von einem Waſſerbüffel über den Fluß oder Strom ziehen laſſen. Der aſiatiſche Büffel, der dort als Haustier die Stelle unſeres Ochſen vertritt und in gezähmtem Zuſtande

ſowohl als Laſttier, wie als Zug- und Reittier verwendet wird, hat die für jene tropiſchen Gegenden unſchätzbare Eigenſchaft, ſich im Waſſer und Sumpf ebenſo leicht fortzubewegen als auf feſtem Lande, und da er ein ausdauernder Schwimmer iſt, ſo wird er ſeinen Dienſt als Motor der Fährboote wohl ſo lange verſehen, bis die amerikaniſche Dampffähre ihn ablöſt. F. Z.

Das gemalte Ordenskreuz. — Dem berühmten franzöſiſchen Maler Horace Vernet diente zu einem ſeiner Schlachtenbilder ein Sergeant der Chaſſeurs d'Afrique als Modell. Der Mann erſchien ihm eines Tages traurig und niedergeſchlagen, und er fragte ihn daher, was ihm denn fehle. Der Sergeant wollte erſt nicht mit der Sprache heraus, dann aber ſchüttete er dem Maler ſein Herz aus. Er war für das Kreuz der Ehrenlegion vorgeſchlagen geweſen, war aber ungerechterweiſe übergangen worden. Der Kummer des braven Soldaten brachte den Künſtler auf eine gute Idee. Er erwartete für den nächſten Tag einen Beſuch des Königs Ludwig Philipp und malte deshalb die Dekoration in auffallenden Farben auf des Soldaten Bruſt.

Als der König das Atelier betrat und das neue Bild beſichtigte, bemerkte Vernet mit ſcheinbarem Bedauern: „Übrigens habe ich mich geirrt; ich glaubte, dieſer Soldat, der ganz großartige Dienſte geleiſtet hat, wäre dekoriert, aber darin habe ich mich, wenn ich recht berichtet bin, getäuſcht. Es iſt ſchade, denn der Orden macht ſich auf dem Bilde ganz ausgezeichnet."

Der König erwiderte ſofort lebhaft: „Sie haben recht. Wiſchen Sie das Kreuz nicht fort, es iſt ganz an ſeinem Platz; ich werde Ihnen ein richtiges ſchicken, das Sie Ihrem Modell in meinem Namen übergeben können." L—n.

Wie man früher Handwerksmeiſter wurde. — Wie man in Schleswig-Holſtein ehedem Meiſter werden konnte, läßt ſich aus einem Plöner Zunftprotokoll erſehen, welches beweiſt, daß ſelbſt zur Zeit der engherzigen Zünfte nicht immer alle die ſtrengen Regeln innegehalten wurden, in denen, wie man heute nicht ſelten hört, damals das Handwerk

seinen goldenen Boden gefunden haben soll. Kam da eines guten Tages, im April 1770, der Tischlergeselle Friedrich August Klein und stellte bei der Tischlerzunft den Antrag, Meister zu werden, obwohl er noch nicht ein volles Jahr aus der Lehre war. Man gab ihm deshalb den Bescheid, er möge gefälligst zunächst entweder die „verordnungsmäßigen drei Jahre" auf sein Handwerk reisen oder auch die königliche Dispensation von den Wanderjahren einholen. Friedrich August Klein hatte offenbar zum Wandern keine Lust und wählte daher das Mittel der Dispensation, scheint aber überhaupt ein besonders braver Gesell nicht gewesen zu sein.

Denn schon im Mai desselben Jahres hatte er sich vor der Gesellenlade darüber zu verantworten, daß er dem Meister Schnack, bei dem er sich auf drei Wochen verdungen, schon nach drei Tagen aus der Arbeit gelaufen sei. Klein wurde verurteilt, das Arbeitsverhältnis innezuhalten und obendrein einen Taler Strafe zu zahlen, wogegen er jedoch ans Gericht appellierte.

Ein Jahr später, am 30. März 1771, requirierte der Gesell die Zunft zur Vorzeigung seines Meisterstückes, einer furnierten Kommode, die jedoch nicht die Zufriedenheit der Amtsmeister fand. Denn diese erklärten einstimmig: „1. daß es nicht linealmäßig sei; 2. daß die Furnierung mit Wachs ausgefuget; 3. daß die Schubladen nicht gleich, so die oberste nicht in die mittelste und unterste geht, wie sich gehört; 4. daß die Schubladen so abstehend, daß ein guter Messerrücken dazwischen gehet, welches sich nicht gehört; 5. die Zahnstriche in der Furnierung überall zu sehen, welches nicht sein müßte; 6. die Schweifung nicht akkurat; 7. das ganze Stück und die Furnierung von nassem Holze."

Natürlich erkannte das Amt die Kommode nicht als Meisterstück und, wegen des nassen Holzes, auch nicht als brauchbares Stück Möbel an. Klein aber war ein echter Querulant, appellierte an den Magistrat, und dieser erkannte, daß er Meister werden sollte, wenn er die Unkosten erstatten und zwei Taler Strafe zahlen wollte „wegen

des schlechten Meisterstücks". Der Geselle erlegte in Summa sechs Taler und wurde Meister. Th.

Eine interessante Inselgruppe. — Man sollte es kaum für möglich halten, daß es im Atlantischen Ozean, der den europäischen Kulturvölkern doch am nächsten liegt, eine ziemlich unbekannte Inselgruppe gibt. Es sind die Salvages, die ziemlich genau unter dem 30. Breitengrade zwischen der Insel Madeira und den Kanarischen Inseln liegen und den Portugiesen gehören. Sie sind vulkanischen Ursprungs und werden wegen der sie umgebenden gefährlichen Riffe von den Schiffen gemieden. So kommt es, daß man fast nie von ihnen hört oder über sie liest. Entdeckt wurden sie schon bald nach der Entdeckung von Madeira im Jahre 1419 und zwar durch portugiesische Seeleute. Ein Versuch der Besiedlung, von dem noch heute die Ruinen von Gebäuden, von einer Zisterne und einer Kanalisation sprechen, scheiterte an dem Mangel an Süßwasser. Die wilden Ziegen und Kaninchen, die heute in ungeheuren Mengen die Inseln bevölkern, werden als die mehr oder weniger entarteten Nachkommen von Haustieren betrachtet, die von den Kolonisten des 15. Jahrhunderts eingeführt wurden.

Die Inseln wurden von den Königen von Portugal immer an den Regierungsbeamten von Madeira verliehen. Zuletzt waren sie im Besitze eines Herrn de Poronha in Madeira, der 1897 starb. Seitdem haben die Erben die Inseln zum Verkauf ausgeschrieben. Wer Lust hat, kann sich also diese Inselgruppe erstehen und auf ihr ein Leben in königlicher Unabhängigkeit führen. Viel Geld wird dazu wohl nicht gehören.

Die drei größten Inseln haben eine Fläche von 5, 3 und 1 Quadratkilometer; die größte, Salvage Grande genannt, hat einen fast kreisförmigen Umriß und tiefe Buchten auf der südlichen und südwestlichen Seite, sonst ist sie überall von steilen, unzugänglichen Felsufern eingefaßt. Aus diesem Grunde und wegen der zahlreichen Riffe ist die Annäherung bei schon mäßig bewegter See unmög-

lich. Der höchste Punkt der Insel liegt 140 Meter über dem Meere. Von ihm aus ist der große Pik von Teneriffa in einer Entfernung von 108 Meilen im Südwesten sichtbar.

Die Eigentümer der Inselgruppe pflegten bisher in gewissen Zeitabständen von Madeira aus ein Segelboot mit einigen Arbeitern nach den Inseln zu senden, die dort der Jagd oblagen und Farbenmoose sammelten, das einzige einigermaßen wertvolle Pflanzenerzeugnis. Im letzten Jahrzehnt fand regelmäßig im September eine Vogeljagd statt, die allerdings eigentlich nur in der Einsammlung von jungen Sturmtauchern bestand. Jedes Jahr wurden durchschnittlich 22,000 junge Vögel dieser Art aus den Nestern genommen. Die Verwertung bestand in einigen hundert Tonnen eingesalzenen Fleisches und Öls und einigen zwanzig Ballen Federn. O. v. B.

Eine einträgliche Schere. — Vor kurzem ließ sich Lord Salisbury, der bisherige englische Premierminister, bei einem Friseur, dessen Laden er sonst nicht zu besuchen pflegte, die Haare schneiden. Der Haarkünstler hatte seinen vornehmen Kunden sofort erkannt, ließ sich aber, solange er denselben unter den Händen hatte, nichts merken. Zwei Tage später kam der Minister an demselben Laden vorüber, und zufällig fiel sein Blick auf das Schaufenster. In demselben hing ein großer Zettel, vor dem sich eine zahlreiche Menschenmenge drängte. Endlich gelingt es ihm, an das Fenster heranzutreten, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er dort die in dicken Buchstaben prangende Ankündigung liest: „Haarschneiden zwei Schilling. Mit derselben Schere, mit der ich Lord Salisbury die Haare geschnitten habe, sechs Schilling.“ Das Geschäft schien glänzend zu gehen, denn das Publikum drängte sich förmlich in den Laden hinein. L—n.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

BLICKENSDERFER

Schreibmaschine

vereinigt bei einfachster u. garantiert dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Systeme. Sichtbare Schrift, auswechselbares Typenrad in allen Schriften und Sprachen.

D. R.-P. No. 53295, 59697, 64836, 70716, 81261.

In wenigen Jahren 70000 Maschinen abgesetzt!

Preis 175 und 225 Mk. ✱ Modell Niagara: Preis 70 Mk.

Vorführung oder Probesendung bereitwilligst; Katalog franco.

Groyen & Richtmann, Köln, Mauritiussteinweg 84 und Hohestrasse 105.

Filiale **Berlin:** Kronenstrasse 68/69.

Dr. Oetker's { **Backpulver,** **Vanillin-Zucker,** **Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

Bildschön!

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt:

Bergmann's Radebeuler Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden.

Schutzmarke: Steckenpferd. ✱ à Stück 50 Pfennig überall vorrätig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart • Berlin • Leipzig.

In obigem Verlage erschien soeben:

Ausführliches Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbüchlein der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs.

Auf Grund der im Deutschen Reich, in Österreich und der Schweiz amtlich vorgeschriebenen Regeln bearbeitet von

K. Erbe,

Rektor des Kgl. Gymnasiums in Ludwigsburg.

In dauerhaftem Einband Preis M. 1.50.

Erbes Wörterbuch der deutschen Sprache ist bestimmt, als zuverlässiges und ausführliches Nachschlagebuch für die Anwendung der neuen Rechtschreibung am Schreibtisch, im Kontor und Geschäft, in Schule und Haus zu dienen. Es enthält außer den neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen

rund 50 000 Wörter,

es ist ein Handbüchlein deutscher Wortkunde, erklärt alle Fremdwörter und darf wohl als das umfassendste Handwörterbuch der neuen deutschen Rechtschreibung gelten. Dank seiner überaus gründlichen, die Ergebnisse langjähriger Forschung und Erfahrung in sich schließenden Bearbeitung, ferner infolge der sehr zweckentsprechenden, das Nachschlagen erleichternden Anordnung und der guten Ausstattung wird sich **Erbes Wörterbuch** als praktisch und unentbehrlich erweisen für alle, welche sich mit der neuen Rechtschreibung mühelos vertraut machen wollen. Man verlange ausdrücklich

Erbes Wörterbuch.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wer Sprachen leicht und ohne Lehrer erlernen will,

verlange für 50 Pfennig = 60 h (in Briefmarken)

Franco-Zusendung eines Probe**briefes** von

Rosenthal's Meisterschafts-System

zur **Selbst-Erlernung** folgender Sprachen:

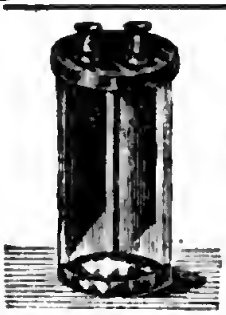
Deutsch	**Italienisch**	**Holländisch**	**Russisch**
Französisch	**Spanisch**	**Dänisch**	**Böhmisch**
Englisch	**Portugiesisch**	**Schwedisch**	**Ungarisch**

(Je 10 bis 20 Lieferungen à **1 Mark** franco.)

Die Methode ist im Gegensatz zu anderen **amüsant, leichtfasslich,** und man erreicht mit Fleiss **sicher** gute Resultate.

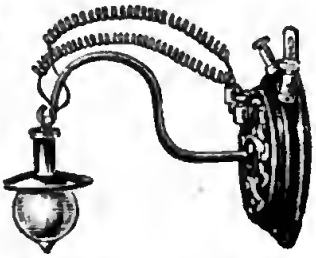
Rosenthal's Verlags-Buchhandlung, Leipzig,
Salomonstr. 16.

Jeder Lernbeflissene sollte nicht versäumen, sich mit dem Wesen der **Elektrizität** bekannt zu machen. Meine elektr. Apparate eignen sich ganz vorzügl. zum Studium der elektr. Kraft.



Neuer illustr. Prachtkatalog über elektr. Lehrmittel, mechan. Spielwaaren, optische Instrumente etc. gratis und franko.

Dynamo-Motor	Mk. 4,50.
Induktions-Apparat	„ 4,40.
Funkeninduktoren	„ 6,00.
Haustelegraph	„ 6,80.
Galvanisieranlage	„ 2,50.
Chromsäure-Element	„ 2,30.
Glühlampe mit Stativ	„ 2,20.
Dynamô-Maschine 4—6 Volt	„ 20,00.



Elektr. Kabinet, interessant, Mk. 20,00, Galvanoplastik-Apparat Mk. 13,60, Elektr. Frage- u. Antwortspiel Mk. 17,00. **Welt-Versandhaus Walter Kirberg,** FOCHE 80 bei Solingen.

Alle die an Hühneraugen leiden

sollen unsern neuen, gesetzlich geschützten Hühneraugenhobel probieren.
Gefahrloses Entfernen jeder Hühneraugen in wenigen Minuten.
Sehr bequeme Handhabung nach genau beiliegender Gebrauchsanweisung.

½ nat. Grösse.

Der Apparat, sehr gediegen hergestellt, ist doppelt so gross wie vorstehende Abbildung und kostet **per Stück Mark 3 franco** gegen Nachnahme. Hauptkatalog unserer sämtl. Waaren mit ca. 2000 Abbild. umsonst u. portofrei.

Stahlwaarenfabrik und Versandhaus

E. von den Steinen & Cie. Wald bei Solingen 313.

The Ohio State University
3 2435 08022382 9
THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 06 12 28 8 13 021 6